L. eleg. g.
16
t. (27,1

Ausland
L. eleg. g.
16 t
27,1

4. Ang. 8. 16t (XXVII, 1

Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek der classischen Romane aller Nationen.

407ter bis 410ter Band.

Die Katakomben von Rom.

4 Theile.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

129 3

Einladung zur Subscription!

In der Franckh'schen Buchhandlung in Stuttgart wird von Ostern 1846 an erscheinen:

Der Erzähler
aus der Heimath und Fremde.

Herausgegeben
von
Carl Spindler.

Jährlich vier Bände in gleichen Zwischenräumen. Jeder Band wird 20 Bogen in 8⁰ stark sein und bei ganz eleganter Ausstattung doch nur 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr. kosten.

Es ist die Bestimmung des „Erzählers," novellistische Gaben aus der Heimath und Fremde in gleichmäßigen Zeitabschnitten und von gleichmäßigem Umfang darzubieten, aus der Heimath in Originalien, aus der Fremde in gediegenen Bearbeitungen der glänzendsten Erscheinungen der in das gegebene Bereich einschlagenden Literatur. In letzterer Hinsicht wird die Auswahl so getroffen werden, daß sich der Erzähler wesentlich von dem in unserem

Verlage erscheinenden, in unzähligen Exemplaren in ganz Europa verbreiteten, „belletristischen Auslande" unterscheidet. Während es nämlich die Aufgabe des belletristischen Auslandes ist, das Vorzüglichste der fremden Romane in einer großartigen Sammlung zu liefern und eine vollständige auswärtige Roman-Bibliothek zu gründen, hat man bei der Redaktion der hier angekündigten literarischen Erscheinung die kleinen pikanten Erzählungen und Novellen im Auge, wie sie bei den gebildetsten Völkern unserer Zeit zu Tage gefördert werden. Wenn wir indessen den Unterschied der beiden Unternehmungen hier feststellen zu müssen glaubten, um jedes mögliche Mißverständniß zu beseitigen, so haben wir doch wohl die Versicherung zu geben, daß darum den Erzählungen aus der Fremde, obgleich die umfangreichen Producte der Romantik einem andern Gebiete überlassen bleiben, nie der Vorwurf der anekdotenartigen Kleinheit zu machen sein wird, wovor wir dadurch, daß wir einen ganzen Band zu gleicher Zeit erscheinen lassen, geschützt sind. — Ein weiteres und hauptsächliches Unterscheidungszeichen zwischen Ausland und Erzähler besteht darin, daß dieser nicht nur von Carl Spindler herausgegeben wird, sondern auch

> in jedem Bande eine Originalerzählung von der Feder dieses unseres gediegensten, berühmtesten, lebenskräftigsten Novellisten

enthält, was der Sache allein schon eine so mächtige Bedeutung verleiht, daß wir diesem neuen Ausflusse unseres

Verlags eine glänzende Zukunft zu prophezeien berechtigt sind. An den Namen von Spindler reihen wir den von W. v. Chezy an, welcher sich in dem von uns vorgezeichneten Gebiete längst rühmlichst bekannt gemacht hat. Bürgt Spindlers fort und fort schaffender, unablässig und überreich strömender Genius einer Seits für die anziehendsten Originalien, so bürgen anderer Seits auch die Art und Weise, wie er seine Stoffe zu behandeln pflegt, wie er dem sittlichen Gefühle stets die vollste Achtung angedeihen läßt, dafür, daß bei den Erzählungen aus der Fremde Alles streng ausgeschieden bleibt, was das Zartgefühl nur entfernt zu verletzen vermöchte. Der Erzähler soll mit Ruhe, ohne eigene Prüfung seiner einzelnen Blätter, in jede Hand gegeben werden können. — Als einen Grundsatz der Redaktion glauben wir bezeichnen zu müssen, daß nur die allerneuesten Erscheinungen der auswärtigen Romantik, nur die Erscheinungen der jedem Bande vorhergehenden letzten Monate Aufnahme finden sollen. Durch unsere Verbindungen in allen betreffenden Ländern erhalten wir Alles, was irgend eine Presse Interessantes für unser Unternehmen liefert, und die Redaktion ist hiedurch in den Stand gesetzt, nur Vortreffliches zu wählen und zugleich kein Erzeugniß von Bedeutung zu übersehen. Die Uebertragungen aus den fremden Sprachen sind in Hände gegeben, von denen sich stets freie Arbeiten erwarten lassen, und man kann mit Bestimmtheit voraussetzen, daß die beiden Klippen, zu starke Germanisirung und dadurch ein Verwischen der Originalität und zu ängstliches Halten an die Worte des fremden Novellisten, vermieden

werden. Und was wir hier bieten und versprechen, versprechen wir nicht allein für den ersten, für den zweiten Band, sondern für alle Zeit, die der Erzähler bestehen wird, der in Saft und Kraft bleiben und, wie er eine gesunde Wurzel in der Lesewelt schlagen muß, so auch gesund und frisch und freudig fortleben und sich einer gleichmäßigen Achtung erfreuen soll, von nun an bis in seine spätesten Jahrgänge.

Stuttgart, im Januar 1846.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

407ter bis 410ter Band.

Enthält:

Die Katakomben von Rom.

Vier Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Gedruckt auf einer Schnellpresse bei J. C. Seitz in Ulm.

Die
Katakomben von Rom.

Roman

von

Paul L. Jakob.

[Paul Lacroix]

Deutsch

Joh. von

Dr. Scherr.

[1]

Vier Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

1.

Susanna im Bade.

Der Maler Hubert Robert, Freizögling der französischen Akademie in Rom, bewohnte im Jahr 1760 mit seinem Freunde, dem Abbé von Saint-Nor, ein kleines einzelnstehendes Haus, unweit von dem ehemaligen Wohnsitze eines Poussin, Salvator Rosa und Claude Lorrain auf dem Monte Pincio, wo sich jetzt noch die hübsche Kirche Trinita del Monte erhebt und den nun eine von Pabst Pius dem **VII.** angelegte, reizende Promenade verschönert.

Dieses wunderschön gelegene Haus, das den Anblick des prachtvollen Panoramas von Rom gewährte, befand sich zur damaligen Zeit in dem ödesten und ungesundesten Theile der Stadt. Der Monte Pincio, den ehemals die Gärten des Lucullus, Sallusts und Domitians bedeckten, zeigte zu jener Epoche dem Blicke des Besuchers Nichts als Brachfeld, Gestrüppe, Schutt und alte baufällige Häuschen, die Wohnungen eines armen Menschenschlages mit kränklichen, leichenfarbenen Mienen, verzehrt vom Fieber oder der malaria, der ungesunden Luft, welche sich gewisser Stadtviertel Roms bemächtigt hatte.

Die Piazza di Spagnia war bereits ausgemessen und trug ihren jetzigen Namen, allein noch erhoben sich daselbst keine Gebäude und die riesige Treppe mit doppeltem Geländer und marmornen Balustraden, die sich

zu Füßen des Klosters Trinita entrollt und ein wundervolles Amphitheater bildet, sah höchstens einige Mönche, einige Pilger und hie und da einen Künstler die fünfhundert Stufen von der Piazza zum Kloster hinansteigen. Seit diese Piazza der Mittelpunkt der ausländischen Bevölkerung geworden, die von allen Punkten Europas hier zusammenströmt und Rom den Tribut ihrer mit Unwissenheit oder Gelehrsamkeit gepaarten Neugierde bringt, hat sie ein lachendes und belebtes Ansehen gewonnen.

Aber Robert und sein Freund beklagten sich nicht über die Einsamkeit ihres der Kunst geweihten Aufenthaltes; beide jung stark und zuversichtlich, glaubten sie sich dem Einfluß der schädlichen Luft unzugänglich, welche die reizende Villa Medicis, an deren Thoren sie ihre Wohnung gewählt, unbekümmert um das Fieber, die Diebe und die französischen Franziskanermönche, ihre Nachbarn, beinahe unbewohnbar machte. Es genügte ihnen, so zu sagen ganz Rom unter ihren Fenstern zu haben und mit Einem Blick die sieben Hügel der ewigen Stadt zu umfassen, welche am Horizonte in einen leuchtenden Punkt auszulaufen scheint, so rein und durchsichtig ist die Atmosphäre, und welche, von Ferne betrachtet, mit ihren Ruinen, ihren Palästen und Kirchen, die, sollte man meinen, von der Hand eines geschickten Malers, der die Effekte berechnet und die Farben in Uebereinstimmung gebracht, hingezaubert sind, immer noch so unermeßlich und prachtvoll erscheint, wie in den schönen Zeiten des Alterthums. Sie hatten recht wohl erfaßt, was Alles Großes, Feierliches und Melancholisches in dem Anblick dieser Hauptstadt der alten und neuen Welt liegt, die jetzt so regungslos, so schweigsam, so todt und nach dem Ausdrucke jenes christlichen Redners so in ihrer Größe begraben ist.

Hubert Robert war nicht älter als sieben und zwanzig; der Sohn frommer Eltern, die ihn frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmten, hatte er Anfangs das Unangenehme eines strengen klösterlichen Zwanges zu

erdulden, was ihm vollends den Muth zu diesem eintönigen Berufe benahm. Man hatte ihn in einem Seminar untergebracht, wo er seinen Hang zum Zeichnen mit Beiseitesetzung aller andern Obliegenheiten befriedigte, ungeachtet der strengen Befehle, die ihm verboten, sich dieser seiner deutlich beurkundeten, vorherrschenden Neigung zu überlassen.

Eine seiner Zeichnungen fiel Michel Angelo Slodtz in die Hände, welcher, erstaunt über die frühreifen Anlagen des Jünglings, den Instinkt und Natur zum Künstler gemacht hatten, ihm Unterricht und Rath ertheilte und ihm voraussagte, daß er ein ausgezeichneter Maler werden würde, weßhalb er denn auch seine Familie dahin stimmte, daß sie seiner künstlerischen Laufbahn ferner nicht hindernd entgegentrat.

Robert verließ nun freudig das Seminar und durchreiste Italien, dieses ausgedehnte Museum, in welchem so viele Meisterstücke der Kunst aufgehäuft sind, diesen klassischen Boden der Maler und der Poeten, diesen immer glühenden Heerd der Offenbarungen und Eingebungen des Genies.

In Rom ließ er sich dann nieder und hatte während mehrerer Jahre keinen andern Meister als das Studium der Monumente, der Punkte und Ansichten, welche in dieser Stadt und ihren Umgebungen eben so sehr die Seele wie das Auge ansprechen. Eine unermüdliche Liebe zur Arbeit wohnte ihm inne, und da der Tag ihm nie lange genug schien, nahm er noch einen Theil der Nacht in Anspruch und malte bei Licht, nachdem er ohne Unterbruch den Pinsel geführt, so lange die Sonne am Horizonte gestanden. Auf solche Art beendigte er eine Menge Ansichten von Landschaften, bevor eines seiner Gemälde, die er seinen Eltern nach Frankreich schickte, durch Zufall dem Herrn von Marigny, Direktor der königlichen Gebäulichkeiten, zu Gesichte kam.

Herr von Marigny war über das eigenthümliche Talent dieses jungen Künstlers so erstaunt, daß er sich von da

an zu seinem Gönner erklärte und ihn unter die Zahl der Zöglinge in Rom aufnehmen ließ, obwohl Robert nie um den Preis der Malerei gewetteifert hatte. Er ward auch nur Freizögling, das heißt, er bezog die Pension eines Zöglings ohne derjenigen der französischen Akademie, damals von Natoire geleitet, welcher mehr durch seinen despotischen und eigenwilligen Charakter als durch sein persönliches Verdienst und seine Arbeiten bekannt ist, einverleibt zu werden.

Robert wohnte also nicht in der Akademie selbst, aber er stand im täglichen freundschaftlichen und auf Studien bezüglichen Verkehr mit den Zöglingen, die in ihm die Eigenschaften seines so edeln, so sanften, so einfachen und so aufrichtigen Herzens schätzten. Unter ihnen allen zeichnete er Nicolaus Fragonard aus, der ihm in keiner Beziehung ähnlich war und von dem er sich doch gleich Anfangs tief und lebhaft angezogen fühlte.

Fragonard, ein Schüler des Francois Boucher, hatte den ersten Preis der Malerei davongetragen, allein sein Aufenthalt in Rom sollte in keinerlei Art Einfluß auf das Genre seines Talentes haben. Angesichts der Stanzen von Rafael und des letzten Gerichts von Michel Angelo hielt er immer an Bouchers Schule. Aufgeräumt, leichtsinnig und launisch, griff er nur wenn ihn die Grille anwandelte zum Pinsel, und nachdem er sich dann dessen mit außerordentlicher Ausdauer und dem Feuer der Begeisterung beinahe Tag und Nacht bedient hatte, warf er ihn weg und vergaß ihn ganze Wochen, bis eine Laune ihn wieder an seine Staffelei hinführte. Zwar muß man gestehen, daß in Folge seiner Schüsse, wie er es nannte, er oft in einigen Stunden mehr zuwege brachte als Andere manchmal in einem Monate, und er rühmte sich, die Leinwand übermalen zu können, bevor der geschickteste seiner Kameraden sich die Palette zubereitet hätte. Er wandte seine Zeit eher als Freund des Vergnügens denn als Liebhaber seiner Kunst an;

er reiste immerfort, ritt in der Umgegend Roms herum, ging auf die Jagd und den Fischfang, war bei allen Zechgelagen, trank Wein aus Orviedo zu seinem Gesang und Guitarrespiel, tanzte, lachte, liebelte und lebte so fröhlich und guter Dinge, als nur möglich, und das Alles unter der Vormundschaft der französischen Akademie, deren strenger Vorsteher Natoire ihn nicht zu tyrannisiren wagte, aus Furcht, eine jener gottlosen Carricaturen zu veranlassen, die Fragonard immer an der Spitze seines Bleistifts trug.

Robert dagegen, obgleich noch freiheitslustiger als Fragonard selbst, mißbrauchte die nicht, die ihm sein Titel eines Freizöglings gestattete; er schien für alle jene Zerstreuungen, welche junge Leute gewöhnlich aufsuchen, gleichgültig; Feste, Tänze, Leibesübungen, Spiel und Liebe vermochten nicht, ihn seiner sitzenden, arbeitsamen Lebensweise zu entreißen und die einzige Erholung, die er sich gestattete, bezog sich wieder auf die Kunst; er übte sich im Kupferstechen, zog auf Schwefel und Blei Abdrücke von Münzen und Medaillen und bildete sich eine Sammlung alter Kupferstiche. Oft verlegte er auch sein Atelier, um der Natur seiner Compositionen selbst willen, ins Freie, und nie auch bei seinen abenteuerlichsten Vorhaben ließ er sich weder von Furcht noch von Klugheit zurückhalten. Eines Tages hatte er die Schwindel erregenden Mauern des Coliseums erstiegen, um eine Ansicht aller der Ruinen aufzunehmen, welche dieses riesige Gebäude umgeben; ein andermal hatte er, in einer Höhe von vierhundert Fuß auf dem äußersten Kranze der St. Peterskuppel sitzend, eine Ansicht von Rom gezeichnet, bei zwanzigmalen hatte er in der Campagna Roms gemalt an abgelegenen, nur Wölfen und Dieben heimischen Orten und die Feinde herankommen lassen, ohne den Kopf umzuwenden. Nicht einen Augenblick hatte Robert je aufgehört, Maler und Künstler zu sein. Man hatte ihn noch nie verliebt gesehen, ausgenommen in seine Kunst

und die Natur, die er nachzuahmen sich bestrebte und in der er unaufhörlich neue Schönheiten entdeckte.

Mit jener Künstlerfreundschaft, die dem Herzen durch den Geist eingeimpft und durch beständige Nacheiferung genährt wird, hatte er sich einem seiner Landsleute zugewandt, welchen die Leidenschaft für Künste gleich ihm nach Italien geführt hatte. Dieser Freund war Jean-Claude, Richard, Abbé von Saint-Non, den Geburt und Vermögen zu hohen Stellungen in Kirche und Staat berechtigten, der aber vorzog, sich ausschließlich der Kunst zu widmen, und daher seine Entlassung als Kirchenrath beim französischen Parlamente eingereicht hatte. Vor ungefähr einem Jahre hatte er, von einer Art Fanatismus für Italien eingenommen, das er, Feder und Bleistift in der Hand, beschreiben wollte, sein Heimatland Frankreich verlassen. Bei seiner Ankunft in Rom hatte er alsobald Robert angetroffen, und ihre Neigungen, ihre Charaktere, ihre Ideen standen gleich Anfangs in solchem Einklange, daß sie mit einander übereinkamen, sich nicht mehr zu trennen und gemeinsam zu wohnen, um sich gegenseitig zu Verfolgung der sich selbst gestellten Aufgabe anzuregen und zu ermuntern.

Der Abbé von Saint-Non, dessen Sanftmuth, Einfachheit und treuherzig gutmüthiges Wesen wohl geeignet war, ihm Freunde zu gewinnen, nahm auch Antheil an der Zuneigung, die Robert für Fragonard fühlte, und diese drei jungen Künstler vereinten sich in rührender, brüderlicher Freundschaft, deren Grundlage die Kunst gewesen und die durch den sonst so schnell entstehenden und schnell sich entwickelnden Künstlerneid weder getrübt noch gestört oder zerrissen wurde.

Wie Fragonard und Robert, so malte auch der Abbé von Saint-Non, allein da er sich in jedem Genre versuchte, überstieg er in keinem die Mittelmäßigkeit und überdieß gab er dem Zeichnen den Vorzug, worin er wirklich eine erstaunliche Fertigkeit besaß. Mit einigen Bleistiftstrichen wußte er genau Landschaften, Gebäude,

Kostüme und Scenen wiederzugeben, die seine Aufmerksamkeit erregten, und man hätte glauben sollen, daß er ein Gelübde gethan, ganz Italien in seiner Mappe zu sammeln. Den Bleistiftszeichnungen gab er Beschreibungen bei, in welchen Verse und Prosa häufig vermischt waren. Er gravirte mit ungemeiner Zartheit und hatte sogar ein weit schnelleres Verfahren als das mit Scheidewasser erfunden und vervollkommet; zu gleicher Zeit beschäftigte er sich auch mit Münzkunde, Archäologie und Naturgeschichte. Jedenfalls war er nicht der Typus jener Abbés vom französischen Hofe unter der Regierung Ludwigs XV. und der Madame Pompadour.

Am Hohendonnerstag des Jahres 1760 hatte sich Robert mit einem jungen Mädchen, das ihm Behufs der Darstellung einer biblischen Scene als Modell für die keusche Susanna, die im Bad von den beiden Aeltesten bedrohte, tugendhafte Jüdin gedient, in seinem Atelier eingeschlossen. Das junge Mädchen, dessen sittsame und bescheidene Kleidung nicht darauf deutete, daß sie im Kostüm des aufzufassenden Gegenstandes dessen Stelle ersetzt habe, weinte, an die Schulter des Malers gelehnt, der ihr die Hände drückte und küßte, ohne daß es ihm gelang, sie zu trösten.

Man sah, daß er jenen Tag seine Pinsel nicht berührt hatte, seine Palette voll fast hart gewordener Farben war zu Boden gefallen, sein Gemälde, dessen ganz vollendeter Hintergrund ein kräftig schönes Bauwerk in orientalischem Style, von Bäumen und Brunnen umgeben, erblicken ließ, schien schon mehrere Tage geruht zu haben, denn die Leinwand war trocken und man hatte in einem schwarzen Grund die Gruppe Susannens und der Aeltesten theilweise, bis an die Köpfe ausgelöscht, deren wahrhaft interessanter Ausdruck ohne Zweifel vor einem ungerechten und barbarischen Urtheil Gnade gefunden haben müßte. Susannas Kopf hatte bewunderungswürdige Aehnlichkeit mit dem Modell, dessen Schamgefühl der Künstler zu verletzen gefürchtet, wenn er sie

in seinem Gemälde auf eine Art entblößt gelassen, wie eine Ahnung davon herbeizuführen das junge Mädchen sich gescheut hätte, und wovon sie auch Nichts vermuthen konnte, da man mit der Malerei schon etwas vertraut sein mußte, um den Gegenstand unter diesen körperlosen Köpfen, die sich über ein formloses Geschmier in Mitte einer majestätischen Landschaft erhoben, zu errathen und klar zu erkennen.

Unstreitig waren auch die Köpfe der beiden Alten nach der Natur gegeben, denn es ließ sich dieß selbst in Abwesenheit der Originale beurtheilen, da sie sich himmelweit unterschieden von jenen unbestimmten und gemeinen Typen, welche die Einbildung aus einem wunderlichen Gemisch verschiedener und oft unvereinbarer Züge sich bildet. Der eine dieser Alten hatte eine gutmüthige, sinnliche, lebensfrohe und lachende Physiognomie, ohne Heuchelei und Bosheit; er beging da nur einen etwas lustigen Streich und seine ehrliche Miene deutete beinahe darauf hin, daß er unfähig wäre, Susannens Tugend Gewalt anzuthun. Der andere Alte aber trug auf seinen Zügen den Stempel der niedrigsten rohen Sinnlichkeit, es mußte dieß ein tückischer Bösewicht sein, dessen geile Fratze der armen Badenden nichts Gutes verhieß, die roth und verweint die Augen zu Boden schlug und sich nur noch mit Bitten vertheidigte.

„Theure Seila!" sagte Robert zu dem jungen Mädchen, dessen stille Thränen ihre Quelle eher in düstern Gedanken als in einem wahren Schmerze hatten, „ich beschwöre Dich, Deine Thränen endlich zu trocknen."

„Diese Thränen erleichtern mich," entgegnete sie, ihre großen schwarzen Augen zu dem Maler aufschlagend, der sie mit zärtlicher Bewunderung anblickte, „ich weiß nicht, welch düstre Ahnung mich heute beklemmt."

„Der Sirocco weht, und sein schädlicher Einfluß verursacht Dir diese unerklärliche Traurigkeit."

„Unerklärlich, sagten Sie? Ja, Sie haben Recht, denn nie war ich glücklicher, o, nie!"

„Und ich!" rief der Künstler und zog sie sanft, so nahe an sich heran, daß ihr Beider Haar sich berührte und ihr Athem sich vermischte, ohne daß sich jedoch der eine Mund dem andern schon genähert hätte . . . „Du liebst mich!"

„Ich muß Sie wohl lieben, da Sie mir so viel Liebe erweisen! Ja, Sie sollen mein Bruder sein!....."

„Dein Bruder! ich will mehr sein; ich wiederhole es unbesorgt, Dein Gatte will ich sein."

„Mein Gatte!" lispelte sie melancholisch und den Kopf mit der Miene des Zweifels und Bedauerns schüttelnd.

„Gewiß, meine Seila, ich werde Dich bald heiraten, nicht wahr? Und müßte ich Dich entführen!"

„Sie werden mich nicht entführen, mein Freund, und ich werde Sie nicht heiraten.... aber ich will auch, das schwöre ich Ihnen, nicht das Weib eines Andern werden; lieber würde ich sterben!"

„Höre meinen Vorschlag: Du siehst dieses Gemälde; es ist noch nicht, was es sein soll, aber ich weiß, ich sehe, was es sein wird, und ich stehe Dir dafür, daß ich ein Meisterstück daraus machen werde, weil ich Dein Bild hineingebracht habe...."

„Nun! und in welchen Bezug soll denn dieses Gemälde zu unserer Heirat stehen?"

„Ich vollende es und biete es als Geschenk dem französischen Botschafter, Herrn von Noriac, der alsdann nicht umhin wird können, uns seinen Schutz zu gewähren und sich für mein Glück zu interessiren. Ich werfe mich ihm dann zu Füßen, anvertraue ihm unser Geschick und bitte ihn, sich bei Deinem Vater vermittelnd zu unsern Gunsten zu verwenden."

„Sie kennen meinen Vater nicht: der Botschafter fände in dergleichen Angelegenheiten nicht mehr Gehör bei ihm als der Pabst.... Sehen Sie, und glauben Sie mir," fügte sie nach einem gedehnten Seufzer hinzu

„es ist besser, wir denken nicht weiter an diese unmögliche Verbindung.“

„Im Gegentheil, daran denken müssen wir, bis wir ein Mittel gefunden haben, das uns zum Ziele führt.“

„Ich hoffe Nichts und dennoch billige ich Alles, was Sie zu diesem Zwecke versuchen werden.... Aber mich dünkt,“ sagte sie, mit zurückkehrender Heiterkeit, die ihre feuchten Augen trocknete, „es bedürfe zur Vollendung dieses schönen Gemäldes, das, wie Sie sagen, Wunder wirken soll, noch ein wenig Arbeit, und nicht um einen Pinselstrich haben Sie es weder gestern noch heute bereichert, Sie Träger!“

„So lange ich Dich zu malen hatte, schöne Seila, fühlte ich ein Feuer, eine Begeisterung, eine Liebe für meine Kunst....“

„Sollte man nicht meinen, das Malen gefiele Ihnen nur im Freien; Sie haben gar bald eine Leinwand überdeckt, wenn eine Landschaft darzustellen ist, und diesen Morgen waren Sie recht im Zuge, als ich Sie auf dem Ponte Molle besuchte, bevor ich mich zu den Juwelieren der Straße Ripetta begab.“

„Du warest nicht bei mir und ich dachte an Dich, indem ich eine Ansicht von dem Orte unsrer ersten Zusammenkunft aufnahm.“

„Wie! den hattest Du nicht vergessen?“ rief sie in kindlicher Freude.

„Kann ich der Orte vergessen, die mir von Dir sprechen?“ entgegnete Hubert Robert, der aufstand, um Seila einen jener kräftigen Entwürfe herbeizuholen, die er der Natur in wenigen Augenblicken zu entnehmen verstand. „Es ist zwar nur eine Skizze, allein Du kannst den Ort, den Horizont, der uns vor Augen lag, den Himmel, den Boden, die Tiber und selbst die Ueberbleibsel jener alten Mauer erkennen, auf welchen wir neben einander saßen....“

„Wie diesen Morgen! Aber das erste Mal schau-

ten wir einander lange sprachlos an und hielten uns die Hände."

„Diesen Morgen aber sprachen wir viel und schauten uns nicht weniger an. Welch' ernste, erhabene Landschaft!"

„Ich konnte sie nicht recht nach Herzenslust betrachten, aus Furcht, in Deiner Gesellschaft bemerkt zu werden."

„Und bist Du ja nicht länger als eine Minute bei mir geblieben, Du Böse...."

„Ja, am Ufer der Tiber; aber hier.... schon allzu lange!" sagte sie, indem sie sich zum Weggehen anschickte.

„Wie! Du willst mich verlassen! Jetzt schon! da wir erst einen Augenblick beisammen sind?"

„Dieser Augenblick, Robert, hat über die drei Stunden gedauert. Wie sich die Sonne schon neigt!" fügte sie ängstlich hinzu, als sie an das Fenster getreten war. „O, mein Gott, ich werde sehr spät zu meinem Vater zurückkehren."

„Was suchst Du nur?"

„Die Schachtel, die ich Rocconi zuzustellen habe, der diesen Morgen abwesend war."

„Die, welche Du mir diesen Morgen gezeigt hast? mit jenem Malachitenschmuck, dessen Arbeit ich bewunderte!...."

„Ja, als wir am Ufer der Tiber saßen," antwortete sie ganz bewegt. „Ich muß ihn wohl dort gelassen haben."

„Glaubst Du das gewiß? Suchen wir noch. Erinnerst Du Dich auch des Weges, den Du gemacht, den Juwelierladen, in welche Du gegangen, bevor Du hieher kamest.... Wie viel mag es wohl werth sein, der Schmuck?"

„Zweihundert Piaster," antwortete Seila in größter Verwirrung. „Ich erinnere mich, die Schachtel, in der er sich befand, auf jenen Haufen Mauersteine gelegt

zu haben, worauf Deine Bleistifte lagen .... Welch' ein Unglück! Ich zittere bei dem Gedanken zum Vater heimkehren zu müssen."

„Ich habe nicht zweihundert Piaster!...." sagte lebhaft Robert, der die ernsten Folgen dieses Unfalls einsah und von der auf den Zügen des jungen Mädchens sich malenden Bestürzung ergriffen war.

„Und wenn wir sie auch hätten!" entgegnete Seila, die kein Mittel gegen den Verlust dieser Kleinodien sah.

„Ich werde sie haben!" rief der Maler und stürzte seiner Staffelei zu; „dieses Gemälde.... Aber in diesem Zustande kann ich es nicht verkaufen.... Ich habe noch einige Hoffnung.... Die Schachtel wird sich vielleicht wieder finden...."

„Ja, wenn seit diesem Morgen Niemand dort vorbei gekommen wäre!"

„Es ist kein besuchter Weg.... Und zudem ist die Schachtel so klein.... Ich eile hin und komme...."

„Das ist unnöthig; es ist überdieß zu weit und da es spät wird...."

„Erwarte mich, liebe Seila, und beruhige Dich; in einem Sprunge bin ich dort und ich bringe Dir schnell die Malachiten oder zweihundert Piaster zurück!"

„Nein, mein Freund, gehen Sie nicht hin! Ich kann nicht warten! Ich will immerhin nach Hause gehen, und...."

„Ich würde mir nie verzeihen, wenn Sie meinetwegen eine üble Behandlung zu erdulden hätten!"

„So beeilen Sie sich denn.... Auf den Mauersteinen rechts, eine blaue Cartonschachtel.... Suchen Sie nicht anderwärts, wenn Sie dieselbe nicht finden sollten, so wird sie leider fortgenommen worden sein.... Mein Gott! wenn man sie nicht mehr fände!"

„Und Richard ist abwesend!.... Bei wem dann die zweihundert Piaster entlehnen?.... Nicht einmal Fragonard ist da, um mir seinen Rath zu geben!....

Leila, vor Allem quäle Dich nicht und verlasse Dich auf mich!“

Das junge Mädchen, welchem diese tröstenden, freundschaftlichen Worte weder Hoffnung noch Vertrauen einflößten, war zu bestürzt, um zu überlegen, welch' einen langen Weg der Maler unternehmen wollte, und die erforderliche Zeit bis zu seiner Rückkehr zu berechnen. Erst als er sie verlassen und sie sich allein und wie eine Gefangene sah, dachte sie daran. Das Getöse der Thüre, welche Robert von Außen zugeschlossen hatte, wiederhallte wie eine Klage in Leilas Seele und erfüllte sie mit einer Art Entsetzen. Eine Viertelstunde wartete sie regungslos auf demselben Platze, horchte dem fernen Stadtgetümmel und befragte ängstlich das leiseste Geräusch, das sich zu nähern schien. Ihre Ungeduld hinderte sie, Zeit und Entfernung abzuwägen, jede Minute glaubte sie, die Thüre müsse sich öffnen und Robert ihr im Triumphe die Schachtel zurückbringen, die sie so unglücklich verloren hatte.

Eine Stunde, eine ewig lange Stunde ging so unter stets wachsenden Aengsten hin, und als sie mechanisch mit kleinen Schritten allmälig einem Fenster sich genähert hatte, das die Aussicht auf das unermeßliche Panorama von Rom gewährte, bemerkte sie, daß die Sonne hinter dem hohen St. Petersdom hinabstieg, und hörte das Vespergeläute von den dreihundert Kirchen der päbstlichen Stadt.

„Schon vor einigen Stunden hätte ich zu Hause sein sollen,“ sagte sie zu sich selbst in tiefster Entmuthigung, indem sie auf einen Stuhl hinsank gegenüber der Landschaft, welche die Tiber mit den Umgebungen des Ponte-Molle darstellte und am Morgen desselben Tages vor ihren Augen kühn entworfen und warm colorirt worden war. „Wie theuer werde ich diese allzu kurzen Augenblicke des Glücks bezahlen müssen! Mein Vater! werde ich ihm je wieder unter die Augen treten dürfen?.... Ach! möchte doch Hubert die unseligen

Malachiten wiederfinden! möchte er nur wenigstens zurückkommen, um mich zu befreien!.... Horch.... Er ist es!...."

Aber das Geräusch, welches sie hörte, kam nicht von der Straße her, es drang aus dem Hintergrunde des Gartens zu ihr, es raschelte in den Laubgängen, man brach Baumzweige, dann erschütterte der Fall eines schweren Körpers den Boden, hierauf helles Gelächter. Erschrocken erhob sich Seila, um zu entfliehen. Eilige Schritte kamen auf das Haus zu: durch den Blätterschmuck eines Rebengeländers erblickte sie einen Mann, einen Mann, der herbeieilte, der auf sie zuzukommen schien. Es war nicht Hubert Robert. Schleunig entwich sie in ein anstoßendes Zimmer und duckte sich zitternd in die dunkelste Ecke eines Hinterkabinettes.

2.

Pater Alexander.

„Robert! Robert!" rief der Mann, der mit Einem Sprunge in Mitte des Ateliers stand. „O die schöne Geschichte!.... Wo bist Du denn, Robert?.... Teufel! wer hat das gemalt?.... Vortrefflich! vorzüglich! bewundrungswürdig! Dieser Schelm von Robert hat mehr Talent als wir Alle: er ist ein Maler, ein großer Maler!"

Die Person, welche durch ihre unerwartete und geräuschvolle Ankunft Seila in solchen Schreck versetzt hatte, besaß jedoch in ihrem Aeußern nichts Furchterregendes noch Zweideutiges. Es war ein junger, gutherziger Mann von edler Figur und hohem Wuchse; schöne kastanienbraune Haare, die in natürlichen Locken herabwallten, umkränzten glorreich seine hohe gewölbte Stirn;

seine blauen Augen, worin sich eine schalkhafte, ironische Munterkeit spiegelte, stralten manchmal in liebreizender Sanftmuth, Schmeichelei und Wollust; sein Lächeln hatte den geist- und gefühlvollen Charakter seines Blickes. Dieser Zauber und dieser verführerische Reiz seiner Physiognomie wurden durch seine klángvolle und harmonische Stimme noch mächtig gehoben; zudem vereinigte er mit jener Geschmeidigkeit des Körpers und Schönheit der Formen, welche ein Erbtheil der Italiäner sind, die Anmuth der Manieren und den eleganten Anstand, die zu allen Zeiten das Privilegium der Franzosen waren. Allein sein Anzug stand in geringem Einklang zu seinen ausgezeichneten körperlichen Eigenschaften und auf den ersten Blick hätte man ihn für einen in seinen Gärtner verkleideten großen Herrn gehalten, mit Ausnahme jedoch der Manschetten und des Spitzenjabots, die im grellen Widerspruche zu der ganz einfachen, wo nicht gemeinen Nankinweste und der unordentlichen wo nicht unreinlichen übrigen Kleidung standen; seine zierlichen enganliegenden Schuhe, seine straff angezogenen Strümpfe zeugten nichts destoweniger von etwas Koketterie, die den hübschen Fuß und das schön geformte Bein hervorzuheben suchte; die ausgespitzte, zarte weiße Hand machte sich ebenfalls bemerklich, und nach ihrem Aussehen zu urtheilen, war sie nicht zu rauher und harter Arbeit geschaffen.

Der junge Mann blieb in Betrachtung versunken vor dem Gemälde, das gleich Anfangs seine Aufmerksamkeit erregt hatte; bald näherte er sich demselben, bald trat er etwas zurück, um die Arbeit des Malers in jeder Hinsicht zu prüfen: er fuhr fort, seinen Beifall durch Geberden und laute Lobeserhebungen auszudrücken, ganz als ob Robert da gewesen wäre und sie hörte.

„Die köstliche Susanna!“ rief er begeistert. „Welch ein Engelskopf! wo zum Henker hat Robert den gefunden? in seiner Einbildungskraft jedenfalls eher als in seinen Erinnerungen, er ist ja so unschuldig. Doch nein,

dieses Gesichtchen ist nach der Natur gemalt. Wo hat er nur ein so bewunderungswürdiges Modell ausfindig zu machen gewußt? In Tivoli, in Frascati oder Albano? Die Alten da haben keinen schlechten Geschmack .... Aber, Gott verzeih' mir, hat denn dieses göttliche Geschöpf nur den Kopf? Robert hat nicht einmal den Leib hinskizzirt, oder dann hat er ihn überdeckt..,. ja, wahrhaftig, er hat da etwas Angefangenes ausgewischt. Gefiel ihm wohl die Arbeit nicht? warum hat er sie nicht neuerdings vorgenommen?... O das reizende Modell! Wenn mir je das Glück würde, ihm zu begegnen, was für eine Pflanzschule von Venusbildern und Göttinnen schüfe ich nicht! Für einen Maler ist ein solches Modell ein wahrer Schatz und ich begreife, daß man expreß nach Rom reist, um ein solches zu finden.... Je mehr ich sie anschaue, diese Göttin, je lüsterner, entzückter, verliebter werde ich. Robert ist Egoist genug, sie vor mir zu verbergen. Im Grunde hat er Recht, denn wohl oder wehe, ich würde sie ihm wegfischen.... Wenn man den Kopf sieht, erräth man das Uebrige, und ich wette, daß Nichts an dieser Schönen von mir unbeachtet bleiben sollte..,, Robert müßte es nicht neuerdings auswischen und ich hätte wenigstens nicht den Aerger, statt eines nackten Frauenbildes nur ein schwarzes Geschmiere vor Augen zu haben...."

Während der junge Mann dieses Selbgespräch führte, hatte er Pinsel und Palette ergriffen und fing an mit erstaunlicher Fertigkeit zu malen. Die Farben, die er, ohne die Lineamente des Zeichnungsstudiums zu befolgen, mit leichter und sicherer Hand austrug, waren mit solcher Kunst combinirt, daß sie den ganzen Körper vorstellten, bevor nur eine seiner Nebenformen skizzirt war. Sein lebenvolles, launiges Gemälde, in welchem der Künstler nur den Effekt im Auge gehabt, stellte Susanna in völliger Nacktheit dar und zwar so, daß die Lüsternheit der beiden Greise sehr begreiflich erscheinen mußte. Die wollüstige Stellung, die er der Heldin jü=

dischen Keuschheit gegeben hatte, entsprach dem rührenden Ausdruck von Scham und Entrüstung, den Robert in das Gesicht der Badenden gelegt, in keiner Weise. Susanna zeigte da sorglos Alles, was sie nach der Bibel zur verbergen sich bemüht, und ihre beiden auf der Brust gekreuzten Hände schienen den strafbaren Absichten der Alten zu entsprechen. Diese, oder vielmehr ihre körperlosen Köpfe, hatten die Aufmerksamkeit des ganz in seine Arbeit vertieften Malers nicht erregt, der Susannas Leib mit allen den leichtfertigen Reizen der mythologischen Venus schmückte.

Seila, die bisher regungslos in ihrem Versteck geblieben, hörte kein Geräusch mehr, denn der Künstler arbeitete schweigend und ohne sich auf seinem Stuhle, in welchen er sich Susannen vorübergesetzt hatte, zu rührend, indem er unablässig auf das schöne Gesicht der Jüden hinblickte, um begeistert davon demselben einen würdigen Körper zu verleihen.

In der Hoffnung, daß der Mann, welchen sie durch das Rebgelände erblickt und dessen Stimme sie starr vor Schrecken gemacht, sich endlich entfernt habe wagte sich Seila langsam aus ihrem Schlupfwinkel hervor und schlich auf den Zehenspitzen bis unter die Thüre des Atelier, wo der Unbekannte sich an der Staffelei zu schaffen machte. Rasch wandte sich dieser um und erblickte noch das entfliehende junge Mädchen. Er erkannte in ihr das Modell der Susanna, welche zu vollenden er sich herausgenommen hatte, und Pinsel und Palett wegwerfend verfolgte er die schöne Furchtsame, welche jedoch trotz dem Schreck, der ihr einen Schrei ausgepreßt, die Geistesgegenwart hatte, die Kabinetthüre hinter sich zuzuziehen und abzuriegeln. Der junge Mann ward daher von dieser Thüre aufgehalten, die er vergeblich zu öffnen oder einzudrücken versuchte.

„Sie würden besser thun, gutwillig zu öffnen,“ sagte er, indem er unaufhörlich an der Thüre schüttelte, die nicht weichen wollte, „ich muß Sie sehen, muß Sie be-

wundern, Sie müssen mich anhören!... Ich will Ihnen fort und fort sagen, daß Sie das schönste Mädchen sind, das ich in meinem Leben gesehen habe.... Ich liebe Sie schon ganz närrisch!... Bitte, aus Barmherzigkeit, zeigen Sie sich ein wenig! Ich schwöre Ihnen, nur zu thun was Sie wollen, ich will Ihnen gehorchen, will Ihr Sklave sein.... Antworten Sie, damit ich wenigstens Ihre Stimme höre!... Hüten Sie sich, mich zur Verzweiflung zu treiben!... Alle Wetter!... sprechen Sie! was befehlen Sie mir?... O geben Sie sich keine Mühe, Sie werden mir nicht entwischen!... Verfluchtes Weib, geh!"

Dieser Monolog, während welchem der junge Künstler unabläßig gegen die Thüre rannte, sie schüttelte und auf alle Weise einzuschlagen versuchte, ward durch zweimaliges Klingeln an der Hausthüre unterbrochen. Seila, welche die Beharrlichkeit ihres unbekannten Verfolgers erzittern machte und die ihre Hoffnung einzig auf die dauerhafte Thüre ihres Zufluchtsortes und die nächstens zu erwartende Rückkehr Roberts setze, glaubte sich gerettet und dankte der Vorsehung.

Der gefürchtete Mann antwortete dem Klingelnden durch zornige Verwünschungen und machte Anfangs Miene, den Störefried draußen zu lassen, allein die Hausglocke ward zuletzt so stark und so heftig angezogen, daß er traurig ihrem Begehren entsprach. Er ging, aufzumachen, und führte gleich nachher einen Mönch in Begleitung eines Jünglings ein, welch Letzteren er mit offenen Armen empfing.

„Fragonard! Du in Rom!" rief mit Erstaunen der Neuangekommene, halb erstickt von der Umhalsung seines Freundes.

„Ich bin diese Nacht angekommen, mein lieber Richard," antwortete der Maler, der wieder heiter und fröhlich geworden, als er seinen Ateliers-Gefährten vor sich sah; „hätte ich volle Freiheit gehabt, so würde

ich Dir einen Besuch auf der Villa Adriana gemacht haben.

„Du hättest mich dort nicht gefunden, seit vier Tagen lasse ich beim San-Lorenzothore nachgraben.“

„Nachgraben! Und was hast Du entdeckt?“

„Nichts; das heißt beinahe Nichts, Ueberreste eines Aschenkruges nebst einigen Urnen voll Asche und Kohle, zwei oder drei Thränenvasen und eine ihrer orthographischen Fehler wegen bemerkenswerthe Inschrift....“

„Und das nennst Du Nichts! Du bist mir wunderlich; die Alterthumsforscher sind ja so gierig nach orthographischen Fehlern.“

„Aus Klugheit ließ ich mit den Arbeiten innehalten, als ich mich überzeugte, daß wir hart an den Katakomben waren.“

„Respekt vor den Katakomben, mein Lieber, man hat Recht, nicht hineinzugehen, weil man schwerlich wieder herauskäme.“

Der Mönch, welcher Richard, den Abbé von Saint-Non begleitete, hatte sich in einiger Entfernung gehalten, um bei den ersten Herzensergiessungen des Zusammentreffens der beiden Freunde nicht lästig zu sein, und das Atelier durchschritten, bis er vor dem Gemälde stand, das er nun aufmerksam betrachtete, ohne vor Susannas historischem Kostüme zurückzuscheuchen, weil er es jedenfalls nicht bemerkt hatte. Als er aber endlich bei einer nähern Prüfung nicht mehr zweifeln konnte, daß er ein nacktes Weib auf der Leinwand sehe, schlug er die Augen nieder, bekreuzigte sich und trat unbefangen zu dem Abbé, der ihn eingeführt hatte.

Dieser gute Geistliche glich so vollkommen dem einen von den beiden Alten auf dem Gemälde, daß kein Zweifel bleiben konnte, er müsse wenigstens dem Maler ohne sein Vorwissen und seine Einwilligung als Modell gedient haben. Er hatte, wie das Bild, eine gutmüthige und naiv joviale Miene, eine offene, ehrliche Physiognomie, ein freundliches, angenehmes Lächeln; er war

eine vortreffliche Menschennatur, die das Klosterleben nicht verstümmelt hatte.

Bei all seinem klösterlichen Ernst und seinen Kasteiungen war Pater Alexander von nachsichtigem, sanftem, zugänglichem und rechtschaffenem Charakter, der ihm auch als Laie eigen gewesen wäre und ihm Achtung und Liebe bei jedem andern Stande verschafft hätte als dem, den er mehr aus Zufall, als aus wahrem innern Berufe gewählt hatte. Er war nicht zum Kapuziner geboren, aber er war es geworden, ohne daß sich eine Veränderung in seiner schönen Seele merklich gemacht hätte, die, von Liebe für alles Gute erfüllt, voller hochherziger Gesinnungen und edler Gefühle immer rein und mackellos geblieben war. Er durfte für einen christlichen Philosophen gehalten werden, obwohl er nicht einmal wußte, was Philosophie ist, denn er war so unwissend, als nur immer ein ächter Kapuziner sein kann. Allein wenn er auch nicht gelehrter war als eben nöthig, um sein Brevier und einige Erbauungsbücher zu lesen, so kannte er doch das menschliche Herz, liebte seine Nächsten und weihte sich mit vollkommenster Selbstverleugnung ihrem Dienste, ihrem Beistande, ihrem Troste, ihrer Veredlung und der Förderung ihres Glückes.

Seine unerschöpfliche und unermüdliche Mildthätigkeit hatte ihn in den Augen des Volkes zu einem Heiligen gemacht, denn man sah ihn unabläßig Almosen spenden, Betrübte trösten, Kranke pflegen und Arme durch liebreichen Zuspruch ermuthigen. Ging er über die Straße, so neigte sich das Volk in Ehrfurcht vor ihm, so nannte es dankerfüllt seinen Namen, so trat es zu ihm hin, um sein grobes wollenes Kleid zu berühren und ihn um seinen Segen zu bitten. Er war Guardian des Kapuzinerklosters in Tivoli, aber man fand ihn nur selten in seinem Kloster, das doch hauptsächlich seinetwegen blühte und sich bereicherte: der Name des padre oder Pater Alexander zog der Brüderschaft deren patriarchisches Oberhaupt er war, ohne beständig

in ihrer Mitte zu leben, fortwährend Vergabungen und Stifte zu. Er wohnte gewöhnlich in Rom, um im Mittelpunkt seiner guten Werke zu sein und thätiger, wie er es nannte, im Weinberge seines Nächsten zu arbeiten. Er hielt sich im Kloster della Conceptione auf, das am äußersten Ende der Piazza Barberini lag, und brachte gemeiniglich nur die Nacht dort zu, da seine Tage durch den Besuch der Stätten des Elends und der Betrübniß, so wie durch mannigfache, mildthätige Werke völlig in Anspruch genommen waren. Er vergaß sich selbst so sehr, daß er nur an Andere dachte, er hatte sich die Erfüllung so vieler erbaulicher Pflichten zum Ziel gestellt, daß er oft bis Abends fastete und dann noch das einfache Mahl, dessen sein entkräfteter Körper bedurfte, auf den folgenden Tag verlegte.

Nicht aus Eitelkeit oder Bußübung legte er sich solche Entbehrungen auf, er wollte nicht den Namen haben, die Fasten fleißiger zu beobachten als seine Mitbrüder, und hätte sein mühvolles, thätiges Leben ihm einige Muße gelassen, so würde er sich's nicht zur Sünde angerechnet haben, sich gegen seinen Magen etwas weniger streng zu bezeigen. Wohl dutzend Mal hatte er täglich Gelegenheit, sich mit an den Tisch der Armen zu setzen, denen er Unterstützungen verabreichte, und nur selten nahm er die Gastfreundschaft an, die man ihm aus vollem Herzen darbot. Sein kräftiges, blühendes Aussehen, seine mäßige Beleibtheit trugen überdieß nicht die Spuren seiner täglichen Enthaltsamkeit, und wenn er sich ein Glas Wein erlaubte, das man ihm aufzwang, so erröthete er nicht, als ob er sich eine sinnliche Handlung vorzuwerfen hätte; sein Gewissen war immer ruhig, ohne Reue über die Vergangenheit, ohne Furcht vor der Zukunft; seine Geistesruhe, die persönliche Sorgen nie störten, paarte sich mit einer gewissen immer gleichen, gemäßigten und mittheilenden Heiterkeit.

Claude Richard, Abbé von Saint-Non, der sich

durch Zufall in Gesellschaft des Pater Alexander befunden, hatte weder in Gewohnheiten, Ideen noch im Charakter einige Aehnlichkeit mit demselben, in der Eigenschaft eines Abbé trug er jedoch das kleine Krägelchen und nur durch dieses Abzeichen gehörte er dem geistlichen Stande an. Seine völlige Gleichgültigkeit für Alles, was nicht zur Kunst und besonders zur Alterthumskunde gehörte, stand mit seiner leidenschaftlichen Begeisterung für Alles, was sich nur von ferne darauf bezog, im heftigsten Widerspruch. Für Nichts in der Welt hatte er eine solche Vorliebe: Vaterland, Eltern, Vermögen, Alles hatte er seinem ausschließlichen Hange zur Kunst und Alterthumskunde geopfert; seine Freunde Robert und Fragonard waren die einzigen lebendigen Wesen, welche in seinem Herzen den leblosen Monumenten der Alten die Wage hielten, und wiederum war es die Kunst besonders, die er in ihnen liebte. Diese Monomanie, die der Aufenthalt in Rom bis auf den höchsten Grad entwickelt hatte, machte den jungen Mann selbstsüchtig, ungesellig, zerstreut und lächerlich, indem sie seine Fähigkeiten beengte und seine Gefühle in ihm erstickte. Er gefiel sich nur bei Gemälden, Statüen, Medaillen, Ruinen und Büchern; er beobachtete und studirte unaufhörlich, aber er dachte nie; er hatte kein Auge für die Frauen der Erde, und könnte sich kein größeres Glück denken, als eine lohnende Nachgrabung anzustellen.

Die Tendenzen seines materiellen und positiven Forschergeistes sprachen sich in jeder seiner Bewegungen, in jedem seiner Worte aus; während den verschiedenartigsten Gesprächen blieb er nie an seinem Platze; unruhig schweiften seine Augen umher, seine Hände waren in steter Bewegung, er war immer rührig, betastete Alles, was in seinem Bereich war, zog aus der Tasche gravirte Steine, römische Münzen, Marmorstücke, schrieb eine archäologische Notiz auf seinem Knie, zeichnete ein Monument aus der Erinnerung. In seiner Unterhal-

tung brachte er keinen andern Gegenstand als die ältere und neuere Kunst vor, und gelehrt und voll interessanter Beziehungen, ermüdete sie dennoch meistentheils die Zuhörer.

Der Abbé von Saint-Non hatte ganz das Aussehen und Benehmen eines Alterthümlers: von niederm Wuchse, mager und dem Anschein nach schwächlich, besaß er außerordentliche Lebhaftigkeit, sein kleiner Kopf, mit der fliehenden niedrigen Stirne neigte sich immer vorwärts, als suchte er dem Gegenstande, den seine durchdringenden Augen entdeckten und aus ihren tiefliegenden Höhlen analysirten, näher zu sein; seine hervorragende Nase schien den Forscherinstinkt zu theilen, der aus seinen Augen leuchtete und seinem halboffenen Munde einen Ausdruck von Aengstlichkeit oder Hoffnung verlieh.

„Und Robert, wo ist denn der?" fragte der Abbé von Saint-Non Fragonard, der eben von ihm weg zum Pater Alexander hingetreten war.

„Wo Robert ist! weißt Du's denn auch nicht, Abbé?" antwortete der Maler, der treuherzig den Kapuziner umarmt, während er ihm einen freundlichen guten Abend wünschte. „Er muß wohl bereut haben, daß er ein bewundrungswürdiges Gemälde angefangen, und so wird er in die französische Akademie gegangen sein, um bei dem fürchterlichen Natoire geziemende Buße zu thun."

„Das wäre mir eine seltsame Grille!" sagte der Alterthümler, der zu dem Gemälde hineilte und dasselbe einer genauen Prüfung unterwarf, ohne den Mund zu öffnen, während Fragonard und Pater Alexander sich gegenseitig ihr Vergnügen über ihre Begegnung bezeigten.

„Ihr seid schon mehr als einen Monat von Rom abwesend?" sagte der Kapuziner mit freundlicher Miene zu dem Maler.

„Ja, **padre**, und ich bin ganz gegen meinen Willen wieder nach Rom gekommen zwischen zwei päbstli-

chen Karabiniere, die mir als Eskorte dienten, wie wenn ich ein Kardinal oder Monsignore gewesen wäre."

„Zwei Karabiniere!" entgegnete scherzhaft der Mönch." Ihr hattet wohl Furcht vor Dieben: das ist mir ein gutes Zeichen für Eure Börse."

„Für meine Börse! die ist schon lange her so flach als möglich, und als ich der Liebe diente, dachte ich gar nicht an sie"

„Werdet Ihr Euch denn niemals ändern, Ihr schlechtes Subjekt! Wann werdet Ihr einmal Roberts Klugheit nachahmen?"

„Du warst im alten Etrurien!" sagte der Abbé von Saint-Non, der sich an die Zeichnung einer alten Lampe gemacht hatte, „bringst Du mir Medaillen, Bronzen, Töpferarbeiten?"

„Habe ich doch mit geraumer Noth meine eigene Haut zurückgebracht! Mit zwei Worten hast Du das ganze Abenteuer. Ich hatte mein Malerhauptquartier zu Ferentino und Frosinone aufgeschlagen, zwei reizende Städte, die unbekannter als Amerika es vor der Entdeckung des Christoph Columbus war, zwei Nester voll hübscher Römerinnen, die Alles, was man in Genzano, in Tivoli und Frascati bewundert, bei Weitem übertreffen, marmorne Göttinnen, nur weniger kalt . . . ."

„Die Frauen dieser beiden Städte sind in der That durch ihre Schönheit berühmt," sagte der gute Kapuziner.

„Aha! **mio padre**, Ihr habt wohl dort gepredigt!" entgegnete schelmisch Fragonard; „ich gratulire Euch dazu . . . . Ich war also im wahren Paradies und machte sehr interessante Studien in Mitte dieser bewundrungswürdigen Modelle . . . . Apropos, mein Vater, was sagt Ihr zu dem, welches Robert für sein Gemälde der Susanna gewählt hat?"

„Ich glaube, Susanna sei in der Bibel in anständigerem Kostüm," antwortete unbefangen Pater Alexander.

„In Frosinone schlief Horaz auf seiner Reise nach Brundusium," unterbrach sie der Alterthümler ohne Arg.

„Ich theile hierin Horazens Geschmack," fuhr Fragonard fort; „aber die männlichen Bewohner dieser glückseligen Städte lieben die Fremden nicht, besonders nicht Maler. Als ich gestern nach der Natur eine der hübschesten Nymphen des Ortes skizzirte, die das gar nicht übel fand, wollten Vater, Bruder, Mann und Freunde dieser Schönheit mit mir Händel suchen, ich entschloß mich dann, den Pinsel wegzulegen und zu den Waffen zu greifen, um den Wüthenden Respekt einzuflößen, da sie nicht Vernunft annehmen wollten. Natürlich setzte es Prügel und ...."

„Ihr habt einen Mann getödtet! mein Bruder!" rief der Kapuziner, die Hände faltend und die Augen zum Himmel erhebend.

„Nein, nicht ganz, aber beinahe. Das macht mich untröstlich, aber was läßt sich ausrichten gegen Zehn? Die Hallunken hätten meiner auch nicht geschont trotz dem Geschrei des jungen Weibes, das mich zu vertheidigen suchte und sie dadurch nur noch wüthender gegen mich aufbrachte. Ich hoffe jedoch, mein Männchen werde nicht daran sterben und mit vierzehn Tagen Wundfieber davon kommen. Nach diesem unglücklichen Streiche wäre ich ohne Gnade todt geschlagen worden, wenn die päbstlichen Karabiniere mich nicht aus den Händen meiner Angreifer errettet hätten mit dem Versprechen, mich nach Rom in's Gefängniß zu führen."

„Pest! das nenn' ich einen saubern Streich!" warf der Abbé ein, „warum aber auch in eine entlegene Gegend gehen, wenn man nicht Nachgrabungen anstellen und Alterthümer sammeln will? Als ob man in Rom nicht besser malen könnte, denn irgendwo!"

„Als ob man bei stetem Malen leben könnte! . . . Man hat mich also mit allen erdenklichen Rücksichten nach Rom geführt und ich kann die Höflichkeit meiner Eskorte nur loben, bei meiner Ankunft in hier ließ ich mich von der französischen Akademie reklamiren, und Herr Natoire erhielt die Vergünstigung, daß ich meinen

Arrest im Akademiegebäude aushalten dürfte, bis diese Angelegenheit in's Reine gebracht wäre. Er ließ mich jedoch nicht vor sich und aus einer Bosheit, die er mir früher oder später büßen soll, schloß er mich in ein oberes Zimmer ein, wo ich ein falsches Licht zum Malen hatte und meine ganze Aussicht sich auf Ziegeldächer, Terrassen und Rauchfänge beschränkte."

„Und wie bist Du wieder herausgekommen, da Du doch einmal in jenem Zimmer warest?" fragte der Alterthümler, dessen Bleistift einen Augenblick ruhte.

„Wie? durch das Fenster. Ich rutschte längs den Dächern hin: man hielt mich für einen Dieb, man verfolgte mich und hätte mich in's Gefängniß gesteckt, wenn ich nicht so gescheidt gewesen wäre, zu sagen, daß ich ein entfliehender Liebhaber sei. So ließ man mich dann gehen, und die ödesten Straßen einschlagend, eilte ich immer der Richtung des Klosters Trinita del Monte zu. Vor dem Hause da stand ein Trupp Leute, die mir die Thüre zu bewachen schienen; ich hielt für unklug, mir öffnen zu lassen, und schlupfte längs der Gartenmauer hin, die ich behend überstieg, ohne von Jemand bemerkt zu werden."

„Und Du hast Robert nicht gesehen?" fragte Saint-Non, sich dem Gemälde nähernd, das er wieder aufmerksam betrachtete.

„Nein, er war abwesend, aber," fügte er absichtlich hinzu, die Augen gegen der Thür gewandt, die sich hinter Seila wieder geschlossen hatte, „ich habe Gründe, anzunehmen, daß er bald zurückkommen wird, und ich will ihn erwarten."

Bei diesen Worten ließ sich ein leises Geräusch wie das Anstreifen eines wollenen Gewandes aus dem Nebenzimmer vernehmen, dann folgte ein leichtes Knistern von Schuhen, die sich in langsamem, schüchternem Schritt zu bewegen schienen.

3.

Das Modell.

„Robert ist da?“ sagte der Abbé von Saint-Non, welcher einen Schritt in das Zimmer that, wo vorher das Geräusch gekommen war.

„Er ist es nicht!“ entgegnete Fragonard, der sich beeilte, seinem Freunde zuvorzukommen, und das Geräusch verwünschte.

„Nun! wer ist es denn, wenn es nicht Robert ist?“

„Ich weiß nicht, und wenn ich es wüßte .... Am Ende ist es Niemand, wenn es nicht etwa Leute sind, die mich holen wollen ....“

„Sei ruhig, ich weiß, woher das Geräusch kommt: Pater Alexanders Stock hat sich an dem großen ledernen Sack gestreift, den er vor sich hingestellt hat, aus Furcht, wir möchten unsre Hände hineinstecken, um zu sehen, ob er nicht Medaillen und Münzen enthält ...“

„Ja wohl, er enthält einige, Paulsstücke und römische Thaler nebst einer schönen Sammlung Baiocchi,“ sagte der Kapuziner mit liebenswürdigem Lächeln: „es ist der Tag der Kollektesammlung für mein armes Kloster in Tivoli.“

„**Ahi, povero!**“ rief Fragonard mit einer komischen Miene des Erbarmens.

„Wir beklagen uns nicht,“ sagte der Mönch freimüthig: „wir üben die Mildthätigkeit und sind reich genug, Kirchengemälde kaufen zu können, abgesehen von denen, welche man uns schenkt.“

„Das da zum Exempel, hochwürdiger Vater?“ entgegnete Fragonard auf die Figur hinweisend, die er skizzirt hatte. „Robert hat in dem ehrlichen Alten, der erröthet, die Augen senkt und seine Hände verbirgt, Euch dargestellt.“

„Ich bin wirklich für den Kopf gesessen,“ ant-

wortete der Geistliche, noch mehr erröthend, als das Bild des Gemäldes bezeigte.

„Habt Ihr diese schöne Person ebenfalls für den Kopf sitzen sehen?“ entgegnete Fragonard, der sich an der Verlegenheit weidete, die er dem Kapuziner durch seine zarten Fragen verursachte.

„Ich glaube, sie mitunter angetroffen zu haben . . . ich kenne sie nicht . . . Robert hat mir sie als höchst achtungswerth geschildert, und dennoch treibt sie da ein Gewerbe, das, schön wie sie ist, ihrer Tugend sehr gefährlich werden muß. Nicht alle Maler sind so bescheiden, wie Robert.“

„Gott sei Dank! . . . Aber sagt mir, Pater Alexander, könntet Ihr so grausam sein, uns um unsre Modelle zu bringen?“

„O gewiß nicht, man behauptet ja, die Malerei könne ihrer nicht entbehren; allein ich möchte eine gewiße Vorsicht beobachtet sehen . . . .“

„Gut! und welche?“ sagte scherzhaft Fragonard mit triumphirendem Gelächter.

„Ich wünschte, daß diese Frauen immer von Jemand im Atelier beaufsichtigt und beschützt würden.“

„Das wäre allerdings sehr erbaulich, ist aber nicht möglich.“

„Die unglücklichen Frauen, die Gesicht und Körper zu den Studien der Künstler leihen, sind schrecklichen Gefahren und der Verführung ausgesetzt. Ich berufe mich auf Eure Gefühle, die edel und hochherzig sind, Herr Fragonard, würdet Ihr dulden daß Eure Tochter, Eure Schwester, Eure Mutter dem Ersten Besten preisgegeben wäre?“

„Das ist ein hartes Wort, mein hochgeschätzter Vater: ein Maler, ein Zögling der französischen Akademie ist nicht so ein Erster Bester.“

„Antwortet mir, Ihr mehr, als Jemand, seid im Stande, zu würdigen, was aus der Unschuld Eurer Modelle wird.“

„Braucht ein Modell unschuldig zu sein? Sitzt man nur, um Ablaß zu kriegen?..."

„Weg, mit so leichtfertigen Scherzen, mein Herr, oder ich entferne mich!" sagte streng der Mönch, der ihm aber bald wieder versöhnt zulächelte. „Mein lieber Herr Fragonard, Ihr bleibt nicht immer in den Vierundzwanzigen."

„Leider Gottes nein, mein Vater, und später kann ich dann auch aus Erfahrung reden wie Ihr... Doch sprechen wir von dem Gemälde, da Ihr daran arbeiten sahet und da es für Euer Kloster bestimmt ist."

„Das glaube ich nicht, und wenn Robert noch den großmüthigen Gedanken hätte, uns dasselbe anzubieten, so würde ich ihn ersuchen, Etwas daran abzuändern, das uns verhindern müßte, es anzunehmen."

„Die Stellung der Frau ist ungeschickt, wenn auch der Kopf bewunderungswürdig ist," sagte Saint-Non, der an seiner dritten ithyphallischen Lampe war, die er Pater Alexanders Augen nicht entziehen wollte.

„Ungeschickt! ungeschickt!" murmelte Fragonard, indem er den Pinsel wieder zur Hand nahm, um sein Werk zu vollenden und auszubessern. „Was ist denn da zu ändern?" fragte der Mönch.

„Susannas Kostüm vorerst," sagte der Kapuziner ohne Ziererei und falsche Prüderie: „mit einigen Pinselstrichen ist eine Bekleidung da; dann der Kopf des zweiten Alten, der all zu ähnlich ist..."

„Dem des Monsignore Badolfo, des Großinquisitors!" rief Fragonard, dem bis dahin diese Aehnlichkeit noch nicht aufgefallen war; „der ist wirklich erstaunlich, schrecklich treu!"

„Ich weiß nicht, warum Robert, der sanft ist wie ein Lamm, einen solchen Haß auf den Großinquisitor werfen konnte," sagte Saint-Non, welcher ebenfalls die Aehnlichkeit bestätigte, die man unmöglich nur dem Zufall beimessen konnte.

„Monsignore Badolfo besitzt den einzigen Fehler,

den heiligen Dienst mit übertriebenem Eifer zu versehen oder vielmehr die Juden mit allzuheftiger Erbitterung zu verfolgen."

„Robert ist doch kein Jude, so viel ich weiß!" warf Fragonard ein, der so eifrig malte, als hätte er an einem seiner eigenen Gemälde gearbeitet; „allein es ist gewiß, daß Monsignore und Robert einander nicht leiden mögen."

„Ich habe Robert schon Vorwürfe darüber gemacht," sagte der Kapuziner, „und er hat mir geantwortet, daß der Großinquisitor ihn des Judenthums beschuldigt, weil man ihn mehr als einmal in Ghetto gesehen habe."

„Was that er nur in dem schmutzigen, häßlichen Quartier?" murmelte Saint-Non vor sich hin: „es gibt doch nicht einen einzigen alten Stein dort."

„Gibt es denn nur Steine auf der Welt?" sagte lebhaft Fragonard. „Ich bin mehr als ein Mal ins Ghetto gegangen, mag mir's der Herr Großinquisitor übel nehmen oder nicht, und ich habe dort prächtige Jüdinnen gesehen."

„Dieser Teufels Fragonard denkt nur an Bagatellen," brummelte zwischen den Zähnen der Abbé von Saint-Non. „Es lohnt sich wohl der Mühe, so viel Talent zu haben und in Rom zu sein!"

„Mein Freund, eben weil ich in Rom bin, liebe ich schöne Weiber."

„Es scheint, Robert kehre nicht heim," sagte Pater Alexander, um das Gespräch, das ihm unangenehm war, abzuschneiden; „der Tag neigt sich, Herr Abbé, wir werden gut thun, uns auf den Weg zu machen."

„Ihr wollt gehen!" rief Fragonard, der seine Freude, sich wieder allein zu sehen, nicht bergen konnte: „wo wollt Ihr denn eigentlich hin?"

„Wir kehren nach Tivoli zurück," antwortete Saint-Non, der bei der Mahnung des Kapuziners aufgestanden war; „ich, ich will meine Arbeiten bei der Villa

Adriana fortsetzen und Pater Alexander wird in seinem Kloster erwartet wegen der Vorrüstungen des Osterfestes."

„Ich komme Samstags vor den heil. Ostern wieder, wegen der Taufe der Juden in San-Giovanni di Laterano," fügte der Mönch hinzu.

„Wenn Ihr Samstags in Rom seid, Padre, so wird man Euch jedenfalls sehen und vielleicht anerbiete ich Euch ein Gemälde für das Refektorium Euers Klosters. Leb wohl, Richard, entdecke uns einen Laocoon oder einen Apollo des Belvedere."

„Du willst hier bleiben, Du?" entgegnete der Abbé ihm die Hand drückend. „Komm doch lieber nach der Villa Adriana."

„Du würdest dort den Wirth machen, nicht wahr? Guten Abend, mein Vater, und **ora pro nobis**."

Mit diesen Worten beeilte er sich, seinen Freund und den Kapuziner zu verabschieden, als plötzlich ersticktes Schluchzen aus dem Nebenzimmer ertönte; sie wandten sich Alle zugleich jener Seite zu, Fragonard mit einer Geberde des Unwillens, die beiden Andern mit der Miene des Erstaunens; sie horchten hin, um sich zu überzeugen, daß es keine Täuschung sei: das Schluchzen ließ sich deutlicher und häufiger vernehmen.

„Robert!" riefen wie aus Einem Munde der Abbé und Pater Alexander. „Gewiß weint doch er nicht da drinnen."

„Macht nur keinen solchen Lärm, meine Herrn," sagte Fragonard leiser, „es ist eine Frau!"

Die Thüre des Zimmers, in welchem Seila eingeschlossen war, hätte nicht ohne Gewalt geöffnet werden können, wenn der Abbé von Saint-Non nicht durch eine andere Thüre, zu welcher er den Schlüssel hatte, in das Zimmer gedrungen wäre, in das er nun auch Fragonard und Pater Alexander führte. Sie fanden das junge Mädchen weinend und das Gesicht mit den Händen bedeckend in einer Ecke sitzen. Als sie endlich wagte, die Augen zu den drei Männern aufzuschla-

gen, die sie staunend anblickten, that sie es noch von der Hoffnung beseelt, Robert unter ihnen zu sehen; dann aber floßen ihre Thränen reichlicher statt zu versiegen. Der Anblick des Mönches hatte jedoch den Schreck gestillt, der sie ergriffen, seit Fragonard Miene gemacht, sie zu verfolgen, allein ihre Verzweiflung war um so größer und tiefer.

Ihre bewundrungswürdige Schönheit flößte Anfangs dem Pater Guardian jene Theilnahme, jenes Wohlwollen und Interesse ein, die ein junges, schönes, weinendes Weib einzuflößen immer gewiß ist. Der Abbé von Saint-Non hatte beim ersten Anblick das Modell der Susanna des Gemäldes erkannt. Fragonard aber ward nicht müde, sie zu bewundern, indem er tausend Pläne, die alle das gleiche Ziel, das einer verliebten Eroberung hatten, in seinem Kopfe wälzte.

Seila war klein von Wuchs, aber dieser Wuchs, zart und abgerundet und in Uebereinstimmung mit den anmuthsvollen schwellenden Formen, besaß alle die Vollkommenheit und den ganzen Reiz, den die Kunst ihren idealsten Schöpfungen geben kann; ihr Kopf, den ein Diadem von schwarzen, in feine Flechten geordneten, glänzenden Haaren umgab, nahm bald den Ausdruck eines edeln, königlichen Anstandes, bald der wollüstigen Hingebung einer Buhlerin an. Ueber ihren Zügen, so rein und so correct wie die einer antiken Camee, lagerte gewöhnlich ein melancholischer Schleier, der sich zeitweise über den leuchtenden Blick ihrer großen Augen und den leidenschaftlichen Ausdruck ihres Lächelns zog, wie jene Wolken, die oft unter dem tiefblauen freundlichen Himmel Italiens hineilen und ihre Schatten über die im Sonnenglanz stralende Erde auswerfen. Ihre Havt war nicht brauner und ihre Zähne waren nicht weniger weiß, als die Zähne und die Hautfarbe der Römerinnen, und doch lag in ihrer zugleich stolzen und sanften Physiognomie der unbeschreibliche Charakter fremden Blutes.

„Wohlan! Vater Alexander?!“ sagte Fragonard mit triumphirender, ironischer Miene: „Robert ist demnach so gut ein Taugenichts als ich.“

„Mein Kind, warum weinst Du?“ fragte der Geistliche, der sich Seila genähert hatte, in gütigem Tone.

„Auf solche Weise hätte Robert seine Susanna darstellen sollen,“ bemerkte Saint-Non, welchen Kunstsinn auch in den der Kunst fremdesten Lagen nicht verließ, indem er die malerische Stellung des jungen Mädchens betrachtete.

„Antworte mir, mein Kind,“ hob der gute Mönch wieder an, der auf seine wohlwollende Frage keine andere Antwort als einen mißtrauischen, beinahe furchtsamen Blick erhalten hatte. „Was verursacht diese Thränen?“

„O mein Gott! meine Herrn, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich von hier fort!“ sagte sie mit flehender Stimme.

„Keiner von uns will Dein Weggehen hindern,“ entgegnete Pater Alexander, in dem er Seila Platz machte, die schwankend aufgestanden war und neue Ströme von Thränen vergoß.

„Ohne Zweifel hat Niemand das Recht, sich Ihrem Weggehen zu widersetzen,“ sagte galant Fragonard, der sie am Arme ergriffen und wider ihren Willen zurückhielt, „aber wir Alle beschwören Sie, zu bleiben.“

„Ich muß noch diesen Augenblick fort,“ sagte sie in höchster Aufregung, indem sie sich den Händen, die sie hielten, entwand. Ich bin nur schon allzulange hier geblieben! Wollte Gott, ich wäre nicht hergekommen.... heute!“

„Herr Fragonard, ich fordere Euch auf, Euch dem Weggehen des armen Kindes nicht zu widersetzen!“ rief Pater Alexander, der nothwendig fand, des Malers lustiger Neckerei ein Ziel zu setzen.

„Ich halte Sie nicht mehr zurück, Mademoiselle; ich bitte Sie nur um die Erlaubniß, Ihnen meinen

Arm anzubieten und Sie sicher nach Hause zu bringen. Die Nacht bricht an und mit ihr ein Gewitter."

„Ein Gewitter?" wiederholte Saint-Non, der ans Fenster eilte, um sich von der Richtigkeit dieser Prophezeiung zu überzeugen." Ja gewiß, ein prachtvolles, fürchterliches Gewitter.... Wir werden gut thun, es nicht abzuwarten und die Pferde zu besteigen, Pater Alexander,"

„Allerdings, ich rathe, Euch so schnell wie möglich auf den Weg zu machen," versetzte Fragonard, der sich noch einmal mit der Hoffnung schmeichelte, sie weggehn zu sehen: „bevor eine Stunde vergeht, bricht das Gewitter aus und wird die ganze Nacht dauern. Beeilt Euch daher!"

„Ich werde nie den Muth haben, wieder vor meinem Vater zu erscheinen!" murmelte Seila, die dicht an der Thüre gegen die Straße wieder auf einen Sessel sank und häufig Thränen vergoß.

„Vor Deinem Vater, mein Kind?" sagte der Kapuziner, der dieser Klage zugehört hatte. „Du bist also strafbar? Du fürchtest den Zorn des Vaters?... Was hast Du gethan?"

„Ich, mein Herr!" erwiederte sie, den Verdacht begreifend, welchen ihre Anwesenheit in Roberts Hause und zu dieser ungebührlichen Stunde, ihre Thränen, ihre Verlegenheit und die Furcht, welche sie bezeigte, zu ihrem Vater zurückzukehren, erwecken mußten. „Herr Hubert Robert hat mich gebeten, ihm für ein Gemälde der Susanna zu sitzen, welches er angefangen hatte, bevor er je mit mir zusammengetroffen, und ich willigte ein, ihm als Modell zu dienen .... Und jetzt habe ich die Schachtel mit Malachiten verloren, welche mein Vater mir anvertraut hatte ...."

„Wer ist Dein Vater?" fragte der Kapuziner, der nicht errieth, welche Rolle die Schachtel mit Malachiten in gegenwärtigem Umstande spielen konnte, und diese

unzusammenhängende Antwort der Verwirrung der jungen Unbekannten zuschrieb.

„Mein Vater .... Sie kennen ihn nicht ...." antwortete Seila zögernd und die Stirne senkend, um ihr Erröthen zu verbergen.

„Schaut, padre Alexander," unterbrach sie hastig Fragonard, „mit Euren Fragen, die zwar aus gutem Herzen kommen, verdreht ihr dem Mädchen den Kopf. Es wäre christlicher von Euch, sie nicht in solche Verlegenheit zu bringen."

„Ich danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie mir gütigst beweisen," entgegnete Seila, die vor Allem fürchtete, bei Fragonard allein zu bleiben oder von ihm nach Hause begleitet zu werden. „Ich fühle mich jetzt besser und ich will allen meinen Muth zusammennehmen, um heimzukehren. Wie viel Uhr mag es jetzt sein, ich bitte?"

„Die Annäherung des Gewitters verursacht die frühe Dunkelheit," antwortete der Kapuziner. Es hat noch nicht sieben Uhr geschlagen."

„Sieben Uhr! ist es möglich?" sagte mit tiefem Schmerz die arme Seila, welche nicht mehr die Kraft besaß, aufzustehen, noch sich zu ermannen. „Es ist geschehen, ich kann nicht mehr zu meinem Vater zurückkehren! .... Und Robert, Robert kehrt auch nicht wieder!"

„Schnell, fort, auf den Weg!" rief der Abbé, den Kapuziner am Rocke ziehend; „wenn wir noch eine Minute zögern, so werden wir von dem Gewitter überrascht, das sich über Rom zusammenzieht und zwischen den sieben Hügeln ausbrechen wird."

Mio padre, habt Ihr denn Augen, um nicht zu sehen?" sagte Fragonard den Kapuziner bei Seite nehmend, der sich nicht entfernen wollte, bevor er das junge Mädchen, das er von der kecken unternehmenden Galanterie des Malers bedroht sah, in Sicherheit

wußte, „seht Ihr denn nicht, daß dieses Mädchen eine Jüdin ist? **horrendum!**“

„Eine Jüdin! glaubt Ihr? Woran erkennt Ihr das? ... Und wenn dem auch so wäre, was liegt daran?“

„Man braucht nur einmal Jüdinnen gesehen zu haben, um sich nie mehr zu täuschen, wenn man eine antrifft ... Ihr würdet klug thun, Pater Alexander, Euch auf den Weg zu machen; das Gewitter wird fürchterlich, und wenn der Großinquisitor hier vorüber käme....“

„Mein Kind, komm mit mir,“ sagte der Mönch mit lauter Stimme und einem ernsthaften, überzeugenden Ausdruck, der so viel Macht über Seila hatte, daß sie mechanisch gehorchte und den ihr von dem Greise gebotenen Schutz annahm.

„Einen Augenblick, mein Vater!“ sagte halblaut Fragonard, erstaunt und von dem plötzlichen Entschluß des Kapuziners außer Fassung gebracht, „ich werde nicht dulden, daß Ihr Euch dem Tadel des Großinquisitors aussetzt ... Alle Wetter! Ihr sollt mir diesen guten Fang nicht wegnehmen ... Ihr wißt wohl, dieß reizende Mädchen will nicht, kann nicht zu ihrem Vater zurückkehren ....“

„Herr Fragonard,“ entgegnete Pater Alexander mit dem Tone ruhiger und fester Autorität, die aus dem Bewußtsein des Rechts entspringt, „ich habe noch so viel Achtung vor Eurem Charakter, wie leichtsinnig er auch sei, um zu hoffen, daß dieser Scherz ein Ende nehmen wird.“

„Ich scherze nicht, ich widersetze mich einer Unklugheit von Eurer Seite. Wenn man Euch auf der Straße anträfe mit ....“

„Komm, mein Kind!“ unterbrach ihn ernst der Mönch, indem er das Mädchen bei der Hand nahm, um sie wegzuführen ungeachtet des trotzigen, ungeduldigen Widerstandes des Malers. „Herr Fragonard, habt die Güte, unserm Freunde zu sagen, daß ich that,

was er selbst gethan hätte, und daß er sich um die Person, die er bei sich zurückgelassen, keine Sorge mache."

„Ach, mein Vater, Ihr seid nicht großmüthig," entgegnete Fragonard bitter: „Ihr mißbraucht meine Lage als Gefangener, Ihr setzt die Achtung vor Euerm Gewande, die Freundschaft, die ich für Euch hege, auf eine harte Probe . . . . Teufelspfaffe!" fügte er zornig hinzu, als die vor ihm sich schließende Thüre seine Rede unterbrochen hatte, „ich wünsche Dir nichts Böses, weil Du wirklich eine gute Haut von einem Kapuziner bist, aber ich trage Dir wüthenden Groll nach . . . . Möchtest Du zur Strafe alle Versuchungen des heiligen Antonius erdulden! . . . . möchtest Du eine ganze lange Nacht mitten unter unempfindlichen, gefühllosen Jüdinnen und Susannen zubringen! . . . . Und ich, ich soll nicht einmal den Namen dieser bewundrungswürdigen Tochter Mosis wissen!"

Man schellte zweimal nacheinander heftig an der Hausglocke.

4.

Das Auflauern.

Fragonard eilte, zu öffnen, in der Hoffnung, daß das Gewitter oder irgend ein anderer glücklicher Zufall die schöne Unbekannte, vielleicht allein und von ihrem Bewacher befreit, zurückführe; allein seine Erwartung wurde getäuscht, als er den Abbé von Saint-Non erblickte, der den Kapuziner verlassen, um seinem Freunde ohne Zeugen noch einige Worte des Abschieds zu sagen. Im nämlichen Augenblicke, als Saint-Non in das

Haus trat, erleuchtete ein Blitzstral, der Schein einer fernen Feuersbrunst die Hügel, welche von allen Seiten den Horizont von Rom begränzen, und röthete den St. Peters-Dom; die Luft war drückend und ruhig, der Donner rollte noch nicht.

„Hast Du Deine Lampen und Deine Medaillen vergessen, Abbé? fragte ihn Fragonard, der ihn in seinem Herzen beschuldigte, sich nicht ebenfalls verwendet zu haben, den Mönch zu verabschieden und die Jüdin zum Bleiben zu veranlassen; „bringst Du mir, als galanter Sendling, eine Liebesbotschaft von meiner Schönen?"

„Nein," antwortete naiv Saint-Non, „ich komme, Dir noch einmal den Vorschlag zu machen, mit mir nach der Villa Adriana zu gehen; Du bist mir da, wie es scheint, in eine schmähliche Geschichte verwickelt und hast die Akademie ohne Erlaubniß verlassen; noch mehr, Du hast den Befehlen des Herrn Natoire keine Rechnung getragen...."

„Ein elender Sudler, der sich erlaubt, mich in einen Schloßthurm einsperren zu lassen wie einen Gefangenen der Inquisition!"

„Da Du nun frei bist, begreife ich wohl, daß Du eben nicht eilst, in Dein altes Nest zurückzukehren, darum rathe ich Dir, mich zu begleiten und Dich in der Villa Adriana zu verbergen, während Robert und ich mit Hülfe des französischen Botschafters die Sache in Ordnung bringen."

„Nimmt Pater Alexander den hübschen leckern Bissen, den er mir weggefischt, mit in sein Kloster Tivoli?"

„Du bist, Gott weiß, ein Narr! Pater Alexander geht nur bis in's Ghetto, wohin er das arme Mädchen bringen will, das unaufhörlich jammert und mir halb närrisch scheint. Dann will er auf dem Platze beim San-Lorenzothore, wo ich nachgraben ließ und die Arbeiten wegen der Nähe der Katakomben unterbrechen mußte, wie ich Dir schon gesagt, mit mir zusammentreffen. Man mußte dort einen Einsturz befürchten...."

„Du thätest besser, das Raubgesindel zu fürchten, das in der Charwoche immer zahlreicher und dreister ist, weil es auf den Ablaß an Ostern zählt."

„Gut, zu Deiner Beruhigung nehmen wir eine Eskorte von Karabinieren...."

„Schönen Dank, mein Freund, die Karabiniere flößen mir mehr Schrecken ein, als alle Räuber der Abruzzen."

„Hier bist Du auch nicht in Sicherheit; man wird Dich suchen, Dich festnehmen und der Direktor der Akademie wird nicht weiter Dein Kerkermeister sein wollen."

„Dann begebe ich mich unter den Schutz des Botschafters und gebe Herrn Natoire als meinen Mitschuldigen an."

„Herrn Natoire?"

„Gewiß. Herr Natoire war der Erste, der mir von der Schönheit der Weiber in Ferentino und Frosinone sprach, der Bösewicht! Er selbst hat mich auf die Idee gebracht, hinzugehen und sie zu schauen, und vom Schauen ist ja nur ein Schritt...."

„Geh, Du wirst nie ein Alterthumskundiger sein! Du bist viel zu wenig ernsthaft, und ich wünsche, daß die Jahre Dich gesetzter machen: nur das fehlt Dir noch, um ein guter Maler, ein großer Künstler wie Robert zu werden."

„Ein Modell, wie das seinige, fehlt mir, Abbé; und wenn ich ein solches hätte, siehst Du, so würde ich Meisterstücke machen.... nach meiner Weise."

„So leb' denn wohl, ich bedaure unendlich, daß Du meinen Vorschlag von Dir weisest; die Villa Adriana ist ein wahres Museum, die Monumente daselbst haben sich wundervoll erhalten, bei jedem Schritte findet man dort eine interessante Ruine, köstliche Ueberreste des Alterthums, hier marmorne Säulen und Stukkatur, dort Trümmer von Statüen, Basreliefs und Verzierungen; die griechische und römische Kunst zeigt sich dort

unter allen Formen, nicht ein Stein, nicht eine Thonscherbe ist dort, die nicht werth wäre, gesammelt und abgezeichnet zu werden."

„Du, mein lieber Richard, Du wirst nie etwas Anderes, denn ein Alterthümler sein!" unterbrach ihn Fragonard mit einem Händedruck. „Ich treibe Dich nicht weg, denn wenn es möglich wäre, so würde ich Dich aus allen Kräften hier zurückhalten; allein da Du entschlossen bist, abzureisen, und das Gewitter...."

„O! wir haben noch eine gute Stunde vor uns, bevor es ausbricht; wenn wir dann nur zu Pferde sitzen! Hast Du noch kein Gewitter in der Campagna von Rom gesehen? das ist ein großartiges, imposantes, fürchterliches Schauspiel...."

„Viel Vergnügen, mein Freund, ich ziehe vor, nicht durchnäßt zu werden. Ja, wenn das Robert anginge, den hättest Du mit der Verheißung eines solchen Schauspiels bald angelockt, und von Herzen gern ließe er sich bis auf die Haut durchnässen, würde er Blitz und Donner, Wölfen und Räuber trotzen."

„Wenn ich gewiß wäre, daß es bald ausbrechen wird, so würde ich es abwarten," sagte Saint-Non, den Zustand der Atmosphäre am Horizont beobachtend.

„Warte Du!" versetzte zerstreut Fragonard, der wieder zu malen angefangen, trotz der immer mehr zunehmenden Abenddämmerung und seufzend, daß das Modell ihm geraubt, an der Ausbesserung von Susannas Nacktheit arbeitete.

„Robert kann noch lange zögern," sagte Richard von Saint-Non, der mit sich Rath pflegend auf und nieder schritt. „Ich kann ihn nicht erwarten."

„Erwarte ihn nicht!" entgegnete mechanisch Fragonard, dessen herumschweifende Einbildungskraft sich in Seilas Reize vertiefte.

„Sage Robert, daß ich nächsten Samstag zur Taufe des Juden in San-Giovanni di Laterano kommen werde."

„Ach, noch dachte ich nicht daran!" rief lebhaft

der Maler, indem er aufstand und auf seinen Freund zueilte, der ihn eben nach einer Umarmung verlassen wollte; „ich bin bettelarm, wie Hiob, und habe kein Gemälde zu verkaufen; bist Du genug bei Geld, um mir einige Louisd'or leihen zu können?"

„Da sind fünfzig, die zur Auszahlung meiner Arbeiter bestimmt waren; aber nächsten Samstag habe ich wieder Geld bei meinem Banquier; heute ist es zu spät, und ich bin noch nicht bei der Porta San-Lorenzo."

„Ich nehme die fünfzig Louisd'or bis Samstag an; morgen will ich den ganzen Tag malen, und am Abend werde ich die Summe erworben haben, oder doch beinahe."

„Ich sage Dir, daß ich sie durchaus nicht zurück will, wenn Du Deinen Pinsel durch einen Deiner unwürdigen Versuch, durch eine Fächer- oder Lichtschirmmalerei, durch einen verliebten und unziemlichen Gegenstand entehren solltest...."

„Pest! Abbé, ich wußte nicht, daß das Studium des Alterthums eine solche züchtige Scheu einflößen kann. Muß ich etwa das historische Kostüm der drei Grazien ändern, die ich mir oft in galantem Deshabille zu malen erlaube?"

Dieser Scherz machte den Abbé von Saint-Non lächeln, er machte sich zum Vorwurf, Fragonards reizende Composition als strenger Sittenrichter beurtheilt zu haben, und umarmte ihn nochmals, indem er ihn aufmunterte, mehr die alten Künstler, als Watteau und Boucher zum Vorbild zu nehmen. Fragonard versprach ihm, nur der Natur nachzuarbeiten.

Ein erster, heftiger Donnerschlag, dumpfem unterirdischem Rollen ähnlich, verkündete das Nahen des Gewitters und beschleunigte den Abschied der beiden Freunde. Richard von Saint-Non machte sich eilig auf den Weg und Fragonard schloß sich ins Haus ein. Der Letztere wollte an seiner Malerei fortarbeiten, allein die Dämmerung war zu schnell hereingebrochen, als daß

der Tag ihm noch gestattet hätte, die Farben zu unterscheiden und auf der Palette zu mischen; er warf den Pinsel weg und ging in Roberts Garderobe, nach einem Kostüm zu suchen, in welches verkleidet er sich auszugehen vornahm, ohne schon zu wissen, wohin er eigentlich wollte. Die Furcht, einen ganzen Abend allein zu bleiben, veranlaßte ihn, irgend eine mehr oder weniger angenehme Art, die Zeit zu tödten, auszusinnen; überdieß stand die schöne Jüdin immer noch vor seinem Geiste, und obwohl er nicht Hoffnung hatte, sie am nämlichen Abend noch zu finden, träumte er sich wenigstens schon die Mittel, wie er sich in's Ghetto oder Judenquartier einführen wolle, um dort Wohnung, Name und Stand der hübschen Unbekannten zu entdecken.

Hiezu hätte er nun eine jener koketten, weißlichgrauen Kleidungen gewünscht, die er so oft seinen Liebhabern in Boudoirscenen vorstellenden Gemälden geliehen hatte. In Ermanglung eines Bessern begnügte er sich mit der abgelegten Kleidung eines Modells, das im Kostüm eines Banditen der Appeninnen gesessen war, und zog schnell die Lederhosen, die großen Kamaschen, das blautuchene Wamms mit versilberten Knöpfen und endlich den weiten Mantel an, den er in stolzen Falten über sich hinwarf, nachdem er noch einen grauen, kegelförmigen, schmalgeränderten und mit einer Auerhahnsfeder verzierten Filzhut aufgestülpt hatte. Er vergaß nicht, ein langes Messer in den buntscheckigen, seidenen Gürtel zu stecken; dann, den Kopf gerade, Körper gekrümmt, die Faust in die Hüfte gestemmt, studirte er die Haltung und den Gang, die er in seiner neuen Rolle zu beobachten hatte, und bewunderte sich selbst gefällig in einem zwischen drei Nägeln an der Mauer des Ateliers festgemachten Stück Spiegel. Er war sehr zufrieden mit Miene, Haltung und dem Aussehen, das ihm diese eben so seltsame als malerische Kleidung verlieh, und dachte nicht an das Aufsehen, das eine solche Erscheinung in den Straßen Roms verursachen

mußte, obwohl er Pistolen und Büchse, die völlig unerläßlich zu diesem Kostüm, welches schon in mehr als einem Gemälde Roberts erschienen war, bei Seite gelassen hatte.

Fragonard erwartete den Einbruch der Nacht, um aus dem Hause zu gehen und in der Stadt umherzustreifen, allein ein Blick, den er durch das Fenster warf, erregte ihm einige Besorgniß in Bezug auf seine Freiheit. Ungeachtet des Gewitters und der anbrechenden Nacht war in der Umgebung des Hauses immer noch ein Trupp Leute versammelt: unter diesen Personen, die er auf der Flucht zu seinem Freunde schon an der nämlichen Stelle bemerkt hatte, glaubte er mehrere jener unscheinbaren und unheimlichen Gestalten zu unterscheiden, die in allen Ländern und zu allen Zeiten der Polizei angehören. Galt es ihn? galt es Robert, den man hiemit ausspionirte? Er schlich behutsam an's Fenster, um nicht gesehen zu werden, und beobachtete die Haltung der Individuen, die vor dem Hause auf der Lauer schienen. Plötzlich sah er, daß sie sich in Bewegung setzten und sich nach verschiedenen Richtungen hin trennten, indem sie unter einander Zeichen des Einverständnisses wechselten. Im gleichen Augenblick hörte er das Geräusch eines Schlüssels, der ins Schloß gesteckt und umgedreht wurde: die Thüre ward geöffnet und wieder geschlossen.

Es war Robert, der heimkam, athemlos und keuchend, als ob er im strengsten Laufe begriffen gewesen, blaß und zitternd, als ob er einer großen Gefahr entronnen; seine schweißtriefende Haare, die der Wind zerzaust, seine Ateliersskleider, mit Koth und feuchtem Sand bedeckt und an verschiedenen Stellen zerrissen, zeugten hinlänglich, daß er nicht in einem normalen geistigen Zustande sein könne. Er staunte, Seila nicht ihm entgegen eilen zu sehen, als Fragonard ihm den Weg versperrte, seinen Arm ergriff, ihn von Kopf bis zu den Füßen bewegt anschaute und ihn zu wiederholten Malen

herzlich umarmte, bevor ihn Robert in seiner Verkleidung erkennen und den freundlichen Empfang, den er sich Anfangs nicht zu deuten vermochte, erwidern konnte.

„Ach, mein braver Robert," rief Fragonard, der ein Unglück zu vernehmen fürchtete, „was gibt es denn?"

„Bist Du's, Fragonard!" entgegnete Robert, dessen Verwirrung mit jedem Augenblick zunahm; „Du hier, allein!"

„Ja, allein; so eben hat mich Saint-Non verlassen, hast Du ihn nicht angetroffen?... Woher kommst Du? Ich habe Dich nie in solchem Zustande gesehn, mein armer Freund!... Was ist Dir denn begegnet? Du hast Streit gehabt? man hat Dich mißhandelt? man hat Dich zu Boden geworfen?"

„Nein, nein ...." sagte Robert welcher sich aus Fragonards Umhalsung losgemacht und das Atelier durchschritt, ohne auf die Fragen zu hören, die sein Freund, der ihm auf den Fersen folgte, an ihn richtete. „Du bist allein hier?" fragte er ihn nochmals.

„Mit wem Teufels soll ich den hier sein? erwiederte lebhaft Fragonard, der gleich nachher in herzliches Gelächter ausbrach. „O! ich dachte nicht mehr daran, Deine Susanna?...."

„Wo ist sie? unterbrach ihn Robert, sich gegen den Freund umwendend und ihn mit strengen Blick befragend.

„Wie Du mich ansiehst! Ich schwöre Dir, daß ich sie nicht in meinen Taschen verborgen habe und füge noch hinzu, daß diese keusche Susanna...."

„Wo ist sie? sage ich Dir. Ich habe weder Muße noch die Absicht, zu scherzen, und Du, Du wirst, deß bin ich im Voraus gewiß, über einen Gegenstand, der mir am Herzen liegt, nicht scherzen, da Du mein Freund bist, Fragonard...."

„Gewiß bin ich Dein Freund, und das will ich Dir beweisen, indem ich nicht Dein Nebenbuhler werde, wenn Dir etwa einfallen sollte, verliebt zu sein...."

„Verliebt! wie ein Narr bin ich es! Und daß ich es bin, wirst Du begreifen, wenn Du einst Seila siehst. ..."

„Ich habe sie gesehen, und war schon auf dem Sprunge, sie auch zu lieben und das Unmögliche zu versuchen, um von ihr geliebt zu werden.... Ja, ich wollte sogar Sturm auf sie laufen und Alles wagen, um sie zu entführen.... Aber endlich bist auch Du einmal verliebt, und das nicht ohne Mühe: so muß ich wohl auf meine Pläne verzichten und nur daran denken, den Deinigen zu dienen.

„Ich stehe Dir zu Befehl!"...

„Sage mir nur, was sich in meiner Abwesenheit zugetragen, wie Du hereingekommen bist, wie man Dich empfangen hat...."

„Man hat mich nicht empfangen, man ist entflohen, man hat sich verborgen: es ist wahr, daß ich nach Art der Diebe, die Gartenmauer übersteigend, ins Haus gekommen bin. Ich will Dir später meine Abenteuer im Frosione erzählen, wo ich beinahe niedergemacht worden wäre, und wo ich zu drei Viertel einen Schurken getödtet habe, der mich verhindern wollte, von seiner Frau angebetet zu sein. Dieser Zufall hat daher meine Reise abgekürzt und ich habe mich aufs höflichste von der Welt durch die Polizeiwache arretirt gesehen, die mich nach Rom geführt, um mir Nichts dir Nichts gefangen gesetzt und verurtheilt zu werden. Hierauf hat mich der Verräther von Natoire reklamirt, um sich selbst das Vergnügen zu machen, mich hinter Schloß und Riegel zu halten. Ich bin aber nicht lange geblieben, um so mehr, als ich mich sehnte, Dich zu umarmen."

„Ich will morgen zum Herrn Grafen von Noriac gehen und ihn bitten, sich in Deinen Angelegenheiten zu verwenden. Aber Seila...."

„So, heißt sie Seila! Ich habe beim ersten Blick errathen, daß sie eine Jüdin ist. Welch ein reizendes Modell Du da hast!"

„Modell bei Gelegenheit," antwortete Robert lächelnd.

„Ist man nicht glücklich, die Züge eines geliebten Weibes malen zu können?“

„Man ist immer glücklich, ein hübsches Weib nach der Natur malen zu können. Wenn ich solch ein Modell hätte....“

„Du irrst Dich bedeutend, wenn Du meinst, Seila gebe sich handwerksmäßig als Modell, sie war es mir aus Gefälligkeit, aus Liebe, aus Klugheit.... Auf solche Weise haben wir die Gefahren eines langen Beisammenseins unter vier Augen vermieden.“

„Und was willst Du am Ende mit Deinem Modell anfangen, nachdem Du es wohl zwanzigmal auf der Leinwand produzirt?“

„Hab' ich Dir nicht gesagt, daß ich Seila liebe?... Ich will...., sie heiraten....“

„Sie heiraten! ein Modell! eine Jüdin!“ wiederholte Fragonard mit Ausrufungen und Geberden spöttelnden Staunens.

„Jüdin! was thut das? Muß ich Dir wiederholen, daß Seila nicht ein Modell ist, wie Du zu vermuthen scheinst? Sie ist die Tochter eines Gold- und Juwelenhändlers im Ghetto, den man für reich hält; allein reich oder nicht, so kann kein derartiger Grund mich bestimmen....

„Verliebt zu sein, mein Guter; sei es nun in eine Jüdin oder Heidin, die Sache ist köstlich; aber heiraten, das ist ernst, sehr ernst.“

„Hievon zu reden haben wir später noch Zeit genug. Wohlan denn! Seila hatte also nicht die Geduld, mich zu erwarten? es ist wahr, daß ich sie schon vor einer Stunde, vielleicht vor zwei Stunden verließ. Sie muß sehr unruhig gewesen sein!“

„Ei! warum hast Du sie verlassen? darf man sich von einer Geliebten entfernen, Unverständiger?“

„Sie hatte diesen Morgen am Ufer der Tiber eine Schachtel verloren, die köstliche Edelsteine enthielt....“

„Seit diesen Morgen haben die Edelsteine tausend

Gelegenheiten gehabt, in die Hände des Ersten Besten zu fallen...."

„Allerdings! ich komme denn auch gestreckten Laufes von dem Ort, wo die Schachtel zurückgelassen wurde; dort finde ich einen Mann, der dieselbe so eben aufgehoben und ihren Inhalt untersuchte, bevor er sie einsteckte: ich stürze mich auf ihn zu, um sie ihm zu entreißen.... Ich hatte Unrecht, das gesteh' ich; es wäre klüger gewesen, sie durch Vorstellungen von diesem Manne zurückzufordern. Er war mir an Wuchs und Kraft überlegen, warf mich in den Sand und wollte mir eben mit seinem Messer zu Leibe, als ich die auf mich gezückte Waffe zehn Schritte weit in den Fluß schleuderte und ihm einen fürchterlichen Fußtritt an den Ellbogen gab. Das war Alles, was ich thun konnte, denn mein Gegner schlug mich so stark und so hart, daß ich, wie ich glaube, die Besinnung verlor...."

„Armer lieber Freund!" rief mit bewegtem Tone Fragonard, der ihn gezwungen hatte, sich zu setzen, und vor ihm hinkniete, um ihm leichter seine Pflege angedeihen lassen zu können. „Warum mußte ich nicht dabei sein? Ich hätte den Elenden getödtet...."

„Mein Gott! ich muß es ihm Dank wissen, daß er mich nicht getödtet, er, als ich in seiner Gewalt und besinnungslos war...."

„Wer ist er, der Räuber? er muß gestraft werden, wie er es verdient; würdest Du ihn wieder erkennen?"

„Unter Hunderten; es ist ein großer Bursche, mit einem hübschen Gesicht, wenn sein Blick und sein Lächeln weniger Spitzbübisches und Wildes hätten; er ist gekleidet.... wie Du, ungefähr.... Welche Mummerei! Was willst Du mit diesem Räuberkostüm beginnen?"

„Meiner Treu! das weiß ich selbst nicht; ich wollte mich verkleiden; ich wäre entzückt, mich Herrn Natoire gegenüber zu befinden, um ihm eine Furcht einzujagen, deren er sich erinnern sollte.... Aber hast Du wenigstens die Edelsteine wieder erwischt?"

„Das ist Alles, was ich davon getragen habe!" sagte Robert, indem er aus seiner Tasche zwei in erhabener Arbeit gravirte Malachiten mit goldener Einfassung hervorzog; „das Halsband zerriß während dem Ringen und ich behielt die beiden Steine, die zu erhaschen mir gelang, in den Händen .... Aber was wird aus der armen Seila werden, wenn sie zu ihrem Vater heimkommt?"

„Hab' ich Dir nicht gesagt, daß Pater Alexander, der würdige Mönch, sich die Mühe genommen hat, das Lämmlein in den Schafstall zurückzuführen?"

„Pater Alexander? Durch welchen Zufall? Ein Kapuziner, der eine Jüdin ins Ghetto begleitet!"

„Das ist kaum zu glauben, nicht wahr? Aber der gute Mann fürchtet Nichts: überdieß liebt ihn Jedermann, Juden und Christen, weil er auch Jedermann liebt; ich bin überzeugt, daß der Vater Deiner Susanna ihn gut empfangen wird ...."

„O mein Gott! wenn er nur nicht sagt, daß Seila als Modell im Atelier eines französischen Malers gesessen ...."

„Und für ein biblisches Gemälde. Bewundrungswürdig! Robert, Du hast noch nichts Besseres gemacht; Du hast da eine gefällige, warme und kräftige Manier, die ich nicht bei Dir vermuthete, auf Ehre! Du malst Jüdinnen so gut, wie Ruinen ...."

„Wie wird ihr Vater sie empfangen? Was wird aus ihr werden, wenn man argwöhnt ....?" sagte halblaut Robert in heftigster Unruhe und bei sich selber überlegend, was er thun solle. „Es braucht nur ein unkluges Wort! überdieß wurden wir auf unsern Spaziergängen bei einander gesehen; man hat sie vielleicht ausspionirt, als sie sich hieher begab ...." Und jene Schachtel mit Edelsteinen! .... Ach, diese verwünschte Schachtel besonders wird uns Unglück bringen .... Arme, liebe Seila, was wird sie antworten, wenn man dem Malachitenschmuck nachfrägt, den sie dem Juwelier

Rocconi zustellen sollte. Ihr Vater ist so erpicht auf Gewinn, so geizig! er wäre im Stande, sie zu schlagen, der Unselige!"

„Ich höre, mein guter Robert," unterbrach ihn Fragonard, indem er ihn bei der Hand nahm und zärtlich theilnehmend anblickte; Du bist wirklich verliebt und zum ersten Mal in Deinem Leben!"

„Auch zum letztenmal," erwiderte Robert, die Hand aufs Herz legend: „ich werde immer Seila lieben, werde sie nun mein Weib oder nicht; das Gefühl, das ich empfinde, ist zu tief, als daß selbst der Tod es in mir entwurzeln könnte."

„Susannens Tod wollen wir darunter verstehen! Was den Deinigen betrifft, mein Freund, so weilt der noch ferne, Gott sei Dank! Ich denke, Du werdest nicht angeklagt und verurtheilt werden von Daniel, wie der eine Deiner beiden Alten, wie der Bösewicht Badolfo, der da so ähnlich ist, daß man ihn als Verzierung eines Prangers ausgestellt sehen möchte."

„Wird sich denn die Schachtel mit Malachiten nie wieder finden!" sagte bei sich Hubert Robert, dessen Angst sich beim Gedanken an den Geiz, die Gewaltthätigkeit und den religiösen Fanatismus, die Seilas Vater eigen waren, noch steigerte. „Der Mann, der ihn aufgehoben, wird ihn an einen Goldschmied verkaufen, der die Steine aus der Fassung lösen wird. Wie ihn dann wieder erkennen?.... Wenn man eine den Werth der Edelsteine aufwiegende Summe besäße, so würde sich der Jude Mondaio beschwichtigen, indem man ihn glauben ließe, sie seien verkauft...."

„Erzähle mir, ich bitte Dich, wie Du zu dieser plötzlichen Leidenschaft kamst. Noch war ich nicht zwanzig Tage abwesend...."

„Die Geschichte ist kurz, Du wirst sie in zwei Worten erfahren. Als einst in einer Straße Alles vor einem wüthenden Stier entfloh, eilte auch Seila an mir vorüber, sie fiel und der Stier hätte sie in Stücke zerrissen, wenn

ich mich nicht dem wüthenden Thiere entgegen geworfen, das ich so geschickt bei den Hörnern erfaßte und zum Stehen brachte, wie nur ein spanischer Toreador es gekonnt hätte."

„Bravo, Robert! Deine Liebe beginnt mit einem Roman; wird sie auch so endigen?"

„Aber jetzt handelt es sich nicht um einen Roman, leider!" entgegnete Robert mit traurigem Kopfschütteln, indem er die Arme über einander schlug, „ich bin wohl in der schwierigsten, schmerzhaftesten Lage, ich weine und kann mich zu Nichts entschließen."

„Du weinst, Du, der wüthende Stiere bezwingt! geh, geh! ein wenig Muth und Philosophie!"

„Alle Philosophie, die Du mir anwünschest, wird mir nicht zu den erforderlichen zweihundert Piastern verhelfen."

„Doch, doch! die Philosophie oder die Narrheit, das ist einerlei, anerbietet Dir durch meine Hände zweihundert Piaster, oder beinahe."

„Ist es möglich?" rief Robert, der seinen Augen nicht traute, als er die Goldstücke erhielt, die Fragonard aus seiner Tasche zog.

„Nein, es ist nicht möglich, und doch ist es; es sollten fünfzig Louisd'or sein!"

„Welche Fügung des Himmels!" murmelte Robert, der Freudenthränen vergoß und seinen Freund kindlich froh umarmte."

„Sage lieber welche Fügung der Freundschaft! Saint-Non hat mir den Rest seiner Börse geliehen und ich glaubte nicht eine so gute Anwendung davon zu machen. Ich wollte... schau, warum sollte ich es Dir jetzt verbergen? ich wollte Deine Maitresse entführen . . ."

„Seila entführen!" entgegnete barsch Robert, der den Scherz schon ernsthaft zu nehmen begann.

„Warum nicht? Allein die Sachen haben sich geändert, denn ich gedachte sie für mich zu entführen, und

jetzt entführe ich sie auf Deine Rechnung, wenn Du willst . . ."

„Ich habe meinen Plan," sagte halblaut Robert, indem er seinem Freund den Rücken und sich der Thüre zuwandte.

„Deinen Plan, Egoist?" entgegnete Fragonard ihm nachlaufend und ihn mit Mühe zurückhaltend: „der muß unser Plan sein."

„Laß mich allein handeln, Du kannst nicht wie ich die beiderseitige Lage der betheiligten Parteien beurtheilen."

„Wie, Du schlägst meine Dienste aus? Du erlaubst mir nicht, Susannen zu entführen... für Deinen Profit, wohl verstanden?! . . .

„Deine Dienste, lieber Fragonard, habe ich die nicht angenommen, da ich mir Dein Geld zu Nutze mache."

„Heißt das unser Geld, das Geld des Abbés, das Deinige und das meinige. Ich bitte Dich nur, es zweckmäßig zu verwenden."

„Du rettest mir das Leben, Du rettest Seila! . . . Das Geld werde ich Dir morgen von dem Erlös dieses Gemäldes zurückerstatten."

„Aha, Dein Gemälde ist verkauft! ich will es Dir morgen beendigen helfen, aber diesen Abend . . ."

„Ich bitte Dich dringend, mir nicht zu folgen und meinem Plane in Nichts hinderlich zu sein.. Lebewohl, ich komme . . . sogleich wieder."

„Was! Du hast die Grausamkeit mir hier Arrest zu geben? Es lohnte sich wohl aus der Akademie zu entwischen, und die Blitze dieses donnernden Jupiters, des Herrn Natoire auf mich zu laden. . . . Wie! ich sollte nicht einmal Gebrauch von meinem Räuberkostüm machen? . . . Robert, aus Mitleid, verdamme mich nicht zur Unthätigkeit! . . ."

„Nein, Fragonard, es ist mir nicht lieb, wenn Du weiter in mich dringst . . . Laß mich allein gehen und erwarte mich . . ."

„Was zum Henker soll ich mit mir selbst unter vier Augen anfangen?“ sagte Fragonard zu sich, der, verdrießlich über Roberts Weggehn, einen Augenblick über das beste Mittel seinen Abend anzuwenden nachsann. „Gut, ich thu das, ich will malen und rauchen, bis zu Tode!“

„Er schlug Feuer, zündete zwei Lichter an, stellte sie zu jeder Seite des Gemäldes der Susanna im Bade, und betrachtete, nicht ohne Bedauern, während er seine Pfeife füllte, die verführerische Badende, die er aus der Einbildung skizzirt hatte.

Inzwischen lief Robert, der eilig weggegangen war ohne seine Atelierskleider abzulegen, ohne selbst die Unordnung, die ein heftiger Kampf in seinem ganzen Anzuge zurückgelassen, zu verbessern, mit entblößtem Kopfe und im Winde fliegenden Haaren der großen Treppe Trinita del Monte zu um in die Stadt hinunterzusteigen. Aber drei in Mäntel gehüllte Männer, zu welchen sich noch sechs andere, auf gleiche Weise mit großen dunkeln einfärbigen Kapuzen bedeckt, gesellten, versperrten ihm den Weg.

Robert hatte nicht bemerkt, daß diese Individuen um das Haus herum auf der Lauer waren, und daß er selbst sich jetzt unklugerweise in ihre Mitte gewagt. Er glaubte, mit Dieben zu thun zu haben und empfand ein bitteres, verzweiflungsvolles Gefühl, als er sich überzeugte, daß er keine Waffe bei sich trug; nichts desto weniger fühlte er sich entschlossen, wenn auch mit Gefahr seines Lebens, das Gold zu vertheidigen, dessen er, um Seilas Ehre zu retten, bedurfte.

In diesem Augenblick war trotz der noch frühen Abendstunde die Dunkelheit so dicht wie in einer mondscheinlosen Nacht, denn der Himmel bildete nur Eine schwarze Wolke, von blendendem Blitzstral durchfurcht, dem noch nicht das Rollen des bevorstehenden Donners nachfolgte: eine plötzliche Helle beleuchtete die Gruppe der Männer, welche Robert umzingelten, und dieser sah

mit Erstaunen, daß keiner bewaffnet war oder wenigstens zu sein schien: sie begnügten sich ihn festzuhalten und seine Flucht oder seinen Widerstand dadurch unmöglich zu machen. Auf ihren düstern, schweigsamen Gesichtern las man passiven Gehorsam und das Bewußtsein der Pflicht.

„Was will man von mir?“ sagte Robert mit erstickter, bebender Stimme, indem er seine zitternde Hand an sein Gold legte.

„Rührt mich nicht an!... Ums Himmelswillen laßt mich! ich beschwöre Euch!... Ich bin bewaffnet!... ich rufe um Hülfe, ich schreie!...“

Seine Stimme erstarb: er hatte einen Knebel im Munde, eine Binde über den Augen, seine Aerme waren gebunden. Man trug ihn weg.

5.

Die Madonna.

Seila hatte sich bereitwillig unter den Schutz des Pater Alexander begeben, um den Verfolgungen Fragonards zu entgehen, der ihr so viel Schreck einflößte. Sie folgte dem guten Kapuziner, erstaunt, sich, die Jüdin, in Gesellschaft eines katholischen Priesters zu befinden. Mit gesenktem Kopfe ging sie zitternd hinter Pater Alexander her, der in ganz Rom bekannt war und bei jedem Schritte ein Lächeln, einen Gruß entgegen zu nehmen, ein freundliches Wort mit einem seiner Beichtkinder zu wechseln oder mit einem seiner Freunde zu verkehren hatte. Man sprach mit ihm, man rief ihm aus den Fenstern zu, man kam zu Thüren und Kramläden heraus, wenn er durch die Straßen ging; man brachte ihm kleine Kinder und Kranke zum

Segnen; man kam seinen Rosenkranz zu küssen und sein wollenes Gewand zu berühren; man brachte ihm Almosen und Geschenke, und die Frauen besonders liefen bei seinem Erscheinen herbei; allein diesen Abend waren der Annäherung des Gewitters wegen Fenster und Häuser geschlossen, die Straßen beinahe verödet, und der gute Mönch war von den Bestürmungen und Huldigungen seiner frommen Kundschaft nicht aufgehalten. Indessen wurde doch sein Name wiederholt gerufen und zwei oder drei der Gottesfürchtigen eilten herbei, um seinen Segen zu erbeten; er ertheilte ihnen denselben ohne Aufenthalt und setzte seinen Weg gegen den Corso fort.

„**Patre**!" sagte schüchtern Seila, als sie sah, daß der Kapuziner in die Straße Rizetta einlenkte, die damals wie heut zu Tage von Goldarbeitern und Juvelieren, meistens abgefallenen Israeliten, die augenscheinlich aus materiellen Gründen Christen geworden, bewohnt war....

„Nun! meine Tochter?" antwortete der Mönch, der sich umwendete, um zu sehen, was die junge Jüdin veranlasse, zurückzubleiben.

„Ich danke Euch, mich bis hieher begleitet zu haben.... Der Weg, den ihr einschlagt ist nicht der meine, und ich gehe...."

„Ich glaubte, das sei der kürzeste Weg nach dem Ghetto, das an die Brücke Quattro-Lazi stößt: wir gehen längs dem Corso bis zum Palazzo di Venizia hin, und beim Palazzo Farnese vorbei lenken wir auf den Judenplatz ein.

„Ich will Euch nicht bemühen, mich bis dorthin zu begleiten. Ich danke Euch nochmals und wünsche Euch all das Glück, das Ihr verdienet."

„Deine Wünsche nehme ich an, meine Tochter, aber nicht Deinen Dank, da ich meine Aufgabe nicht erfüllt habe."

„Schaut, **padre**, um Euch die Wahrheit zu sagen,

fürchte ich Euch lästig zu fallen, indem ich mich in Eurer Gesellschaft in den Straßen zeige. Man dürfte mich nur erkennen, nur wissen, wer ich bin, so gäbe es Aergerniß, daß ein christlicher Priester ....“

„Ein christlicher Priester, mein Kind, erwiderte Pater Alexander mit Salbung und Würde, „frägt nicht nach der Religion seiner Brüder in Christo, wo es sich darum handelt, sie zu beschützen und ihnen nützlich zu sein; seine Pflicht hienieden ist, Trost zu geben dem Leidenden, den Strauchelnden zu stützen, durch Barmherzigkeit und Mildthätigkeit seinen Gott zu predigen. Unser Heiland hat im Evangelium gesagt: Helfet euch unter einander.“

„Ich bin Israeliten, weil mein Vater mich in den Gesetzen Moses auferzogen hat; aber ich hasse Christen und ihren Cultus nicht; weit entfernt, wenn ich dem Judenthum entsagen und Christin werden müßte ....“

„Christin werden!“ rief der Kapuziner, den die Hoffnung ihrer Bekehrung in Freude und frommer Inbrunst erzittern ließ.

„Ich glaube, es sei gut, in der Religion, bei der man geboren und erzogen ist, zu leben und zu sterben,“ entgegnete das junge Mädchen, welches bereute, einen Gedanken geoffenbart zu haben, der, seit Robert ihr von Heirat gesprochen, ihren Geist nun oft beschäftigte.

„Ja, wenn diese Religion die wahre, die Religion Jesu Christi ist, die dem Menschen auf Erden Trost verleiht und ihn zum Himmel führt.“

„Ihr habt mich nicht verstanden, Hochwürdiger; ich wollte nur sagen, daß ich die Vorurtheile meiner Glaubensgenossen hinsichtlich der Katholiken nicht theile; eben diese Vorurtheile sind es, die mich mein öffentliches Erscheinen an Eurer Seite befürchten lassen ....“

„Fürchte Nichts; man kennt mich in Rom allzu gut, als daß man vermuthen sollte, ich wolle Dich Deinem Glauben und der Ausübung Deiner Religion abwendig machen. Ich bin stolz und freudig, wenn ich eine

Seele Gott und unsrer heiligen Kirche gewinnen kann, aber mir, dem armen sündigen Menschen, steht es nicht zu, der Hand der Vorsehung ins Werk zu greifen und die Gnade zu erzwingen. Daher, liebe Tochter, beruhige Dich hierüber, und komm!"

„In der Straße Rizetta und auf dem Corso wohnen mehrere Freunde meines Vaters: ich will lieber, sie sehen mich nicht zu dieser Stunde...."

„Du hast Recht; nach Verschließung des Ghettos könnte Deine Anwesenheit in der Stadt zu ärgerlichen Bemerkungen Anlaß geben, und vielleicht nähme sich gar die Polizei heraus, Dich zu beunruhigen. Das ist vorzugsweise der Grund, der mich bestimmt hat, Dich zu begleiten. So lange ich bei Dir bin, wird Niemand wagen, mit Dir Händel zu suchen und Dich zu beschimpfen. Aber es ist spät und gibt ein Gewitter, wir werden weder Freund noch Feind in den Nebenstraßen antreffen, in die wir einlenken wollen."

Pater Alexander setzte seinen Weg wieder fort und Seila folgte ihm in beständiger Angst, erkannt zu werden. Von dieser Besorgniß wurde sie nur durch die Furcht abgezogen, die sie im Voraus bei dem Gedanken empfand, wieder vor ihrem Vater erscheinen zu müssen, nachdem sie so lange abwesend geblieben war. Wodurch sollte sie ihre Verspätung rechtfertigen? Sie hatte einen Abscheu vor der Lüge und hier konnte selbst die Lüge nicht eine Ausrede schaffen, welche einige Wahrscheinlichkeit in sich getragen hätte. Was den Verlust der Malachiten betraf, so sah sie sich genöthigt, denselben bei der Unmöglichkeit, ihn bis am folgenden Tage verborgen zu halten, gleich Anfangs einzugestehen, denn ihr Vater erwartete noch am nämlichen Abend eine Antwort von dem Juwelier Rocconi, der den Schmuck am Morgen schon hätte erhalten sollen. Sie übertrieb sich die Verwünschungen, Beschimpfungen und die üble Behandlung nicht, die ihr bevorstand, denn sie hatte von dem jähzornigen, gewaltthätigen Charakter ihres Vaters schon viel zu lei-

den gehabt. Sie zitterte daher immer mehr, je näher sie dem Ghetto kam, und auf Augenblicke hätte sie gern keinen Fuß wieder dahin gesetzt.

Die Nacht war bei dem gewitterschweren Himmel so schwarz, daß man kaum die Richtung der Straßen unterschied, in welche von Strecke zu Strecke eine rauchige Laterne, ein schlecht erleuchteter Kramladen, und vor den Madonnenbildern brennende Lampen einigen Schein warfen. Seila und ihr ehrwürdiger Begleiter befanden sich nun in jenen engen, gewundenen Gäßchen, die an das Capitol und das Kloster Araceli stoßen, als ein Blitzstrahl die umliegenden Gegenstände in Feuerschein röthete und gleich nachher ein fürchterlicher Donnerschlag erdröhnte, den das Echo der sieben Hügel und der Katakomben, auf welchen Rom ruht, langsam wiederholte. Entsetzt und einen leisen Schrei ausstoßend, stand Seila still; auch Pater Alexander blieb stehen, um sich zu bekreuzigen und im Gebet zu sammeln, dann wandte er sich an die junge Israelitin, die er in seinem Stoßseufzer nicht vergessen hatte, und sagte:

„Meine Tochter, schweigsam und drohend kauert der Tod stets zu unsern Füßen: aber hier hat er seine Stimme vernehmen lassen, um uns zu erinnern, daß er uns beständig umschwebt und daß wir zu seinem Empfange bereit sein sollen."

„Das Gewitter ist nahe und dieser Anfang verkündet, daß es ein fürchterliches sein wird."

„Ja, ich sehe eine schreckliche Nacht voraus, und ich habe Eile, mein Kind, Dich unter dem schützenden, väterlichen Dache zu wissen. Man erwartet Dich ohne Zweifel, Deine Abwesenheit muß beunruhigen... Wie konntest Du Dich so sehr verspäten?"

„Ich beschwöre Euch, mich allein heimkehren zu lassen!" entgegnete die Jüdin, der Antwort auf diese wie einen Vorwurf klingende Frage ausweichend; „ich weiß den Weg und werde den Schritt verdoppeln... Es wäre

mir sehr leid, wenn das Gewitter Euch noch ereilen müßte."

„Ich werde Dich erst verlassen, wenn ich Dich in die Arme Deines Vaters geführt ... Nenne mir seinen Namen? Ich kenne ihn vielleicht ..."

„Mondaio, Graveur in Edelsteinen, Gold und Juwelenarbeiter; er wohnt am Eingange des Ghetto."

„O, ich kenne ihn!" sagte mit tiefer Bewegung der Mönch, er ist ein strenger unbeugsamer ... aber mildthätiger Mann. Mehr als einmal hat er seine Gabe bei der Collekte meines Klosters gespendet ..."

Der Pater, dessen Augen von dem schwankenden Lichtschein einer Votivlampe angezogen wurden, bemerkte, daß er vor einer jener im Freien befindlichen Betstellen war, die in den Straßen Roms so häufig sind, und glaubte sich verpflichtet, daselbst einen kurzen Halt zu machen, um der heil. Jungfrau zu danken, daß sie von ihm und seiner abgöttischen Gefährtin den Stral abgewendet, der sie ohne ihre himmlische Fürbitte erreicht hätte.

„Meine Tochter," sagte er auf die Madonna hinweisend, welcher er sich demuthsvoll nahte, sieh da unsre Erretterin!"

Er hielt nun seine Andacht zu den Füßen des heiligen Bildes, und blieb unbeweglich auf dem Pflaster knieen, indem er tiefe Seufzer ausstieß und sich mit der Faust vor die Brust schlug, während Sella, einigermaßen froh über diesen Aufenthalt, der den gefürchteten Augenblick des väterlichen Empfangs verzögerte, sich etwas entfernt hielt. Sie hatte nicht bemerkt, daß neben dem Kapuziner ein Weib kniete, welches mit solcher Inbrunst betete, daß das Rollen des Donners sie weder beunruhigen noch stören konnte; aber jetzt hatte die Frau ihr Gebet vollendet, und als sie langsam sich erhob, erkannte sie ihr zur Seite den andächtigen Mönch; sie entfernte sich nicht und wartete ehrerbietig bis er zu Ende war, um ihn anzureden.

Es war eine junge schöne Römerin mit edeln, regelmäßigen Zügen, schwarzen wie Sterne leuchtenden Augen, ebenholzschwarzen Haaren, welche in glänzenden Flechten ihr reizendes Gesicht einfaßten mit den blendendweißen Elfenbeinzähnen, die zwischen wollüstig schwellenden, halbgeöffneten Korallenlippen schimmerten. Sie hatte jenen hohen, üppigen Wuchs, jene reinen, regelmäßigen Formen, jene kräftigen Rundungen, jene elegante und majestätische Haltung, welche man bei einer kleinen Zahl von Frauen der Bevölkerung Roms und der Umgegend bewundert, bei jenen so seltenen und köstlichen Typen alter Kunst, die man bald nur noch in Museen in Marmor und Stein ausgehauen finden wird. Sie trug das malerische Kostüm von Tivoli und Frascati, den kurzen, gelbseidenen Rock, das amaranthrothe seidene Leibchen mit enganliegenden Aermeln, das unter den zierlichen Falten eines feinen Leinwandhemdes einen herrlichen Busen errathen ließ, den in ein längliches Viereck gefalteten und vermittelst großer goldener Nadeln festgehefteten buntscheckigen wollenen Kopfputz, der die Stirn beschattete und über die Schultern hinfiel, endlich die Spitzen und Kleinodien, die verschiedenartigen Halsbänder und Ringe, die langen Ohrgehänge und andern Schmuck, der die Zierde und Freude der römischen Frauen ist.

„**Padre** Alexander, wart Ihr da?" sagte sie zu dem Kapuziner, der nach beendetem Gebete aufgestanden war. „Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß der Blitz eine arme Sünderin wie mich verschont ließ!"

„Seid Ihr es, Nisida?" antwortite kalt der Mönch, indem er Miene machte, sich zu entfernen; „ich hab' Euch schon lange nicht mehr gesehen..."

„Was wollt Ihr, **padre**? ich darf nicht mehr zur Beichte gehen, weil ich zu viel sündige und mich schäme."

„Ihr wollt also lieber einst ohne Absolution sterben und zur Hölle eingehen, nicht wahr?"

„Ach! Hochwürdiger," erwiderte sie ganz ergriffen von dieser furchtbaren Drohung, „ich hoffe, nicht zu ster-

ben, bevor ich Buße gethan habe, und wenn ich mich in Todesgefahr gewußt hätte, so hätte ich Euch rufen lassen..."

„Hättest Du mir rufen können, meine Tochter, wenn Du so eben vom Blitz getödtet worden wärest?"

„Heilige Jungfrau, bitte für mich!" entgegnete sie noch unruhiger: „es ist wahr, ich wäre ohne Barmherzigkeit verdammt gewesen... Der Tod kann uns jeden Augenblick überraschen! — Hört meine Beichte, mein Vater....."

„Dazu habe ich jetzt keine Zeit... aber morgen, oder vielmehr Samstag Morgen werde ich in der Taufkapelle von San Giovanne di Latrano sein... Leb wohl, meine Tochter, geh hin und sündige fortan nicht mehr; Gott sei mit Dir!"

„Wie! **mio padre**, ich soll bis Samstag auf Absolution warten!"

„Hast Du eine Todsünde auf Dir?" sagte der Mönch, von der Wahrheit des an ihn gerichteten Vorwurfs ergriffen.

„Ich fürchte, und doch wäre ich untröstlich, wenn ich am Ostertag nicht zur Communion gehen dürfte."

„Thue Buße, meine Tochter, und bekenne Deine Sünden, damit ich Dir vergebe"

Nisida kniete vor Pater Alexander hin, ohne den Zipfel seines Kleides, den sie ergriffen hatte um ihn zurückzuhalten, aus der Hand zu lassen; sie sammelte sich indem sie schwere Seufzer ausstieß, und als sie mit Inbrunst das Gebet ausgesprochen, das den Christen zum Sakrament der Beichte vorbereitet, war sie so durchdrungen von der Größe ihres Fehlers, daß sie in Thränen zerfloß und sich mit bittrer Reue vor die Brust schlug.

„Nun! meine Tochter," begann der Mönch, „welch' große Sünde hast Du begangen?"

„Sagen Sie mir, **padre**, daß der Herrgott mir

durch unsern Mittler Jesus Christus und sein theures Verdienst diese Sünde vergeben werde!"

„Du mußt mir vorerst Deine Sünde bekennen. Aber schnell, meine Tochter, ich kann nicht länger warten."

„Ich bin.... antwortete sie zögernd und die Augen niederschlagend, „ich werde von einem Juden geliebt."

„Von einem Juden!" wiederholte Pater Alexander, der nicht darauf vorbereitet war, eine Sünde solcher Art zu hören.

„Das ist, ich muß es selbst gestehen, eine schreckliche Sünde vor den Augen Gottes und der ganzen Christenheit."

„Dieser Jude liebt Dich und Du liebst ihn?"

„Ja, **padre**, ich liebe ihn, obwohl es ein Jude, der aller Verbrechen fähig ist."

„Du mußt suchen daß die Liebe, die er zu Dir hat, zu seinem Heile gereiche, Du mußt die Macht, die Du über ihn besitzest, gebrauchen, um ihn den Fallstricken des Satans zu entziehen, und ihn endlich zu bekehren, damit er sich taufen lassen möge."

„Das ist's eben, **padre**, was ich von ihm erhalten will', denn ich schaudere bei dem Gedanken, einen Ungläubigen zu lieben, der nicht getauft ist und in Ewigkeit verdammt sein wird."

„Der Himmel wird Dich segnen, meine Tochter, für das was Du thun wirst, um ihm eine Seele zu gewinnen, und diese Liebe kann in dem Rathschlusse der Vorsehung liegen, die einen Juden bekehren will, indem sie sich einer Sünderin als Werkzeng bedient. Fahre fort, den armen Ketzer zur Versöhnung mit der Kirche zu bewegen und lade ihn ein, mich zu besuchen. Ich will ihn in unsrer heiligen Religion unterrichten, ich will ihn taufen und dann könnt ihr einander heiraten."

„Uns heiraten!" rief Nisida, deren Augäpfel wie Karfunkel glänzten, „ist es möglich, daß ein solches Glück mir aufbehalten sei! O! wenns nur an dem liegt,

hochwürdiger padre, so taufen wir ihn, das versichere ich Euch!

„In dieser Hoffnung gebe ich Dir Absolution, meine Tochter. Beendige Dein Confiteor.“

Die junge Römerin, voll Freude, einer Sünde entlastet zu sein, die ihr Gewissen drückte, fing wieder an zu beten und überließ sich ganz der Zerknirschung ihres Herzens; sie seufzte und vergoß süße Thränen: in diesem Augenblick wäre sie ohne Reue gestorben, weil sie sich im Zustand der Gnade und rein vor Gott glaubte. Immerhin war sie glücklich, daß ihr Beichtvater ihr nicht geboten, allen Umgang mit dem Manne, den sie liebte, zu meiden, und sie versprach sich ernstlich, den Beweis dieser Liebe zu geben, indem sie den Juden zum Christenthum zwang.

Pater Alexander hatte nicht gewartet, bis die Büßende sich erhob, und war zu Seila hingetreten, die aus Bescheidenheit sowohl als aus einer jüdischen Gewohnheit sich etwas entfernt gehalten. Bei Tage hätte sie nie gewagt, vor einem Muttergottesbilde stehen zu bleiben, denn sie wäre in Gefahr gewesen, vom Pöbel beschimpft und gesteinigt zu werden. Schweigend folgte sie dem guten Mönch, dessen ganze Menschenfreundlichkeit nothwendig war, um das so eben gehabte, ungelegene Zusammentreffen nicht zu verwünschen. Er konnte nicht mehr hoffen, noch vor dem völligen Ausbruch des Gewitters sich auf der Straße von Tivoli zu befinden.

Schon lösten sich hie und da einzelne große Tropfen aus der schweren Wolkenmasse, und nur der Wind, der sich Staub aufwirbelnd in dem Straßenlabyrinthe verlor, verjagte noch einen über Rom hin drohenden Wolkenbruch. Ununterbrochen folgten sich Blitz und Donnerschläge.

6.

Das Ghetto.

„Da sind wir beim Ghetto, **padre** Alexander,“ sagte Seila, die bedachte, mit welchem Erstaunen und welcher Entrüstung ihr Vater sie in Gesellschaft eines Kapuziners erscheinen sähe; „ich danke Euch nochmals aus Herzensgrund, und verlasse Euch.“

„Ich verlasse Dich nicht, mein Kind, bis ich Dich Deinem Vater zugeführt haben werde.“

„Es ist aber unnöthig, daß Ihr mich weiter begleitet... Und zudem ist das Quartier geschlossen ...“

„Der Thorwächter Capricola wird sich hüten, mir den Eintritt zu verweigern, er und sein Sohn Marco kennen mich wohl.“

„Ich bitte Euch nur, mir öffnen zu lassen, dann dürft Ihr ruhig von mir scheiden; ich gestehe Euch, daß der schlechte Kerl von Marco, mir einen wahren Schreck einflößt; ich möchte mich nicht allein bei ihm befinden...“

„Er ist von wildem, unruhigem Charakter, allein für bösartig halte ich ihn nicht; ich schmeichle mir sogar, ihn zu unserer heiligen Religion zu bekehren; ich habe ihm einen Platz als **custode** im Vatikan versprochen, falls er sich am Samstag vor dem heil. Osterfeste taufen lassen will, und er wäre nicht abgeneigt, meinem Rathe zu folgen, wenn sein Vater es nicht verhindern würde...“

„Sein Vater ist am Sterben; Marco wird Euch daher nicht mehr lange widerstehen; allein mich dünkt, solche Bösewichte seien nicht würdig, zum katholischen Glauben bekehrt zu werden, denn getauft oder nicht, werden sie doch nie zu ehrlichen, rechtschaffenen Leuten.“

„Du behandelst den armen Marco gar zu übel. Was hat er Dir gethan?“

„Mir, Nichts; aber der Elende hat gewagt, die Hand gegen seinen alten Vater zu erheben.“

„O!“ seufzte der Mönch sich bekreuzigend; „meine Tochter,“ fügte er er traurig hinzu, „alle Sünden, alle Verbrechen können durch Buße gesühnt werden, und Gottes Barmherzigkeit ist unendlich!“

„Sie waren bei dem Hauptthore angekommen, das um sieben Uhr Abends geschlossen und bis sieben Uhr Morgens nicht mehr geöffnet wurde. Bei Nachtzeit durfte Niemand das Ghetto betreten noch dasselbe verlassen; aber seit ein als Polizei über dieses Viertel bestellter christlicher Thorwächter an das andere Thor bei der Brücke Quattro-Capi versetzt worden, war das sogenannte Judenthor ganz einem jüdischen Thorwächter überlassen, der daselbst wohnte und die Schlüssel in Verwahrung hatte. Die alten päbstlichen Verordnungen, welche bei Ruthenstrafe den Eintritt in das Ghetto und das Verlassen desselben während der Stunden des Verschlusses untersagte, hatten weder Macht noch Anwendung mehr, inzwischen konnte man sich dennoch bei Nacht das Thor nicht öffnen lassen, ohne dem jüdischen Thorwächter, der hiedurch Mittel gefunden hatte, seine Stelle einträglich zu machen und einen ziemlichen Gewinn zu ziehen, einen starken Lohn zu bezahlen. Man duldete diese Uebertretung alter Gebräuche, vorausgesetzt, daß kein Christ bei Nacht das Judenquartier betrete, was Galeerenstrafe zur Folge gehabt hätte.

Dieses Quartier, das die Juden selbst in früher Vorzeit sich gewählt, als die Gründung einer St. Petri geweihten Kirche sie aus dem Stadttheil verjagte, in welchem sie sich unter den römischen Kaisern niedergelassen hatten, wurde ihnen hauptsächlich durch ein Dekret Pauls **IV.**, des den Juden feindlichsten aller Päbste zum Wohnort angewiesen. Das Ghetto, von einer Mauer umschlossen, mit vier Thoren nach den vier Himmelsgegenden (das mittägliche und mitternächtliche wurden erst seitdem erbaut) war der privilegirte Aufenthalt der

jüdischen Bevölkerung und der Mittelpunkt ihres Handels. Sie unterwarf sich schweigend der Absonderung und anderen verschiedenartigen Bedrückungen, die man ihr auflegte und die allein die Zeit minder tyrannisch machen kann. Nun waren die Juden nicht mehr an ihrem gelben Hute kenntlich, bei Tage sah man sie in den Straßen Roms, sie waren nicht mehr bloß zu dem elenden Handel mit alten Kleidern verdammt und hatten beinahe selten mit der Inquisition zu schaffen.

Das Ghetto war im vorigen Jahrhundert, was es noch heut zu Tage ist, ein Labyrinth von gewundenen Gäßchen und stinkenden Plätzen, ein Haufe aus Holz, Kieseln und Pozzolanerde gebauter niedriger, dunkler, häßlicher und nicht weniger stinkender Häuser, als die Straßen, in welche sie überhängen, eine lange Reihe Schuppen und Kramläden im Freien, ein merkwürdiger Contrast kostbarer Kaufmannswaaren und wüsten Plunders und Trödels, und darinnen eine immer rührige Bevölkerung, deren Frauen selten auf der Straße zu sehen, viel Thätigkeit, Lärm und Geschwätz. Sechstausend Juden bewohnten damals den nämlichen Raum, in welchem jetzt zehntausend sich drängen, ohne die bei der Brücke Quattro Capi, der Fabriciusbrücke im alten Rom, auf dem Judenplatze, bei den Kirchen Santa-Maria del Pianto, Sant Angeli in Pescheria und San-Bartolomeo in Regala.- Man sollte glauben, diese und einige andere Kirchen, die um das Ghetto herumliegen, seien als Schutzwehren gegen das Judenthum hieher gebaut worden, das sie jedenfalls nicht überfällt. Wie überall, so ist auch in Rom das Judenquartier das kothigste, schmutzigste, stinkendste, dunkelste, abscheulichste aller Stadtviertel.

Padre Alexander hielt schon den Hammer des Thores und wollte eben klopfen, als er noch anhielt, um dem Lärm eines lebhaften Streites zu horchen, der im Innern der Wächterwohnung statt fand. Dieses Haus, das an die Einschlußmauer des Ghetto gebaut war und

dieselbe kaum überragte, hatte keinen Ausgang auf die Stadtseite und machte sich, von außen nur durch ein einziges niederes Fenster mit doppelten Eisenstangen und einem eisernen Gitter verwahrt, als Wohnung kennbar; in diesem Augenblick war das Fenster erleuchtet, aber das Licht schien nicht hell genug durch die staub- und schmutzbedeckten Scheiben, daß man die Gegenstände hätte unterscheiden können, einen Schatten ausgenommen, der sich da und dort im Helldunkel bewegte. Man hörte zwei wechselnde Stimmen, die eine rauh und dumpf, die andere scharf und kreischend, welche in fremder Sprache einen lebhaften Wortwechsel führten. Seila horchte auch hin und verstand einige hebräische Worte, die ihr den Vorgang erklärten.

„Da mißhandelt dieses Ungeheuer seinen Vater wieder!“ sagte sie mit Entrüstung.

„Unmöglich!“ entgegnete der Mönch, der sich über die Heftigkeit des Streites nicht täuschen konnte und doch an die schlechte Behandlung des Vaters von Seite eines bösen Sohnes nicht glauben mochte. „Marco bereitet sich zur Taufe vor!...“

Indem Pater Alexander sich selbst mit diesem mächtigen Grund zum Zweifel beschwichtigte, klopfte er mit lauten Schlägen an das Thor. Die Hunde, welchen die Nachtwache des Ghetto überlassen war, fingen an zu bellen und ließen ein unharmonisches Concert ertönen, das nur bisweilen die Donnerschläge zum Schweigen brachten. Der Schall des Thorhammers hatte den lärmenden Streit, den der Wächter zu haben schien, unterbrochen. Es ward einen Augenblick stille und eine unheimliche Stimme fragte, wer draußen klopfe.

„Oeffne dem Pater Guardian der Kapuziner von Tivoli!“ sagte der Mönch mit befehlendem und zugleich sanftem Tone.

„Es ist acht Uhr,“ antwortete die Stimme, „und nach den Polizeiregeln ist das Ghetto bis am Morgen verschlossen.“

„Ich bin es, Marco, ich, der Pater Alexander. Beeile Dich und öffne, denn ich habe Geschäfte da drinnen.“

Man antwortete nicht, sondern öffnete alsobald, ohne daß Jemand sich zeigte, um Seila und ihren Führer einzulassen. Sie traten ein und schlossen das Thor hinter sich. Der Regen floß in Strömen. Pater Alexander wartete einen Augenblick auf den Custode, da er ihn aber nicht kommen sah, ging er bis an die Schwelle des Häuschens, in welchem Marco und sein Vater wohnten. Die Stube war leer und der Mönch konnte immerhin rufen, man antwortete ihm nicht. Er staunte, die Leute, die sich vorhin noch so heftig gezankt und ihm den Eintritt ins Ghetto verweigert hatten, nicht mehr zu finden; aber die Zeit, der Regen und das junge Mädchen, das er unter seinen Schutz genommen, veranlaßten ihn zur Eile; er nahm sich jedoch vor, das Ghetto nicht zu verlassen, bevor er nicht Marco gesehn und ihn über sein Betragen ernstlich zur Rede gestellt haben würde. Er ging nun weiter und wandte sich der Wohnung des Juweliers Mondaio zu.

Sobald Seila das Thor des Ghetto hinter sich zuknarren gehört, war ihr, als ob sie aus der Zahl der Lebendigen gestrichen sei, sie sah von Allem, was sie umgab, Nichts mehr, mechanisch folgte sie dem Mönch, der den Schritt verdoppelte, damit seine Gefährtin endlich vor dem immer heftiger einbrechenden Gewitter in Sicherheit sei; sie bemerkte nicht, daß ihre Kleider vom Regen durchnäßt waren: im geheimsten Herzensgrund sagte sie Robert Lebewohl und bereitete sich vor, zu sterben. Sie hätte zehn Jahre ihres Daseins gegeben, um nicht in dieser Lage zu sein! Als sie das väterliche Haus vor sich sah, als sie das Klingeln der Glocke hörte, welche der Mönch angezogen, als sie sich sagte, daß ihr Vater erscheinen und von ihr Rechenschaft über ihre Abwesenheit fordern werde, fühlte sie sich so schwach und so

entmuthigt, daß sie bereute, heimgegangen zu sein, und beinahe in Ohnmacht fiel.

„Man zögert lange, uns zu öffnen, sagte der gute Mönch. „Vielleicht ist Niemand zu Hause?"

„O, gewiß ist mein Vater zu Hause; morgen ist Ostern, und er bereitet sich, dieses große Fest nach dem Ritus unsrer Religion zu feiern. Diesen Abend soll das Osterlamm geschlachtet werden..."

„Er wird es nicht gern sehen, daß wir ihn in seiner Vorbereitung stören... Es thut mir leid, daß Du so dem Regen ausgesetzt sein mußt..."

Man hörte im Innern der Wohnung einiges Geräusch und bald nahte ein schwerfälliger, schleppender Schritt der Thüre. Man öffnete sie nicht sogleich, sondern es erschien ein Judasgesicht in dem erleuchteten Schieber, der geräuschlos aus den Fugen gewichen war und gestattete, die Absichten der Draußenstehenden aus ihren Mienen und Worten zu beurtheilen. Trotz der Heftigkeit des Platzregens hatte doch Pater Alexander nicht große Lust, ins Haus zu treten, als er die häßliche Fratze des Alten erblickte, der blutbesudelt vor ihm stand.

„Moses und Aaron seien uns gnädig!" rief der Alte, den Schieber schließend; „ein Mönch im Ghetto am Abend vor Ostern!"

„Mardochäus, öffne uns!" sagte mit gebieterischem Tone Seila, welche den unangenehmen Eindruck, den der Anblick des blutbeschmierten Gesichtes auf den Kapuziner gemacht hatte, verwischen wollte. „Oeffne doch!"

Mardochäus, von Seilas Stimme angenehm überrascht, beeilte sich, dem jungen Mädchen zu öffnen und sie mit stummen Geberden der Freude zu empfangen, ohne auf ihren Gefährten in der Mönchskutte zu achten. Dieser Mardochäus, der alte vertraute Diener des Juden Mondaio, schien wegen seiner langjährigen Arbeiten in der Werkstatt seines Meisters noch älter als er war; seine runzlige Haut war einigermaßen fleischlos und hing allenthalben scheußlich herunter, wie eine nasse, zusammen-

gefallene Blase; die rußige Farbe dieser wanzenartigen Haut verlieh ihm beinahe die Physiognomie eines zahmen Seehundes; zwei Büschel weißer und rother Haare sträubten sich auf jeder Seite seines kahlen Schädels empor und machten die Aehnlichkeit mit jenem Thiere vollständig. Die Unreinlichkeit seiner Kleider und seiner Person war diesen Abend weniger sichtlich, weil Gesicht, Hände und die Leinwandschürze, die er um die Hüften geknüpft, mit Blut gefärbt waren.

„Ach, meine liebe Tochter, woher kommst Du?" rief er. „Was ist Dir begegnet? Dein ehrenwerther Vater..."

„Wo ist er?" unterbrach ihn Seila, die ihre Kräfte für diesen fürchterlichen Augenblick sammelte: „geh, hole ihn!"

„Ei! weiß ich denn, was aus ihm geworden ist, jetzt, da ich zu Dir rede. Er ist vielleicht verhaftet und in die Veste San-Angelo geführt worden."

„Mein Vater verhaftet! gefangen!"

„Und das ohne Zweifel, wenn er in der Stadt erkannt wurde, denn da er Dich nicht heimkommen sah, glaubte er, daß ein Unfall" . . .

„Er hat also das Quartier verlassen, um mich aufzusuchen? Wie, Mardochäus, Du hast ihn fortgelassen?"

„Ich habe mich seinem Weggehen so viel als möglich widersetzt. Ich habe ihm Alles gesagt, was man nur Gewichtiges sagen konnte: daß die Stunde des Thorschlusses gleich schlagen werde oder schon geschlagen habe, daß der Custode nicht mehr öffnen werde . . ."

„O mein Gott! und bei diesem fürchterlichen Gewitter! Und Ihr, padre," sagte sie, sich gegen den Kapuziner wendend, der sein Brevier aus der Tasche gezogen hatte und in einer Ecke zu lesen begann. „Ihr könnt auch nicht fort, bis das Gewitter und der Regen nachgelassen haben. Ich bitte um Verzeihung, Euch auf solche Weise empfangen zu müssen."

„Mache Dir keine Sorge um mich," sagte Pater Alexander, „ich werde warten, nicht bis das Gewitter

nachgelassen, sondern bis Mondaio zurückgekehrt ist; ich betrachte meine Pflicht erst dann als erfüllt, wenn ich Dich den Händen Deines Vaters übergeben haben werde."

Der Pater Guardian der Kapuziner von Tivoli, der sein Brevier in der Hand neben einer von einem langen hanfenen in Nußöl getränkten Dochte genährten Flamme saß, konnte sich einiger Zerstreuung nicht erwehren und mußte, staunend den Mardochäus so blutbefleckt zu sehen, dessen Bewegungen unwillkürlich mit den Augen folgen.

„Entschuldigt mich, mein Vater, Euch während der Vorbereitungen zum Osterfeste hiehergeführt zu haben," sagte Seila zu ihm, „man hat eben das Osterlamm geschlachtet!"

7.

Der Vatermörder.

Marco, der sich verborgen hatte, um vom Pater Alexander nicht gesehen zu werden, wartete, bis der Mönch in Mondaios Haus getreten war, und ging dann langsamen Schrittes und mit gesenktem Kopfe in seine Stube zurück, indem er tausend Pläne schmiedete und sich erinnerte, in dem großen Sack, den der Kapuziner unter dem Arme trug, Geld klingeln gehört zu haben.

Als er wieder die Stube zu ebener Erde betrat, worin der Custode sich Tag und Nacht aufzuhalten verpflichtet war, warf er einen unheimlichen Blick auf einen alten durchlöcherten Vorhang, der eine Art Alkoven einschloß, und setzte sich vor einen schwarzbraunen eichenen Tisch, auf welchem ein Becher und eine Flasche Wein ihn erwarteten. Dreimal nach einander füllte und

leerte er diesen zinnernen, breitbauchig geschweiften Becher, dann stützte er seine brennende Stirn in seine beiden eiskalten Hände. Ein gedehntes Aechzen drang aus dem Hintergrund des Zimmers, Marco regte sich nicht: er schien zu schlafen, aber er war nachdenklich und im Kampfe mit seinen übeln Leidenschaften.

Das Zimmer, worin er sich befand, bot ein Bild jahrelangen Elendes. Die Diele und die nackten Mauern waren von Rauch ganz geschwärzt; hie und da hing einiges ausgenütztes, verrostetes Hausgeräthe von Zinn und Blech, der Tisch, ein hölzerner wurmstichiger Koffer und drei oder vier schlechte Stühle waren die einzigen Möbeln dieser elenden, feuchten, dunstigen Stube, deren unebener und allezeit kothiger Boden nie vor dem Hineinsickern einer benachbarten Wasserleitung bewahrt war; ein mit Ziegelsteinen belegter Heerd ersetzte bei der größten Kälte das Kamin oder den Ofen, welche beide damals in Rom noch beinahe unbekannt waren. Hinter dem zerfetzten Vorhang, der den Alkoven verbarg, wenn man nämlich einem engen, tiefen Loch, worin man sich nicht aufrecht halten konnte, diesen Namen geben darf, befand sich eine elende Pritsche als Lager, welches der Sohn seit dem Tode seiner Mutter mit dem Vater theilte.

Der Regen goß in Strömen und wiederhallte auf den mit Steinplatten belegten Terassen der Häuser. Es war ein Wolkenbruch, dessen fortwährendes Klatschen beinahe das Getöse des Donners und des Windes übertönte. In den Straßen glich das spitz ausgehöhlte Pflaster Schleusen eines von allen Seiten geöffneten Kanals und von den Wetterdächern warfen die vorstehenden Dachtraufen ungeheure Wasserbogen, deren Fall Cascaden glich. Dann hörte man wieder bei all dem Getöse, das die Atmosphäre durchbrauste, das dumpfe Rollen der trichterförmig sich wälzenden Wasser in die Gossen und unterirdischen Cloaken, die das alte Rom dem neuern als Erbtheil gelassen. Die Dunkelheit wäre undurchdringlich gewesen, wenn nicht unablässige Blitze blen-

bende Stralen ausgesendet und den Himmel in bläulichem Feuerschein entzündet hätten. Wie in der Stadt, so blieb auch im Ghetto das Innere der Häuser dunkel und schweigsam und kaum verkündete hie und da ein blasser Lichtschein am Fenster, daß noch nicht eines Jeden Ruhestunde da sei.

Marco schlief nicht, obwohl er sein Glas ruhen ließ. Er war ein großer junger Mann von hohem, geschmeidigem und wohlgebildetem Wuchs, von eleganten und schlanken Formen, der malerischen Haltung und den harmonischen Formen, welche die Bevölkerung der Vorstadt Transtevere charakterisiren, jenen edlen Volksschlag, der stolz auf seinen reinen Ursprung, beflissen ist, sich vor einer Mischung mit den entarteten Römern zu bewahren. Marcos Gesicht hätte den Juden nicht in ihm erkennnen lassen, seine Züge von bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit und ausdrucksvoll, wenn sie nicht von niedrer Leidenschaft verunstaltet wurden, wären jener antiken Statuen würdig gewesen, die mehr einem von der Kunst geschaffenen Typus als einem lebendigen Modell nachgebildet scheinen; allein oft flammten aus seinen glühenden Augen höllische Drohungen und schleuderten sie wilde Blicke; seine dichten Augenbraunen warfen, wenn sie sich runzelten und einander beinahe berührten, einen unheilweissagenden Schatten über sein schönes Gesicht; sein Mund mit den dünnen Lippen verzog sich zu einem traurigen, bittern Lächeln, während welchem seine Zähne auf einander gebissen blieben. Marco trug die Kleidung der Transteveriner, die Sammethosen und Sammetjacke, die gelbledernen Kamaschen, den buntscheckig seidenen Gürtel um die Lenden, die rothe Halsbinde mit flatternden Schleifen und den grauen kegelförmigen Filzhut. Dieses sein Kostüm war reinlicher und ordentlicher gehalten, als man es in seiner ärmlichen Lage hätte erwarten dürfen.

Plötzlich prallten zwei kleine Steinchen an die Scheiben des einzigen Fensters, das auf den Judenplatz ging.

Bei diesem bekannten Zeichen, das im Toben des Sturmes verhallte, erzitterte Marco, sprang auf, horchte hin und eilte das Thor des Ghetto, das er weder doppelt verschlossen, noch dessen Riegel er vorgelegt, sachte zu öffnen. Er führte eine in einen braunwollenen Mantel mit Kapuze gehüllte Frau ein, welche denselben beim Eintritt in die Wohnung des Custode von sich warf. Es war Nisida, die lächelte und ganz freudig schien: ihre Augen glänzten in besonderem Feuer, ihr Blick war glühend, ihre Wangen hatten frischere, rosigere Farben; ihr Busen pochte heftig unter dem Brusttuch, sie war trotz allem Regen, der sie nicht so schreckte wie Blitz und Donner, hiehergeeilt. Sie bekreuzigte sich zwei- bis dreimal.

„Mehr als eine Stunde habe ich Dich bei der Via Mala erwartet," sagte sie leise, indem sie fortwährend mißtrauisch um sich blickte. „Endlich habe ich mich entschlossen, hierher zu kommen und zu schauen, ob Du etwa gestorben seiest wie ein Hund, das heißt wie ein Jude."

„Nicht ich bin gestorben," antwortete Marco, der sie mit liebendem Verlangen anschaute, „sondern der Alte."

„Was! er ist hingegangen, der liebe Mann!" entgegnete sie mit hellem Gelächter; „der Teufel hat da guten Taglohn gekriegt."

„Er lag schon mehrere Tage im Sterben und seine Anfälle von Fallsucht wurden immer häufiger und anhaltender. Diesen Morgen kam der Rabbiner hieher und sie besprachen sich mit einander. Ich weiß nicht, wer erzählt hat, daß ich Christ werden wolle und am Tage vor Ostern getauft würde . . ."

„Ach! Du willigst also ein, mein kleiner Marco!" unterbrach sie ihn, ihm um den Hals fallend und ihn zu wiederholten Malen umarmend.

„Ei, gewiß werde ich einwilligen, wenn Dir das im geringsten Vergnügen machen kann. Was liegt mir daran, mir!"

„Mir aber liegt viel daran, daß Du Christ und

getauft seiest, weil ... Sage mir, wie's beim Tode des armen Capricola zuging?"

„Du willst ihn wohl gar beklagen und beweinen, den boshaften Alten!" murmelte Marco mit dumpfer Stimme. „Als der Rabbiner ihm hinterbracht, was man über mich sagt, und ihn dringend gebeten, sich meiner Abschwörung zu widersetzen, so sprang mein Vater, der das Bett seit einem Monate nicht verlassen hatte, schreiend heraus und drohte, mich umzubringen, was er auch gethan hätte, wenn ich hätte warten wollen, bis er mir dieses große Messer in den Leib gebohrt..."

„Er war wohl vom Teufel besessen, dieser garstige Jude!" sagte Nisida, indem sie das große Messer, das Marco ihr zeigte und dessen mit Kupfer eingelegtes Heft den hebräischen Namen des Eigenthümers trug, herbeiholte und damit tändelte.

„Ich lief aus dem Hause und durch die Stadt, um Dich aufzusuchen ... Wo warst Du, Verrätherin, Treulose, Spitzbübin?"

„Meinst Du, ich hätte Muße, Dir Nebenbuhler zu geben in dieser heiligen Woche des Gebetes und der Buße?"

„Ja, ja, Du warst bei den Heiligenbildern, Du besuchtest die Kirchen, hörtest die Predigten! ... Ich bin eifersüchtig auf Deine Priester, Deine Mönche, Deine Beichtväter, Deine Prediger, auf das ganze Pack, das so viel Macht über Dich hat."

„Schweige, Jude!" unterbrach sie ihn, indem sie ihm den widerspenstigen Mund mit einer weißen Hand schloß, die er mit Küssen bedeckte. „Lästere nicht, Marco, sonst höre ich auf, Dich zu lieben. Laß mich wissen, wie Du den Tag beendigt!"

„Nun! nachdem ich da und dort umhergeirrt, ohne Dich angetroffen zu haben, kam ich wieder hierher, um die Thore des Quartiers zu schließen, denn der Alte konnte sich in seinem Bett nicht rühren. Ueberdieß vermuthete ich, daß er ruhiger sein werde. Keineswegs!

er empfing mich wie ein Verfluchter, er beschimpfte mich, drohte mir: ich blieb standhaft und antwortete nicht, aus Furcht, ihn noch mehr aufzubringen. Ich that, als ob ich schliefe und Nichts hörte; als er aber von Dir zu reden wagte . . ."

„Von mir!" entgegnete Nisida in Gelächter ausbrechend. „Ich hätte dasein mögen, als er wie ein Besessener schrie."

„O! ich konnte nicht dulden, daß er Dich in meiner Gegenwart beschimpfe, und gebot ihm zu schweigen. Seine Wuth und sein Jähzorn verdoppelten sich; ich wiederholte ihm den Befehl, seine Worte Deinetwegen in Acht zu nehmen: er wurde nur noch unverschämter . . . ich war vor Zorn außer mir . . ,"

„Großer Gott! Ihr hättet? . . ." rief sie schaudernd, da sie glaubte, Marco habe sich zu einer mörderischen Gewalthätigkeit gegen den Vater hinreißen lassen.

„Ich machte diese Geberde," sagte er, die Weinflasche ergreifend und sie über seinen Kopf wie zum Wurfe schwingend. „Dieß war hinreichend, den Alten in den höchsten Wuthparoxismus zu versetzen; er sprach nicht mehr, er heulte; er versuchte aufzustehen und mit funkelnden Augen und geballten Fäusten auf mich zuzustürzen, allein die Kräfte verließen ihn und mit einigen convulsivischen Bewegungen fiel er auf das Bett hin, wo er unbeweglich und starr blieb. Er röchelte nur noch schwach. In demselben Augenblick wurde an das Thor des Ghetto geklopft, ich zog diesen Vorhang, damit man den Alten nicht im Verenden sehe und ging zu öffnen. Als ich wieder herein kam, röchelte der Alte nicht mehr: er muß wohl todt sein."

„Tod und verdammt!" murmelte die junge Römerin, „aber Gottes Barmherzigkeit ist unendlich!"

„Bei diesen Worten näherte sie sich dem Bette und kniete vor demselben auf dem feuchten, kalten Ziegelboden hin, sie betete still und gesammelt. Marco betrachtete sie, ergriffen von Bewunderung und Liebe. Er

wartete bis sie ihr Gebet vollendet hatte, um zu ihr hinzueilen, sie in seine Arme zu schließen und auf seine Knie zu setzen, wie ein Vater, der sein Kind liebkost. Sie aber vergaß, im frohen Bewußtsein die Pflicht der Religion erfüllt zu haben, welche für Todte beten heißt, daß ein Leichnam in demselben Zimmer liege, und überließ sich der Sorglosigkeit ihres leichtsinnigen, launigen Charakters, indem sie ihre Hand unter Marcos Kinn hinhielt und den schwarzen, regelmäßigen Bart, der dasselbe einfaßte, glattstreichelte; zeitweise neigte sie sich gegen ihn und wich dann schleunig wieder zurück, nachdem sie ihm die Stirn oder die Haare geküßt hatte. Der junge Mann, aufgeregt durch die reizende Buhlerei, drückte sie liebeglühend an sein Herz und wandte kein Auge von ihr; die Zärtlichkeit und Freude, die seine Brust anschwellten, hatten sein Gesicht gleichsam veredelt, da in diesem Augenblick kein niederes Gefühl, keine unselige Leidenschaft ihre Spuren darin abdrückte.

„Höre, Marco," sagte sie seinen wonnetrunkenen Blick erwidernd; „Du wirst Dich also taufen lassen und das Judenthum abschwören."

„Ich thue, was Du befiehlst," entgegnete Marco, welcher der verführerischen Zauberin Nichts abschlagen konnte.

„Ich befehle, daß diese Sache vor Ostern abgethan sei, und dann können wir uns acht Tage hernach heiraten."

„Uns heiraten!" wiederholte Marco entzückt. „Schau, Dir zu Gefallen würde ich mich zehnmal für Eines taufen lassen."

„Beeile Dich, denn bis dahin ist mir nicht gewährt, Dich ohne Sünde zu lieben. Mein Beichtvater hat es gesagt . . ."

„Dein Beichtvater? In was mischt sich da dieser Nazarener?" murmelte Marco, dessen Gesicht durch das Runzeln der Augenbraunen finster wurde.

„Hüte Dich vor einer Lästerung gegen den heiligen Mann! Der Padre Alexander hat Dich gewürdigt, Deiner in seinem Gebete zu gedenken."

„Der Padre Alexander!" entgegnete der Jude kopfschüttelnd und zähneknirschend; „Du liebst ihn allzusehr!"

„Ich rathe Dir, auch auf meinen Beichtvater eifersüchtig zu sein!" erwiederte sie munter; „ich liebe ihn, das ist wahr, ich verehre ihn gleich den Herrn Kardinälen, und würde er mir befehlen, Dich nicht mehr zu sehen, Dich nicht mehr zu lieben . . ."

„So würde ich ihn ohne Bedenken erwürgen!" rief er mit wilder Miene; „ja, in Stücke wurde ich ihn hauen."

„Schweig, Unglücklicher, schweig, wenn ich Dich nicht hassen soll! Denke daran, verabscheuen würde ich Dich, ich würde Dich von mir jagen wie einen Aussätzigen, wenn Du diesem guten Vater ein Haar krümtest . . ."

„Vertheidige ihn nicht so sehr, ich beschwöre Dich," entgegnete mit starker Stimme Marco, der aus Nisidas Händen das große Messer nahm, mit welchem diese auf dem Tische spielte, und es mechanisch in seinen Gürtel steckte.

„Nun! Du nimmst also meine Bedingungen an, Herr Jude?" fragte sie, indem sie wieder wie ein verwöhntes halsstarriges Kind auf ihre alten Thorheiten verfiel: „getauft und Christ geworden vor Ostern, verheiratet einige Tage nachher. Denke daher an die Hochzeitsgeschenke!"

„Ich habe schon daran gedacht!" sagte Marco, indem er aus seinem Wamms ein prachtvolles Halsband von Malachiten, in erhabener Arbeit gravirt, herauszog und es Nisida überreichte.

„O die schönen Steine!" sagte mit Enthusiasmus die junge Römerin, indem sie das Halsband, an welchem einige Ringe in einander verwickelt und das goldene, ohne Zweifel mit einigen Malachiten besetzte Schloß

fehlte, ergriff und schüttelte; „aber dieses Kleinod ist sehr beschädigt . . .“

„Man muß es dem Juwelier geben, damit er es wieder in Stand setze, oder besser noch wäre, es gegen ein Korallenhalsband auszutauschen.“

„Wie Schade, daß ich es nicht schon heut Abend um den Hals hängen kann!“ sagte sie seufzend. „Ich danke Dir, Marco, aber das ist nicht Alles, was ich als Hochzeitgeschenk fordere: was vor allen Dingen durch Nichts ersetzt werden kann, ist der goldene Trauring.“

„Das wird nicht besonders theuer sein?“ warf der Jude traurig ein, dessen Wangen bei Nisidas Worten sich immer höher färbten.

„Ohne diesen Trauring ist keine Verbindung möglich und der Aermste wie der Reichste ist von unsern Kirchengesetzen angehalten, seiner Frau einen Ehering zu geben. Dieser geweihte Ring ist für das ganze Leben einer Christin ein Talisman des Glücks.“

„Ich will Hab und Gut verkaufen, um diesen Ring anschaffen zu können!“ antwortete er melancholisch.

„Und bist Du einmal getauft und Christ, willst Du dann noch länger Thorwächter der Juden bleiben?“ fragte sie verächtlich.

„An das hab ich noch nicht gedacht, ich thue, was Euch recht ist . . . Aber bin ich erst einmal getauft und Christ, werde ich dann anderswo einen Broterwerb haben, der uns Beide ernähren wird?“

„Uff! haben denn die Juden nicht immer einen verborgenen Schatz? Ich wette, Du wirst in Deines Vaters Keller Gefäße voll Gold und Silber finden. Ueberdieß habe ich ja alle Kleinodien, die ich besitze, von Dir . . .“

„Und Du sollst noch mehr haben,“ fügte er mit einem seltsamen Ausdruck der Züge hinzu, „allein . . .“

„Ich liebe sie so sehr, die Kleinodien!“ unterbrach sie ihn munter; „ich liebe die Ringe die Bracelets,

die Stecknadeln, die Halsketten, o, die Halsketten über Alles . . ."

„Ich möchte der erste Goldschmied der Straße Rigetta sein, um Dich befriedigen zu können!" sagte er schmerzlich bewegt.

„Geh, ich gebe mich mit Geringerem zufrieden, mein kleiner Marco; ich will nur einen Perlenschmuck zur Hochzeit."

„Perlen," wiederholte er leise, indem er nachdenklich wurde. „Das kann sich finden . . ."

„Das Halsband mit drei oder vier Reihen und die Ohrgehänge mit zwei oder drei Gehängen, es braucht etwa hundert Piaster, das ist Alles."

„Etwa hundert Piaster!" wiederholte er mit unheimlichen Tone.

„Das ist nicht genug, nicht wahr? ich hoffe aber auch noch venetianische Spitzen zu kriegen, um mir Leibchen nnd Oberhemd damit zu garniren . . ."

„Es sei, venetianische Spitzen!" wiederholte er in stummer, gefaßter Verzweiflung. „Mag begegnen, was will, ich wasche mir die Hände."

„Endlich ist Folgendes der Hauptpunkt, und gewiß Marco, ich heirate Dich nicht, wenn Du nicht einwilligst . . ."

„Ich willige in Alles, sag ich Euch," erwiederte er ernst, „und mache nicht den mindesten Einwurf, nicht einmal gegen Eure Absicht, mich an den Galgen zu bringen."

„Ich will jeden Sonntag nach der Messe im Corso und in die Villa Borghese spazierenfahren."

„Spazierenfahren!" wiederholte Marco durch diese letzte Forderung niedergedonnert. „Wo soll ich Pferde hernehmen?"

„Ich sage nicht, daß Ihr sie stehlen sollt, mein Freund, Ihr müßt sie miethen wie alle Männer, die ihre Weiber lieben."

„So will ich sie denn miethen," fügte er mit einem

tiefen Seufzer hinzu. „Gleichviel, wenn Du nur mein Weib bist!"

Man klopfte barsch an das Thor des Ghetto; allein dießmal bellten die Hunde nicht; das Gewitter hatte sie ohne Zweifel furchtsam gemacht und in ihren Ställen zurückgehalten. Marco bedeutete Nisida, sich hinter den Vorhang des Alkoven zu verbergen, und sie gehorchte, trotz ihrem Widerwillen, in der Nähe eines todten Juden zu sein, doch kaum war sie in ihrem Versteck, so stieß sie einen erstickten Schrei aus, welchen Marco, der Mondaio öffnete, nicht hören konnte. Nach einigen unter den beiden Letztern gewechselten Worten ließ Marco den Goldschmied nach Hause gehen und begab sich dann wieder in die Wächterstube: seine Stirne war nicht mehr so sorgenvoll und sein Blick nicht mehr so düster.

„Sieh da, Kokette," rief er, indem er fünf Goldstücke auf den Tisch hinklingeln ließ, „das ist Dein Hochzeitsschmuck!"

Aber Niemand antwortete, ausgenommen der Donner, der in's Ghetto schlug und die Atmosphäre, den Boden und die Häuser alle zugleich wie bei einem Erdbeben oder dem Ausbruch eines Vulkans erschütterte. Marco achtete nicht darauf und stürzte dem Alkoven zu: ein fürchterliches Schauspiel machte in starr vor Entsetzen. Der Vorhang wurde von einem magern, leichenfarbenen Arme weggeschoben: der Custode Capricola, einem Gespenste ähnlich, das dem Grabe entsteigt, kniete halbnackt, mit todtenblassem, unbeweglichem Gesichte, starren, glühenden Augen und gesträubten weißen Haaren auf dem Bette und preßte den Hals des jungen Mädchens, das ohnmächtig geworden, mit solcher Kraft zusammen, daß er seine knochigen Finger in ihr Fleisch eindrückte und das unglückliche Opfer beinahe erwürgt hätte. Marco entriß sie seinen Händen, indem er ihn so hart wegstieß, daß Capricola ausgestreckt auf das Bett hinfiel und, den Kopf rücklings über die Lehne gebogen, in dieser Lage blieb; dann nahm Marco die arme

Nisida, die kein Lebenszeichen mehr gab, in die Arme und versuchte, sie durch Küsse und Liebkosungen wieder zu sich zu bringen.

„Der Fluch des Himmels sei Dein einziges Erbtheil!“ murmelte der Alte, dem Ersticken nahe, indem er vergeblich versuchte, den Kopf aufzurichten, und fühlte, wie alles Blut demselben zuströmte und in den Ohren summte.

„Nisida, meine Theure, meine Geliebte!“ rief Marco, dessen Verzweiflung allein die Rache hemmte; „komm zu Dir! erkenne mich! . . . O, der niederträchtige Alte! ich werde ihn mit eigenen Händen erwürgen! . . .“

„Mögen die Christen mich rächen und Dich bestrafen, undankbarer Sohn, verfluchter Sohn!“ rief wieder Capricola zappelnd.

„Wenn er sie getödtet hätte!“ sagte Marco über Nisidas andauernde Ohnmacht erschrocken: „der Mörder ist hier und ich schone sein noch!“

„Geh, Hund, heirate Deine Christin!“ rief dumpf der Sterbende, welcher, statt wieder in horizontale Lage zu kommen, dieselbe bei jeder Bewegung peinlicher machte und mit dem Schädel schon beinahe den Boden berührte, „heirate sie und zeuge Christensöhne mit ihr! Verflucht seiest Du! verflucht sei sie! verflucht seien Deine Söhne! verflucht! verflucht! verflucht!“

Capricolas Schreien, das von schrecklichem Röcheln begleitet war, weckte Nisida eher aus ihrer Ohnmacht als Marcos zärtliche Bitten; sie erlangte jedoch nur unter unbeschreiblichem Entsetzen ihr Bewußtsein wieder und fand sich ganz zitternd, ganz in eiskaltem Schweiß gebadet in den Armen ihres Geliebten. Sie wähnte sich Anfangs noch bei dem Leichnam, den sie wieder aufleben und sie umkrallen sah. Marcos Stimme beruhigte sie; sie warf sich an die Brust des jungen Mannes und drückte ihr Gesicht an das seinige, ohne daß sie sich umzuwenden wagte, um nachzuschauen, ob der Alte, den sie röcheln hörte, sie auch noch hören könne.

„Fürchte Nichts, theure Nisida," sagte Marco im liebevollsten Tone zu ihr, „ich bin da, um Dich zu beschützen."

„Ach, Marco! ich meinte vom Teufel in die Hölle geholt zu werden," entgegnete sie ganz verdutzt; „es war also der alte Jude!"

„Hu! hu, hieher! zu Hülfe!" murmelte mit ersterbender Stimme Capricola, der, als es ihm nicht gelungen war, seinen Kopf wieder auf das Kissen empor zu heben, zu fühlen begann, daß in dieser mißlichen Lage der Schlag ihn ereilen werde; „Gnade, steht mir bei!"

„Arme Nisida, ich gebe mein Blut hin, um Dir ein Leid, eine Langeweile, ein Bedauern zu ersparen!" sagte der Sohn des Sterbenden.

„Ich glaube ihn immer vor mir zu sehen!" sagte die junge Römerin, deren Schreck sich noch nicht gelegt hatte, „er schaute mich mit Augen voller Zorn und Bosheit an! er wies mir lachend seine großen gelben Zähne, als wollte er mich zerreißen!"

„Stille, Kindchen, denke nicht mehr daran," entgegnete Marco, sich heiter stellend; das war ein böser Traum, die Todten haben das Auferstehen noch nicht gelernt . . . Schau nur, schau die schönen Goldstücke, die Dir bestimmt sind!"

„Ahan! ahan! ahan!" machte Capricola, der die Gegenstände nur noch durch einen blutigen Schleier sah: „ich sterbe! ahan! ich muß sterben, wenn man mir nicht zu Hülfe kommt! ahan! . . . Mein Sohn! Marco, Barmherzigkeit!"

„Hörst Du?" sagte schaudernd Nisida, welche diesen mit unartikulirtem Gestöhn vermischten Klagen gehorcht hatte; „der Alte kommt wieder und verlangt unsere Gebete! Er zeigt uns seine Verdammung an!"

„Narrheiten, abgeschmacktes Zeug!" entgegnete Marco, indem er durch sein Gelächter Capricolas Stimme und Röcheln zu übertönen suchte. „Ich verspreche Dir

Spitzen, denn Du liebst sie ja; Du sollst auch Kleinodien, Ringe, Halsbänder, Ohrgehänge haben . . ."

„Ohrgehänge! Halsbänder! Ringe!" wiederholte Nisida, die nicht nach dem Bette hinzuschauen wagte, auf welchem der Alte sich wälzte . . . „Ach, Gott züchtigt mich, weil ich die Charwoche entweiht und in das Haus eines Juden getreten bin!"

„Marco! ahan! ahan!" machte nochmals der Sterbende, der vor dem Nahen des Todes erbebte, „ich will Dir verzeihen! Ich will meinen Fluch in Segen wandeln! . . . Ahan! han! han! . . . Komm, komm her zu mir! ich verzeihe Dir!"

„An mir ist es, Dich ebenfalls zu verfluchen!" rief Marco mit hohler Stimme: „laß mich in Ruhe, Alter, und mach, daß Du hingehst!"

Capricola sprach nicht mehr, aber röchelte noch immer. Nisida wagte endlich, hinter sich zu schauen, schloß aber sogleich mit einem Schrei des Abscheus die Augen, als sie den Alten in Folge seiner Bewegungen quer über das Bett und ganz nackt liegen sah: sein Kopf hing herunter, sein Gesicht war braunblau und von der convulsivischen Anstrengung verzerrt, die Augen mit Blut unterlaufen, sahen stier. Sie stürzte aus dem Zimmer, bevor Marco ihre Absicht ahnen und vereiteln konnte, und eilte an das Thor des Ghetto, durch welches sie, da der Schlüssel im Schlosse geblieben war, verschwand. Ihr Liebhaber folgte ihr nicht so schnell, als daß er hätte hoffen dürfen, sie noch einzuholen. Er rief sie, rief sie wieder und immer wieder: nur die grollende Stimme des Donners antwortete seinem flehenden, verzweifelnden Rufe.

Plötzlich entstand ein ungewohnter Tumult im Ghetto. Unweit vom Thore öffnete sich eine Hausthüre, aus welcher das Geschrei von Drohungen und Schreckenslaute drangen, die bisweilen eine feste, feierliche Stimme übertönte, dann der Fall eines Körpers auf die Straße, hernach ein Augenblick Stille, das Signal zu wüthendem

Gebell der Hunde, die von allen Seiten zu dem dargebotenen Schmaus herbeieilten. Neues Klagegeschrei ließ annehmen, daß die Thiere ein menschliches Wesen angriffen.

8.

Die Bekehrung.

Als Seila sich wieder in der Wohnung ihres abwesenden Vaters sah, bereute sie noch heftiger, sich nicht mehr in Hubert Roberts kleinem Hause zu befinden; nach und nach fühlte sie sich jedoch von der Angst befreit, die sie auf dem ganzen Wege gepeinigt hatte. Wäre der Mönch nicht da gewesen, vor ihren Augen mit halblauter Stimme Gebete lesend, so hätte sie sich vollkommen beruhigt und die Rückkunft ihres Vaters in der Hoffnung, nicht allzusehr mißhandelt zu werden, getrost erwartet; denn Mondaios Abwesenheit war ihr ein Beweis, daß er ihretwegen in Unruhe war, und die Unruhe eines Vaters um seine Tochter duldet weder Zorn noch Aufbrausen. Sie ihrerseits war nun unruhig, ihn nach dem Abendgeläute und bei diesem fürchterlichen Gewitter außer dem Ghetto zu wissen; mit pochendem Herzen horchte sie dem Regen, der das Pflaster und die Dächer peitschte, dem heulenden Winde, der prasselnd Ziegel und Kamine wegfegte, und dem Donner, der ohn Unterbruch rollte.

Einem Genregemälde nach Rembrandt oder Schalken glich die geräumige Stube, die, für Augenblicke vom Blitz erleuchtet, nachher wieder in ihrem Halbdunkel blieb, in welchem das vor dem betenden Kapuziner flackernde Licht der Lampe erzitterte. Diese Stube, die als Werkstätte, Kramladen und Salon zugleich diente,

war nicht geeignet, von dem Vermögen des jüdischen Kaufmanns, der sie seit dreißig Jahren bewohnte, einen vortheilhaften Begriff zu geben; die Decke war nie weder gemalt noch geweißt worden und die Balken, welche das Getäfel bildeten, waren vom Alter ganz schwarz, die Mauern, von Truhen und Schubladen beinahe verdeckt, hatten die gleiche Rußfarbe; das hölzerne, massiv gearbeitete und ebenfalls von der Zeit geschwärzte Mobiliar ließ keine Spur von Reichthum oder auch nur von Wohlstand wahrnehmen. Allein in einer Ecke sah man verschiedene Kunststücke von gravirten feinen Steinen, eine Goldschmiedesse und gekrümmte Silberbarren in der lauwarmen Asche. Eine Treppe ohne Geländer führte in das obere Stockwerk und füllte den Hintergrund des Laboratoriums aus. Eine Fallthüre, die gerade aufgezogen war, ließ den Keller sehen, in welchem Mondaios alter Diener mit Zurichtung des Osterlammes beschäftigt war.

Pater Alexander, welcher aus Vorsicht den ledernen Sack, der den Ertrag der Collekte des Hohendonnerstags enthielt, unter seiner Kutte verborgen und befestigt hatte, konnte, während er in seinem Brevier las, nicht umhin, an die blutigen Hände des Knechtes zu denken, obwohl dieser wieder zu seinen Obliegenheiten als Metzger und Koch zurückgekehrt war. Der Anblick des Blutes hatte auf den guten Mönch stets einen eckelhaften, schauerlichen Eindruck gemacht, den er der Gewalt des Bösen zuschrieb und vergeblich durch Gebet zu besiegen sich bemühte. Dieses Mal war der Eindruck ohne Zweifel noch tiefer, denn er war von den düstersten Ahnungen begleitet, und bei seiner aufgeregten Einbildungskraft glaubte der Kapuziner sogar Blutflecken zwischen den Blätten seines Gebetbuches zu bemerken; er hatte dasselbe offen auf einen Tisch hingelegt, der durch die Berührung des Lammsschlächters wirklich besudelt war. Als er es wieder zur Hand nahm und die Blutspuren sah, die sich darauf abgedrückt hatten, empfand er eine

ungewöhnlich heftige Erschütterung, die ihn überzeugte, daß er bald vor Gottes Richterstuhl erscheinen werde.

Mit frommer, vertrauensvoller Ergebung bereitete er sich von da an zum Sterben vor.

„Herr mein Gott!“ sagte er mit halblauter Stimme, „wenn Du zu Dir zu rufen mich würdigen wirst, so bin ich bereit! aber ich flehe Dich an, mir im Todeskampfe beizustehen, damit ich von der bangen Furcht, die eines Christen und Priesters unwürdigt ist, befreit sein möge.“

„Glaubt Ihr, mein Vater, daß Euer Gebet zum Gott der Christen Erhörung finden und unsre Wünsche erfüllen könne?“ fragte ihn Seila, die sich ehrerbietig entfernt gehalten und ebenfalls nach ihrem Sinne betete.

„Mein Gebet vermag vielleicht nicht viel im Himmel,“ sagte bescheiden der Mönch, den der Ton einer menschlichen Stimme aus seinen unheimlichen Betrachtungen riß, „denn ich bin ein Sünder und bedarf der Gnade und Barmherzigkeit Gottes.“

„Ihr, Padre, Ihr! ein heiliger Mann, der Nichts als Gutes gedacht und vollbracht hat!“

„Ich habe nicht genugsam an meinem Heile gearbeitet und der Gerechteste in den Augen der Menschen ist oft strafbar vor Gott. Aber Reue und Buße bewirken die Begnadigung des Sünders. Mir ist, als würde ich bald vor meinem Richter erschienen, und der Sünde und Ungerechtigkeit voll, fühle ich mich seiner Gnade unwürdig. O mein Gott!“ rief er das Knie beugend mit Inbrunst, „wende ab von mir Deinen Zorn und laß die Stunde meines Todes eine Sühne für mein sündiges Leben sein!“

„Wenn ihr das Gericht Gottes fürchtet,“ sagte Seila, die ehrfurchtsvoll gewartet, bis der Mönch sich wieder erhoben hatte, „wenn Ihr Euch anklagt, nicht als Gerechter gelebt zu haben, Ihr, den man billigerweise so hoch verehrt, wie sollte denn ich nicht erzittern

bei dem Gedanken, welch ein Loos mich im jenseitigen Leben erwarten werde?"

„Du, meine Tochter!" erwiderte der Kapuziner, erstaunt bei einer Jüdin dieses Mißtrauen in sich selbst zu finden, welches das Evangelium lehrt. „In Deinem Alter konnte die Sünde noch nicht in Dir Wurzel schlagen . . . Verzeih', ich spreche zu Dir, wie zu einer Christin."

„Christin! ich will es werden, und ich bitte Euch dringend, mir dazu zu verhelfen," sagte sie mit der Festigkeit eines schon längst gefaßten Entschlusses.

„Du willst Christin werden, Dich taufen lassen, das Judenthum abschwören?"

„Ja, ich will es und Nichts in der Welt soll mich hindern, diesen meinen festen Willen zu vollführen."

„Die göttliche Gnade ist auf Dich herniedergekommen, meine liebe Tochter," sagte der Mönch, indem er unter Freudenthränen ihr die Hände drückte und sie mit väterlicher Zärtlichkeit betrachtete. „Christus und seiner göttlichen Mutter sei's gedankt, daß sie an Dir dieses Wunder des Heils vollbracht haben."

Der Priester kniete nochmals nieder und blieb einige Augenblicke wie in Verzückung. Man hörte ihn ein halblautes Gebet murmeln, während beklommene Seufzer sich seiner zerknirschten Brust entwanden. Als er Gott, der gebenedeiten Jungfrau und allen Heiligen gedankt, ging er mit lächelndem, freudestralendem Antlitz wieder zu Seila hin, ließ sie neben sich hinsitzen und sagte, ihre Hand ergreifend:

„Erzähle mir meine Tochter, wie dieses Wunder sich in Dir bewerkstelligt hat?"

„O! nicht das Werk eines Augenblicks noch eines Tages ist dieser Entschluß meiner Religionsänderung," antwortete sie. „Als ich noch Kind war, sprach mir meine Mutter, die ich leider sehr früh verloren, oft von der christlichen Glaubenslehre und hieß mich die Kirche Jesu Christi achten. So oft ich mich noch dieser Stun-

den meiner Kindheit erinnerte, drang sich mir die Vermuthung auf, daß meine Mutter selbst Christin gewesen sein mußte . . ."

„Deine Mutter! . . . wiederholte Pater Alexander, die Augen gen Himmel hebend, als suche er von ihm die Lösung dieses Geheimnisses.

„Seit ihrem Tode," fuhr Seila fort, „hatte ich keinen andern Cultus, als den meines Vaters, und doch fühlte ich mich unwillkührlich zu Roberts . . . zu Eurer Religion hingezogen . . . Es war eine stille Weihe, die ich dem Andenken meiner Mutter brachte!"

„Du hast also keinen Rath, keinen Unterricht erhalten? Die Hand Gottes allein hat Dich zum Glauben geführt?"

„Ich wünsche sehr, daß Ihr mich in diesem Glauben unterrichtet, dem ich von nun an von ganzem Herzen angehöre."

„Es soll mir dieß eine süße Pflicht sein, meine liebe Tochter, ich selbst will Dich den alten Glauben abschwören lassen und die Taufe an Dir vollziehen, wenn der Ordensgeneral der Kapuziner mir die Erlaubniß dazu zu geben geruht."

„Diese Ceremonie muß aber meines Vaters wegen, der mir fluchen würde, im Geheim vollzogen werden!"

„Richtig, Dein Vater," entgegnete der Mönch, den das Schwierige der Lage nachdenklich machte: „er selbst wird seinen Glauben nicht abschwören?"

„Er würde sich lieber viertheilen lassen, als denselben abschwören! Niemals wird er von der Religion seiner Vorfahren abweichen und wüßte er, daß ich im Begriff bin, der Religion, in der ich geboren bin, ungetreu zu werden . . ."

„Es liegt mir aber doch daran, daß Dein Vater wisse, daß Du Christin werden willst."

„O, hütet Euch! wenn er es weiß, so wird er sich demselben mit seiner ganzen väterlichen Gewalt und allem Eifer, den er aus seiner Religion schöpft, wider-

setzen. Wenn er es erfährt, so bin ich verloren! Er ist im Stande, sich zu den fürchterlichsten Excessen verleiten zu lassen . . ."

„Die Macht Seiner Heiligkeit und der Kirche, deren Kind Du wirst, werden Dich beschützen."

„Dieser Schutz wird die Absichten meines Vaters nicht vereiteln: er wird mir seine Liebe entziehen, mich einsperren . . ."

„Dann, meine Tochter, machen wir von der irdischen Gewalt Gebrauch, dann kommen wir Dich zu befreien, wir bauen Dir einen Wall von unsern Leibern, wir setzen Dich in Sicherheit vor diesen Ungerechtigkeiten, wir bringen Dich in ein Kloster . . ."

„In ein Kloster!" rief Seila mit ebensoviel Ueberraschung als Widerwillen. „Nicht um Nonne zu werden, wünsche ich zum Christenthum überzutreten."

„Ei, mein Kind! wer sagt denn, daß Du Nonne werden sollest? Du müßtest vorerst einen innern Beruf dazu fühlen . . ."

„Den werde ich nie fühlen, ich versichere Euch, weil ich die Absicht oder eigentlich die Hoffnung habe, mich zu verheiraten."

„Dich verheiraten!" entgegnete der Kapuziner, bei dessen Ansichten der Gedanke an Heirat mit demjenigen der Abschwörung keineswegs unvereinbar war, insofern der Gatte ein Christ hieß. „Du wirst doch keinen Juden heiraten? . . ."

„Nein, Ihr kennt den Mann, den ich heiraten soll, und ich bin gewiß, daß Ihr meine Wahl billigt."

„Ich billige sie von ganzem Herzen, wenn sie von der Kirche gebilligt wird, in deren Gemeinschaft Du treten wirst . . . und von Deinem Vater."

„Und von meinem Vater!" wiederholte traurig Seila, die schon wußte, daß ihr Vater seine Zustimmung zu dieser Wahl nicht geben würde.

„Gewiß, Dein Vater, obwohl getrennt von Dir

durch die Religion, behält er nichts destoweniger seine Vaterrechte über Dich?"

„Mein Vater wird nie in diese Heirat willigen," erwiederte sie seufzend und die thränenschweren Augen abwischend.

„Ist denn diese Heirat nicht ehrenvoll und vortheilhaft, daß Du der Weigerung Deines Vaters zum Voraus gewiß bist?"

„Es ist die ehrenvollste Heirat, die ich wünschen kann! . . . und zu dem würde diese Heirat mich sehr glücklich machen! . . ."

In diesem Fall bleibt Mondaio vielleicht nicht unbeugsam, denn Dein Vater muß vor Allem Dein Glück wünschen. Du sagst, ich kenne die Person, die Du zu heiraten beabsichtigst? . . ."

„Ja," antwortete sie zögernd und erröthend; „auch ist Eure Freundschaft für diese Person so groß, als Eure Achtung."

„So nenne Sie mir denn, meine liebe Tochter, damit ich diese Verbindung beschützen und mich bei Deinem Vater mit allen meinen Kräften dafür verwenden kann. Ich verspreche Dir, die Heirat sowohl als die Taufe zu bewerkstelligen."

„Es ist ein Franzose, ein Maler der Akademie, Herr Hubert Robert . . ."

„Hubert Robert!" rief der Mönch entzückt; „wie Du gesagt, ich hätte keine bessere Wahl für Dich treffen können: Robert hat gewiß das edelste Herz! er ist ein trefflicher, vollkommen ehrenwerther junger Mann."

„Wie stolz macht es mich, ihn so von Euch loben zu hören! Ihr ermuthigt mich, Ihr gebt mir wieder Hoffnung!"

„Deßwegen warst Du wohl diesen Abend in Roberts Hause? Ich begreife; das Gemälde ist nur ein Vorwand, ein Mittel zusammenzukommen? Robert liebt Dich und Du liebst ihn! gewiß schon lange?"

„Seit wir uns zum erstenmal begegnet . . . seit vierzehn oder zwanzig Tagen . . ."

„Ihr habt in dieser Zeit rasche Fortschritte gemacht," sagte mit Güte der alte Mönch. „Ich habe Dich jedoch zu tadeln, meine Tochter," fügte er mit mildem Ernste hinzu, „daß Du Dich in eine Verbindung . . . allerdings eine ehrbare und reine Verbindung eingelassen . . . ohne Vorwissen Deines Vaters, ohne ihm Deinen Heiratsplan, dem er gewiß kein Hinderniß entgegen setzen wird, mitgetheilt zu haben . . . Wenn Du überdieß einst Christin sein wirst, so hat Dein Vater nicht mehr allein über Dich zu gebieten: die Kirche wird Dir einen Vormund geben und Du wirst an diesem zweiten Vater eine wichtige Stütze finden . . ."

„Möchte dieser zweite Vater kein anderer als Ihr sein!" sagte sie die Hände des Kapuziners küssend.

„Ich werde gehorchen, wenn man mich zu Erfüllung dieses wichtigen Berufes fähig hält, allein das Interesse der Armen, das meiner Beichtkinder und der Mönche meiner Gemeine, lassen mir wenig freie Augenblicke; überdieß bin ich alt..."

„Ich beschwöre Euch, mich nicht zu verlassen!" rief sie mit Schrecken, als sie das Geräusch von Schritten auf der Straße erkannte.

„Dich verlassen! nie, meine Tochter! Betrachte mich von jetzt an als Deinen Rathgeber, Deinen Freund, Deinen Beschützer!"

„Ich höre meinen Vater zurückkommen," sagte sie mit ängstlich pochendem Herzen. „Was werde ich ihm antworten?"

„Fürchte Nichts; ich bin da, um Dich zu unterstützen und Deine Sache, welche die aller Christen ist, zu verfechten."

„Aber er wird mich mit seinem Zorn überschütten. . . Ich hatte das Unglück, ein köstliches Halsband, das er mir zur Besorgung übergab, zu verlieren."

„Warum hast Du mir das nicht früher gesagt? Ich

hätte Dir vielleicht zum Wiederfinden verholfen... Wir wollen es morgen suchen... Diesen Abend laß uns auf das Dringendere bedacht sein, wir wollen Deinen Vater vorbereiten, Dich als Christin zu sehen!"

„Wäre es nicht klüger, noch zu warten! Wartet, ich bitte Euch, eine günstige Gelegenheit ab..."

„Warten, wenn uns die nächste Minute schon der Tod ereilen kann? Tod und Verdammniß, bedenke!"

„Ihr habt mehr Erfahrung, mehr Weisheit als ich; Euch überlasse ich daher zu handeln."

„Handeln, das werde ich; ich werde Mondaio von Deinen bestimmten Absichten, von Deiner wundervollen Bekehrung benachrichtigen, werde seine Absichten mit Dir erforschen... Er ist zwar Dein Vater, aber auch Jesus Christus ist Vater Dir und im Namen Jesu Christi werde ich reden."

„Und ich, ich fühle, daß ich nicht die Kraft haben werde, ein Wort zu sagen... Ich zittere und ergebe mich in Alles."

Mondaio zog die Hausglocke nicht; er öffnete mit einem Schlüssel, den er bei sich trug, und trat hastig in die Stube, ohne vorerst an der Schwelle des Hauses zu horchen, ob er nicht eine der beiden Stimmen, welche er durch die Spalten der Thüre und Fensterladen, durch die ein schwacher Lichtschein drang, vernahm, als die Stimme seiner Tochter erkennen würde. Er entledigte sich des breitkrämpigen Hutes und des weiten Mantels, die ihn großentheils vor dem Gewitter geschützt hatten, zog die ledernen Halbstiefel aus, die seine Füße vor Nässe bewahrt, und erschien dann in seiner schwarzen Kleidung ohne einen Kothflecken, ohne einen Regentropfen, wie wenn er seine Werkstatt nicht verlassen hätte. Als er schweigend all seinen Bedarf zu einem Ausgang in die Stadt bei ungewohnter Stunde weggelegt, schaute er zum erstenmal seine Tochter mit hartem, kaltem, forschendem Blicke an; dann ging er geraden Weges auf sie zu, während der Kapuziner, den er nicht

zu bemerken geschienen, ihm entgegentrat, um seinem Zorn Einhalt zu thun.

„Du bist um die achte Stunde ausgegangen," sagte Mondaio mit trockenem, herrischem Tone; „und so eben hat die zwanzigste geschlagen: zwölf Stunden bist Du also außer Hause gewesen. Was hast Du gethan? woher kommst Du?"

Seila wagte nicht zu antworten, sie senkte den Kopf, barg ihr Gesicht in den Händen und zerfloß in Thränen.

9.

Vater und Jude.

Mondaio liebte seine Tochter, allein er hätte geglaubt, seinem väterlichen Ansehen in Etwas zu vergeben, wenn er diese Liebe hätte durchblicken lassen, die nur von seinem Geiz und seinem religiösen Fanatismus aufgewogen werden konnte. Diese beiden letztern Leidenschaften waren so mächtig in ihm, daß er ihnen alles Andere geopfert haben würde, und hätte er zwischen beiden wählen müssen, so würde er noch nach manchem schmerzlichem Kampfe seine Religion seinem Golde vorgezogen haben. Ueberdieß hatte er sich noch nie Rechenschaft über den Entschluß abgelegt, den er fassen würde, falls die Umstände ihn zu einer Wahl und zu zwei Opfern nöthigten. Seine Leidenschaften waren eine natürliche Folge seiner Geburt und seiner Erziehung. Bevor er verheiratet war und sich durch Handel ein großes Vermögen angehäuft hatte, war er zum Rabbiner bestimmt gewesen und hatte sich mit Eifer dem Studium der jüdischen Lehre hingegeben. Aus den ungeheuren mystischen Auslegungen der Bibel, welche unter

dem Namen des Talmud und der Kabbala bekannt sind, schöpfte er daher seinen fanatischen Eifer für die mosaische Religion. Die Umstände gestatteten nicht, daß er sich ausschließlich dem Dienste dieser Religion widme. Er war nicht im Tempel geboren, um uns eines jüdischen Ausdrucks zu bedienen, der auf den Stamm Levi, aus welchem das israelitische Volk seine Leviten hervorgehen sah, angewendet wurde.

Er verheiratete sich und das Weib, das er anbetete, das er dann, als er vernommen, daß sie Christin geworden, mit schändlicher Rohheit mißhandelte, hatte ihm eine Tochter geschenkt. Die Unglückliche starb vor Kummer, wohl auch in Folge der schlechten Behandlung, die sie erlitten, und Mondaio vererbte die Zärtlichkeit, die er früher für die Mutter gefühlt, nun auf die Tochter. Von diesem Zeitpunkte an gewann nichts destoweniger sein Geiz die Oberhand; er erwarb sich durch Graviren harter Steine bedeutende Summen und errichtete eine Werkstätte, aus welcher die kostbarsten Arbeiten, die Rom in diesem Genre lieferte, hervorgingen. Daher entstand auch sein Vermögen, das täglich wuchs, allein in seiner bescheidenen, stillen Lebensweise Nichts änderte. Er kannte kein anderes Vergnügen, als das Lesen des Talmud, den Anblick seines Goldes und die Unterhaltung mit seiner Tochter. Diese strenge und einförmige Lebensart war ganz nach seinem Geschmacke; an Seilas Verheiratung hatte er noch nicht gedacht, weil diese ein gewaltiges Loch in seinen Reichthum machen und einen Neuling in seinen Familienkreis einstalliren würde. Unstreitig hatte das Traurige, Düstere dieses Familienkreises die junge Jüdin veranlaßt, außer dem väterlichen Hause eine mittheilendere, wenn auch nicht wahrere, eine weniger strenge, wenn auch nicht weniger Ansprüche machende Liebe zu suchen. Auf solche Weise bereitet sich in Stille das Herz zur Liebe vor.

Mondaio hatte einen jener engen aber auf dem Schädel gewölbten Köpfe, welche hauptsächlich fanati-

schen Organisationen eigen sind; seine niedrige, fliehende Stirne zeugte nicht von besonders hellem Geiste, allein alle seine Künstlereigenschaften offenbarten sich an den hervorragenden Augenbraunen. Seine tiefliegenden Augen glänzten von dem unheimlichen Feuer, das der Geiz entzündet, und die vortretende Unterlippe, die oft die Oberlippe überdeckte, schien anhaltendes Nachdenken so wie ein beständiges Mißtrauen zu verkünden. Seine Züge waren kalt, hart und unbeweglich, die ihn erregenden Gefühle spiegelten sich nie darin ab, wenn nicht die Hoffnung auf Gewinn seinen Augapfel stärker erglühen ließ, und der Zorn, der ihn schnell übermannte, allen seinen Zügen noch eine unbeugsamere Härte verlieh. Seine Glaubensgenossen ehrten und achteten ihn als einen Heiligen, aber seinen Umgang suchte man nicht und im Ghetto beklagte man sogar das Loos seiner Tochter, welche zitternd unter seiner eisernen Hand in tiefster Zurückgezogenheit mit ihm lebte. Noch hatte Niemand gewagt, um Seilas Hand anzuhalten, weil man wußte, daß der Vater nur ungern die Mitgift herausgeben würde, auf welche zu hoffen sie das Recht hatte.

„Verstehst Du mich?" hob er mit rauher Stimme wieder an, als er sah, daß Seila ohne zu antworten den Kopf senkte. „Was hast Du heute den ganzen Tag gethan? Woher kommst Du zu dieser ungewohnten Stunde?"

„Vater!..." sagte sie stammelnd. „Ich bin schon geraume Zeit wieder zu Hause..."

„Noch einmal, was hast Du gethan?" entgegnete er mit donnernder Stimme. „Ich habe Dich in der Stadt gesucht und dieser Schritt, der mich in's Gefängniß bringen konnte, hat mich fünf Goldstücke gekostet, ja, fünf Stücke, um mir das Thor des Quartiers öffnen zu lassen!... Aber diese Ausgabe hat Nichts zu bedeuten, wenn Dir kein Unfall begegnet ist. Ich besorgte,

Du möchtest unter irgend einem Vorwand verhaftet worden sein..."

„Verhaftet!" rief Seila, die zum erstenmal ihren Vater anzublicken wagte. „Ich, verhaftet!"

„Ich will um unserer Ehre willen hoffen, daß Du es nicht verdient hättest, allein es kamen heute zweimal Leute von der Polizei, die ich wohl erkannte, und erkundigten sich nach Dir und den Gründen Deiner Abwesenheit... Ich ließ dann den Laden schließen, aber die Leute streiften immerfort um das Haus... Nun! Du antwortest nicht? Was hast Du gethan? Woher kommst Du?"

Die junge Jüdin, die einen Augenblick eine so deutlich gestellte Frage abzuwenden gehofft, hatte nicht die Kraft, eine ausweichende Entschuldigung zu suchen, noch zu einer Lüge Zuflucht zu nehmen: sie schwieg und barg in ihren Händen ihr thränenbenetztes Antlitz. Jetzt glaubte Pater Alexander ihr beistehen zu müssen und näherte sich.

„O, Seila!" murmelte Mondaio, indem er seine Finger in der geschlossenen Hand knacken ließ.

„Erlaubt mir mein Sohn, für sie das Wort zu führen?..." sagte der Kapuziner, dem jedoch alsobald ein finstrer, drohender Blick den Mund schloß.

„Ich habe die Pflichten der Gastfreundschaft beachtet, indem ich Euch nicht gehen hieß, bevor das Gewitter vorüber ist!" entgegnete höflich, aber mit kaltem Ernst Mondaio, der den Augen des Mönches zu begegnen vermied. „Ihr habt mit meinen häuslichen Angelegenheiten Nichts zu schaffen und ich hätte besser gethan, in Eurer Gegenwart an mich zu halten... Bleibt hier, da man Euch aufgenommen hat... Seila geh in Deine Kammer hinauf und erwarte mich."

„Nein, besser ist's, sie bleibe, denn was ich Euch zu sagen habe, geht hauptsächlich sie an..."

„Ich weiß nicht, was Ihr mir zu sagen haben

könnt, ich will jedoch nicht, daß meine Tochter Zeuge dieser Unterhaltung sei.“

„Gehorche Deinem Vater, mein Kind. Ueberlaß Deine Angelegenheiten mir und sei überzeugt, daß Gott mich stärken wird.“

Seila warf dem Mönche einen zugleich flehenden und dankbaren Blick zu: sie dankte ihm, dem Zorne Mondaios allein die Stirne bieten zu wollen, sie flehte, Allem aufzubieten, was ihren Wünschen förderlich sein könnte; allein da sie auf ein Gelingen wenig zählte, so anempfahl sie sich in der Stille dem Gott der Christen. Sie war bereits die hölzerne Treppe bis zur Hälfte hinangestiegen, als der Jude, der sich ängstlich auf die Unterredung mit dem Kapuziner vorbereitete, plötzlich in seinem Gedankenlauf unterbrochen, an den Fuß der Treppe eilte und mit ungeduldiger und hastiger Stimme Seila zurief:

„Ich komme soeben von Rocconi, Savi, Malaco und den andern Juwelieren der Straße Rigetta: Keiner von ihnen hat Dich gesehen; Du wirst mir Rechenschaft von allen Augenblicken dieses Tages geben . . . Gib mir die Schachtel mit den Malachiten zurück!“

„Ach, mein Vater, ich habe sie leider nicht mehr!“ sagte schmerzlich bewegt das junge Mädchen, das gleich nachher dieses Geständniß bereute.

„Du hast sie nicht mehr!“ rief Mondaio bestürzt und bei dieser unerwarteten Nachricht noch mehr aufgebracht. „Wo denn, wo ist sie denn?“

„Ich habe sie verloren . . . deßwegen kam ich so spät nach Hause und . . . Verzeiht, verzeiht mir, mein Vater!“

„Was! Unglückliche, Du hast dieses Kleinod verloren, das mehr denn dreihundert Piaster werth war!“ fragte der Graveur, den dieser Verlust alles Uebrige vergessen ließ, die Abwesenheit und Rückkehr seiner Tochter, seine väterliche Unruhe und besonders den Mönch,

der diesem geizigen, zornbebenden Juden nicht von christlicher Ergebung zu sprechen wagte.

„Ich habe sie gesucht . . . den ganzen Tag,“ lispelte Seila, welche sich nicht mehr kräftig genug fühlte, hinauf oder herunterzusteigen.

„Du hast sie ohne Zweifel wieder gefunden? Sind sie beschädigt? ist etwa einer der Malachiten zerbrochen?“

„Man findet sie vielleicht wieder . . . Man hat mir versprochen . . . Morgen werde ich erfahren, ob noch Hoffnung vorhanden ist oder nicht . .“

„Geh, Du wirst stets nur ein unvorsichtiges und verschwenderisches Geschöpf bleiben! Dieser vom französischen Botschafter bestellte Schmuck . . . Meine beste, trefflichste Arbeit. Rocconi zahlte dafür 250 Piaster! Verloren! verloren! . . . das ist ja unmöglich — man wird sie ihr gestohlen haben! . . . Wären wir nicht am Vorabend der heiligen Ostern, so würde ich nicht so gelassen bleiben . . . Sage, nachlässiges Wesen, hast Du heute wenigstens die Fasten beobachtet?“

„Ich habe mich nur mit Thränen genährt,“ antwortete traurig Seila, die ihr Schluchzen kaum unterdrücken konnte.

„Geh in Deine Kammer und denke daselbst über die Mittel nach, wie meine Malachiten wieder zu finden sind . . . Ich bin begierig zu vernehmen, wo und wie Du diese Schachtel verloren hast . . . Denke auch daran, daß diese Nacht Ostern gefeiert werden soll. . .“

„Mardochäus!“ rief er, sich dem Eingange des Kellers nähernd, „es ist neun Uhr und noch sind die Thüren nicht mit dem Blute des Osterlamms bestrichen.“

Eine heisere Stimme antwortete diesem Rufe, und aus dem Keller herauf kam der alte Diener, der sorgfältig einen Napf voll Blut trug, in welches eine Gänsefeder getaucht war; seine vor Alter zitternden Hände erhielten das Gefäß nicht hinreichend im Gleichgewicht, so daß das Blut seine Kleider bespritzte und ein langer Streif davon auf dem Boden zurückblieb. Mardochäus

hatte übrigens so gewissenhaft an den Zurüstungen für die israelitischen Ostern gearbeitet, daß er vom Kopfe bis zu den Füßen über und über voll Blut war und es das Ansehen hatte, als hätte er statt der Thüren und Riegel sich selbst bemalen wollen. Schweigend bestrich er nun diejenigen der Stube, während Mondaio in stillem Gebete an der von den Juden zum Andenken der Befreiung und des Auszugs der Hebräer aus Egypten gestifteten Ceremonie Antheil nahm.

„Mondaio, Ihr werdet mich nicht bleiben geheißen haben, um Zeuge Eurer Abgötterei zu sein?" sagte der Kapuziner mit vorwurfsvollem Tone.

„Abgötterei!" wiederholte stolz der Jude; „ich habe Euch immer für einen weisen Mann gehalten, Padre Alexander! . . . Es ist neun Uhr vorbei und ich konnte diese Uebung unsrer Väter nicht aufschieben, ohne gegen die Gesetze zu fehlen . . ."

„Ihr habt Recht, mein Sohn; ich setzte mich dem aus, was ich jetzt erdulden muß, indem ich am heutigen Tag und zu dieser Stunde Eure Wohrung betrat . . . Beendiget daher Eure jüdischen Gebräuche, während ich Jesus Christus bitte, Euch mit einem Stral seiner Gnade zu erleuchten."

„Hast Du das Lamm gekocht?" fragte Mondaio seinen Diener Mardochäus, als dieser Angeln und Schlösser der Thüren mit Blut beschmiert hatte; „ist das ungesäuerte Brod in der heißen Asche? Bereitest Du die bittern Kräuter?"

„Ja, Meister, Ihr könnt Eure Lenden gürten uud den Wanderstab ergreifen," antwortete der häßliche Alte, „wenn es Mitternacht schlägt, wird das Osterlamm bereitet sein, inzwischen verzehrt das Feuer alle Theile des Lammes, die nicht auf dem Tisch erscheinen werden. Der gewaltige Gott Israels sei Eurem Hause gnädig!"

In diesem Augenblick dünstete ein abscheulicher Geruch von verbrannten Knochen und Fleisch aus dem Keller herauf, der zur Genüge bewies, daß Mardochäus

die Gesetze Mosis buchstäblich befolge. Voller Selbstzufriedenheit entfernte er sich, nicht ohne einen unruhigen Blick auf den Kapuziner zu werfen, der sein Brevier nicht wieder zur Hand genommen, sondern seinen Rosenkranz voller kupferner Medaillen und silberner Reliquien durch die Finger gleiten ließ.

„Ich leihe jetzt Eurem Anliegen mein Ohr," sagte Mondaio, indem er den Mönch neben sich hersitzen hieß. „Euer Besuch knüpft sich ohne Zweifel an Gegenstände, die mir unbekannt sind und die sich auf meine Tochter beziehen mögen? . . ."

„Ich wußte nicht, daß Ihr eine Tochter hättet, wenigstens nicht, daß sie ihre Mutter überlebte."

„Sprechen wir nicht von ihrer Mutter, ich bitte Euch: es hieße dieß grausame Wunden auffrischen, welche die Zeit nicht heilen konnte, da sie allzutief sind . . . Möchten sich endlich die Christen begnügen, mir mein Weib geraubt zu haben! . . ."

„Ich komme nicht, um Eure Gewissensbisse zu erneuern und Euch zu wiederholen, was mir Eure unglückliche Frau gebeichtet, als ich ihr in ihrer letzten Stunde beistand . . . Ich verzeihe Euch, wie sie Euch verziehen hat . . ."

„Warum seid Ihr gekommen, Padre Alexander?" unterbrach ihn Mondaio in heftiger innerer Aufregung. „Ihr verspracht mir einst, dieß Haus, in das Ihr Verwirrung und Verzweiflung gebracht, nie wieder zu betreten."

„Glaubt Ihr, es falle mir nicht schwer, das Haus wieder zu betreten, in welchem ich Euer Opfer im Todeskampf sah?"

„Stille!" unterbrach ihn wiederum Mondaio, dessen sehnichte Hand auf Vater Alexanders Schulter fiel und sich an ihr festklammerte. „Ich sag es Euch nochmals, meine Börse steht Euch immer offen. Ich bin stets bereit, zu den Almosen beizutragen, die durch Eure Hände gehen, aber um des Himmelswillen, entfernt Euch

von einer Familie, welcher Eure Gegenwart nur zu unheilbringend war; laßt uns leben und sterben im Glauben unserer Väter. Hier ist kein Christ mehr!"

„Betet, daß die Gnade von Oben Euch wenigstens in Euerm Kinde erreiche!"

„Was versteht Ihr hierunter?" entgegnete mit schrecklichem Tone Mondaio, der, während Pater Alexander sprach, aufgestanden war und mit großen Schritten hin und her ging. „Gott Israels, Gott Mosis! wirst Du das zugeben?"

„Hört, Mondaio, verschließt Eure Augen und Eure Ohren nicht mehr dem Willen des wahren Gottes: neigt Euch vor der Vorsehung. Sie allein hat heute gewaltet, und uns ward nicht einmal die Ehre, ihr als Werkzeug zu dienen. Vor fünfzehn Jahren wurde Eure Frau Christin, und als sie zu mir kam und mich bat, ihrem Gewissen eine Richtschnur zu geben . . ."

„Schweigt, Pater Alexander!" sagte halblaut der Jude, der das Geräusch von Seilas Kammerthüre zu vernehmen glaubte. „Solche Erinnerungen thun mir weh . . . Uebrigens liegt mir daran, daß das Mädchen nie den Irrthum und das unglückliche Ende seiner Mutter ahne."

„Wie! Ihr habt sie in gänzlicher Unwissenheit dessen, was in ihrer Kindheit vorging, auferzogen? Weiß sie nicht, daß ihre Mutter, ihre tugendhafte Mutter, die wie eine Heilige lebte und als Märtyrerin starb, Christin war?"

„Wozu sie lehren, das Andenken ihrer Mutter mißachten, welche die Vorschriften des Gesetzes abschwor?"

„Ihre Mutter? durch Fürbitte ihrer Mutter ist die Barmherzigkeit Gottes über sie gekommen! ihrer Mutter Geist beseelt sie in diesem Augenblick!"

„Vor fünfzehn Jahren," donnerte Mondaio dem Mönch entgegen, dessen Arm er ergriffen und mit verhaltenem Ingrimm schüttelte, „vor fünfzehn Jahren ließ

ich Euch an dieser nämlichen Stelle schwören, nie wieder in meinem Hause zu erscheinen."

„Ich habe mein Versprechen gehalten," sagte ernst der Kapuziner, „ich hatte hier Nichts mehr zu thun, weil mein Beichtkind an den Folgen Eurer Rohheit, Eures Fanatismus gestorben war, während sie Euch entschuldigte, ja sogar vertheidigte."

„Muß ich mich immer vertheidigen gegen die schändliche Verläumdung?" entgegnete der Jude, in dessen Aufregung sich immer mehr Bangigkeit mischte, obwohl er seine Stimme und seine Geberden beherrschte. „Muß ich Euch nochmals sagen, daß mein Weib, als sie sich in der Ausübung einer Religion, die sie ohne mein Vorwissen angenommen, überrascht sah, vor meinem gerechten Zorn erbebte, entfloh, bevor ich an eine Verfolgung dachte, und auf den untersten Stufen der Treppe fiel? Wenn sie sich bei diesem Fall verwundete, wenn sie wenige Tage nachher den Folgen desselben erlag, so beklagte ich es damals und werde es mein ganzes Leben hindurch beklagen; aber ich habe mir Nichts, gar Nichts vorzuwerfen . . ."

„Nichts! Ihr, der sie unaufhörlich bedrohte, sie mit eigener Hand zu tödten, wenn sie die jüdische Lehre abschwören würde?"

„Ich liebte sie herzlich," sagte er nachsinnend, „lieber hätte ich sie todt gesehen, denn als Christin!"

„Vor fünfzehn Jahren dachtet Ihr so!" sagte seufzend der Priester, durch diesen grausamen, hartherzigen Ausspruch betrübt.

„Ich denke noch so," erwiederte Mondaio, der den funkelnden Blick auf den Mönch heftete und diesen zwang, die Augen niederzuschlagen.

„Ich beklage Euch, daß Ihr ein so verhärtetes Herz besitzet, mein Sohn, und werde für Euch zu Gott beten."

„Gedenkt Ihr noch länger zu bleiben?" sagte der Jude, indem er aufstand und an die Hausthüre ging,

um nach dem Stand des Himmels und des Gewitters zu schauen. „Wenn Ihr warten wollt, bis der Regen aufhört, so müßt Ihr bis am Morgen warten... Und doch werdet Ihr mich nicht zwingen wollen, die Ostern in Eurer Gegenwart zu feiern, vermuthe ich?"

„Ich gehe," sagte der Kapuziner ebenfalls aufstehend; „ich werde Euch morgen in der Angelegenheit, die mich hieher führte, wieder sehen, wenn's Euch gefällig ist..."

„In welcher Angelegenheit? Aha! Ihr möchtet mir vielleicht mittheilen, was die Leute der Polizei von mir wollten, die heute den ganzen Tag um mein Haus herumstreiften und sogar unter dem Vorwande, mit meiner Tochter zu sprechen, mich in der Werkstatt besuchten..."

„Seid Ihr gewiß, daß es Leute von der Polizei waren," warf der gute Mönch ein, der, da er Roberts Liebe für Seila kannte, den Gedanken faßte, es könnte ihr dieser aufgelauert haben und von seinem Freunde Fragonard begleitet gewesen sein. „Sprachen sie französisch?"

„Französisch? Männer der päbstlichen Polizei! Ihr träumt wohl schon, Pater Alexander: geht und schlafet in Ruhe!"

„Diese Frage wird Euch ganz natürlich scheinen, wenn ich Euch sage, daß ein junger Franzose..."

„Nun?" unterbrach ihn lebhaft Mondaio, der bei dem Wort Franzose sogleich verstand, daß seine Tochter galanten Verfolgungen ausgesetzt sei.

„Ein Maler der französischen Akademie..."

„Er hat meine Tochter gesehen, er findet sie schön! Sagt ihm, wenn er sie etwa heiraten möchte, sie sei eine Jüdin, sagt ihm, daß sie eine Million zur Mitgift haben werde und daß ich ihr Vater bin, wenn es ihm einfallen sollte, uns mit französischem Leichtsinn zu behandeln."

„Dieser junge Mann, und ich stehe Euch für ihn,

als ob er mein Sohn wäre, hat nur ehrenwerthe und Eurer würdige Absichten..."

„Ist er Israelite wie wir?"

„Er ist Christ wie ich, wie ... es jenes Engelsweib war..."

„Schon wieder!" unterbrach ihn Mondaio, dessen Ungeduld sich mit jedem Augenblick steigerte. „Als ich Euch das Versprechen abforderte, dieses Haus nicht mehr zu betreten, kaufte ich, wie mich dünkt, Euer Wegbleiben und gab Eurem Kloster eine hübsche Summe."

„Ihr erfülltet den letzten Willen der Verstorbenen und dieses Geld hat einige Eurer Sünden gesühnt."

„Welche Summe verlangt Ihr jetzt, um das Versprechen zu halten, das Ihr mir vor fünfzehn Jahren gabt?"

„Gott hat mich dieses Versprechens enthoben und im Namen der heiligen Frau, die Ihr verloren, komme ich heute wieder..."

„Ha! welcher Geist der Unterwelt hat Euch am Abend vor Ostern hiehergeführt!" murmelte Mondaio, schäumend vor Zorn.

„Ich komme, Euch zu sagen wie der Prophet, daß der göttliche Hirte sein verirrtes Schaf zur Heerde zurückruft..."

„Fort von hier!" rief der Jude, von seinen Ahnungen noch mehr aufgeregt, als von den räthselhaften Worten des Kapuziners.

„Mondaio, glaubt mir, widersetzt Euch nicht dem Glücke Eurer Tochter für dieses und jenes Leben..."

„Meine Tochter, Unglücklicher! Willst Du mir meine Tochter entreißen, wie Du das Weib mir entrissen?"

„Ich will sie Euch im Gegentheil erhalten; Eure Tochter hofft auf Eure Einwilligung..."

„Meine Einwilligung, zu was?" sagte mit Nachdruck Mondaio, der sich über Pater Alexanders Sendung nicht mehr täuschen konnte; meine Einwilligung, daß lockere

Gesellen ihre Blicke auf Seila werfen dürfen?... Meine Einwilligung, daß ein christlicher Priester, ein Betrüger und Ränkemacher, Unkraut und Scandal in mein Haus zu säen komme!..."

„Eure Tochter redet und fleht zu Euch durch meinen Mund..."

„Hinaus mit Dir, Störer der Ruhe, Gesell der Intrigue!" rief der Jude außer sich; „hinaus mit Dir und sei verflucht!..."

„Weicht gutwillig den Rathschlägen der Vorsehung; zwingt Eure Tochter nicht zur Auflehnung..."

„Du, Elender, würdest noch wagen, sie zu Auflehnung gegen ihren Vater anzustiften!"

„Der Name und die Macht des Vaters verschwinden vor dem Namen und der Macht Gottes!"

„Ja! es ist also nicht genug, die Mutter verführt zu haben: Du willst auch noch die Tochter verführen!"

„Unsinniger, der Ihr gegen die Vorsehung ankämpfen wollt! Eure Tochter ist Christin..."

„Christin! meine Tochter! Christin!" schrie Mondaio sich die Haare ausraufend und die Kleider zerreißend.

„Ja, Christin aus eigenem Antriebe, da sie das Sakrament der Taufe verlangt."

„Die Taufe! Entsetzen! Gräuel der Verwüstung! Der Gott Israels und Jakobs stehe mir bei!"

„Die Taufe wird sie aus meiner Hand empfangen!"

„Und aus der meinigen wirst Du den Lohn Deiner verruchten Complotte empfangen!"

„Deine Tochter wird in der Gemeinschaft der Christen eine andere Familie finden; sie wird einen Gatten nehmen, den die katholische Kirche gutheißt; sie wird Kinder haben, die in der Lehre Jesu Christi auferzogen werden..."

„Laß ab von Deinem Hohn und Deinen Ausforderungen! laß ab, das Gesetz Moses zu lästern."

„Morgen stelle ich Eure Tochter unter den Schutz des Pabstes!"

„Morgen können Deine Mönche Dir die Leichenpsalmen leiern!“

Während Mondaio diese Worte mit düsterm Hohn sprach, lief er zu seiner Esse, ergriff einen schweren Hammer und schwang ihn über dem Kopfe des Greises, der den mörderischen Schlag erwartete, indem er Gott sein Leben zum Opfer bot; allein ein Schrei des Entsetzens und zugleich ein flehender Schrei hielt Mondaio's Arm auf, als er eben den vernichtenden Streich führen wollte, und lenkte den Mordgedanken, der seine Hand bewaffnet, von ihm ab. Es war seine Tochter, die einen Theil dieses peinlichen Streites mit angehört hatte und sich nun beeilte, herabzusteigen und sich zwischen ihren Vater und Pater Alexander zu stürzen. Ihr Anblick entflammte die Wuth des Juden, der sich jetzt vor zwei, durch ihre Standhaftigkeit gleich furchtbaren Gegnern befand, nur noch mehr; er warf den Hammer, den er beinahe mit Blut geröthet, weg und zögerte einen Augenblick.

„O mein Vater; Gnade!“ wiederholte Seila am ganzen Leibe zitternd und in Thränen gebadet. „Gnade!“ lispelte sie Mondaio's Knie umfassend.

„Willst Du meinen Namen und meine weißen Haare entehren?“ fragte sie dieser; „willst Du, daß ich vor Kummer und Schande hinsterbe?“

„Meine Tochter, bekenne, daß Du Christin bist!“ sagte mit edlem Anstande der greise Mönch, der sich wie vom heiligen Geist beseelt fühlte.

„Du hörst es, Seila!“ hob mit einem neuen, noch heftigerem Wuthanfall der Jude wieder an, der sich von seiner Tochter losreißend auf Pater Alexander zustürzte. „Weil die Erde sich nicht öffnet, um ihn zu verschlingen wie Korah, Dathan und Abiron...“

„Padre Alexander, kein Wort mehr, ich beschwöre Euch!“ sagte Seila. „Mein Vater, er ist ein Priester, ein Greis!...“

„Besudle nicht länger mein Haus mit Deiner Ge-

genwart und Deinen Beschimpfungen!" sagte Mondaio, ihn gewaltsam zur Thüre stoßend.

„Muth, meine Tochter!" rief der Mönch; „hoffe auf Gott und seine Kirche! ich segne Dich als Christin!"

„Möchtest Du von den Hunden gefressen und im Koth herumgeschleppt werden, wie die gottlose Jezabel!"

Indem Mondaio diesen blutdürstigen Wunsch aussprach, hörte er die Wächterhunde bellen, die beim Lärm eines Haders oder Kampfes aus allen Winkeln des Ghetto herbeieilten: er umfaßte den armen Mönch, der weder Besinnung noch Kraft zum Widerstand hatte, mit beiden Armen und warf ihn sechs Schritte weit in die Straße hinaus, wo die Hunde schon ihrer Beute zu warten schienen. Dann schloß er Thüre, Schlösser und Riegel, während das Jammergeschrei seines Opfers sich mit dem wilden Heulen der Hunde mischte.

10.

Der Begleiter.

Marco that wohl, sich zu beeilen: einige Minuten später hätte der unglückliche Pater Alexander keiner Hülfe mehr bedurft. Seine dicke, wollene Kutte hatte ihn vor den ersten Bissen, die noch schüchtern und unsicher waren, beschützt; allein da die Hunde durch gegenseitige Anregung immer heftiger und gieriger wurden, so hatten ihre Zähne zuletzt tiefe Wunden in sein Fleisch geschlagen und überall rieselte das Blut von seinem Körper herunter. Der würdige Kapuziner hatte sich nun eine genaue Vorstellung von den Qualen und Schmerzen der christlichen Märtyrer machen können, die man während der Verfolgungen ihres Glaubens den Raub-

thieren vorwarf, und er mußte sich auch ganz leise gestehen, als er sich seinen sanften, friedfertigen Charakter, seine ruhigen, leutseligen Gewohnheiten vor Augen hielt, daß er sich nicht zum Märtyrer berufen fühle.

Er hatte beinahe das Bewußsein verloren, als Marco die Doggen, die seine Stimme nicht erkannten und ihn selbst bissen, mit Fußtritten entfernte, den Greis aufhob und ihn gegen neue Angriffe der sie umringenden Hunde beschützte. Mit der einen Hand hielt Marco den Pater Alexander, mit der andern, die mit den Schlüsseln des Ghetto bewaffnet war, empfing er eine nach der andern dieser wilden Bestien, die sich durch diesen unfreundlichen Empfang nicht abschrecken ließen und heulend und unabläßig auf ihn anstürmten. Durch tüchtiges Schlagen, Zureden und Drohungen gelang es ihm endlich, sich ihrer zu entledigen oder sie wenigstens in einiger Entfernung zu halten, während er den Kapuziner unterstützte, der sich langsam und mühselig fortschleppte. Allein bei der für ihn ebensowohl als für den Mönch vorhandenen Gefahr, nahmen weder die Ueberfälle noch das Beißen der Hunde seine Gedanken hauptsächlich in Anspruch; er schien sogar bei dieser Art Kampf mit den wilden, heißhungrigen Thieren, die ihn mit eben so wenig Bedenken, wie einen christlichen Mönch zerrissen hätten, gar nicht betheiligt zu sein.

Als Pater Alexander wie eine von fernher geschleuderte Masse, die durch ihr eigenes Gewicht erdrückt wird, auf die Straße hingefallen, war der unter seiner Kutte befestigte Bettelsack voll Kupfer- und Silbermünzen auf das Pflaster geprallt und hatte einen metallenen Klang von sich gegeben, der trotz allem Geheul und Geschrei dennoch zu Marcos Ohren kam. Dieser erinnerte sich, daß der nämliche Ton, nur etwas schwächer und undeutlicher, ihm schon beim Eintritt des Kapuziners in das Ghetto aufgefallen war und von da an hatte sich ihm die Vermuthung aufgedrängt, daß der Bettelmönch eine hübsche, namhafte Summe bei sich tragen müsse. Wider

Willen dachte er schon mehrmals daran, bevor Nisida zu ihm gekommen und seine Gedanken ausschließlich alle auf einen Punkt hingeleitet hatte. Während er nun den armen in der Gasse liegenden Kapuziner aufhob, erklang der nämliche Silberton, den er schon zwei oder drei Male nur unbestimmt vernommen, so deutlich in seiner Nähe, daß er nicht mehr zweifeln konnte, der Pater Guardian der Kapuziner in Tivoli müsse mit einem guten Vorrath von klingender Münze beladen sein. Unter dessen Hand, die bei der leisesten Berührung erzitterte, fühlte er dann wirklich die runde volle Form des Sackes, in welchem das Geld aufbewahrt war, und um besser die Größe und den Inhalt desselben schätzen zu können, betastete er zu wiederholten Malen die Oberfläche der wollenen Kutte. Der Sack schien ihm hinlänglich schwer genug, und sein einziger Gedanke war nun, sich desselben zu bemächtigen, mochte es immerhin der Ertrag der Sammlung für ein Kloster sein.

„Der Himmel belohne Dich, mein Sohn!" sagte der gute Priester, der trotz aller Wunden und Quetschungen seinem Befreier zulächelte. „Dir verdanke ich das Leben!... Bist Du es wirklich, Marco, der mich so tapfer vertheidigt hat? Bist Du nicht mehr Jude, daß Du Dich Deines Nächsten auf solche Weise annimmst? Ein Christ, der beste menschenfreundlichste Christ hätte nicht mehr thun können."

Marco antwortete nicht und stellte sich, als ob ihn nur der Eine Gedanke beschäftige, über den Greis den er so eben gerettet, zu wachen; jeden Augenblick trat er zu ihm, als ob er, seinen Leib bedeckend, ihn vor einer Gefahr hätte schützen wollen, und vorsichtig wog er den verführerischen Bettelsack, den sich seine Einbildungskraft noch größer ausmalte: unglücklicherweise schien aber dieser Sack, den er auf der rechten Seite des Paters hängen fühlte, gut genug befestigt, um den Dieben Trotz zu bieten. Ueberdieß hätte man die Kutte des Pater

Alexander aufheben und seine Beinkleider losknüpfen müssen, bevor der Beutel zu erreichen gewesen wäre. Marco war in Auffindung aller erdenklichen Auskunftsmittel von List und Gewandtheit geübt, allein dießmal zeigten sich unüberwindliche Schwierigkeiten, wie große Lust er auch hatte, sich diese Summe anzueignen und sie gänzlich zu den thörichten Ausgaben seiner eigensinnigen Geliebten zu verwenden. Anfangs gereute es ihn, daß er die Hunde nicht ihre Rolle spielen gelassen, denn das Geld hätten die Hunde jedenfalls verschont: er stand auf dem Punkte, sie heranzurufen und ihnen ihr Opfer zurückzugeben.

Das Geräusch eines Fensters, das im obern Stockwerk eines Hauses geöffnet wurde, verhinderte vielleicht diesen Bösewicht, das Verbrechen zu begehen: es war Seila, die nachdem sie selbst dem fanatischen Zorn ihres Vaters entflohn, sich in das obere Stockwerk des Hauses geflüchtet hatte und sich nun angstvoll über das Loos des Unglücklichen erkundigte, den sie von den Hunden zerrissen wähnte; sie dankte Gott, ihn vor einem gewissen und fürchterlichen Tode behütet zu haben, und ermuthigte sich laut zur Standhaftigkeit in ihrer Bekehrung.

„Padre Alexander!" rief sie mit bebender Stimme, „sagt Robert, daß ich die Seine werde, daß ich Christin bin!"

Das Fenster wurde so heftig zugeworfen, daß die Scheiben in Stücke flogen und erstickte Klaggeschrei mischte sich in das Heulen des Windes. Der Mönch horchte nochmals hin und überzeugte sich dann, daß er sich getäuscht haben müsse. Er wäre wieder umgekehrt, wenn er hätte vermuthen können, daß Mondaio in seinem Fanatismus verblendet genug sei, seine Tochter zu mißhandeln. Allein es blieb ihm kaum die Kraft, auf Marcos Arm gestützt, sich fortzuschleppen; seine Beine schienen unter ihm zu weichen und bei jedem Schritt hielt er an, um Athem zu schöpfen. Auch seine moralische Kraft war von der fürchterlichen Angst, die er

ausgestanden, gelähmt, und der einzige Gedanke, der in diesem Augenblick vor seinem Geiste schwebte, war eine unbegränzte Dankbarkeit gegen den Himmel, der ihn so eben durch ein offenbares Wunder gerettet hatte.

„O mein Gott! mein Gott!" lispelte er die Hände faltend, „Du hast mich dem Tode ins Angesicht blicken lassen, damit ich lerne, ihn nicht zu fürchten!"

Und doch verfolgte ihn, während er so sprach, die Erinnerung an den schreckhaften Tod, den er so nahe gesehen, und erfüllte ihn mit unbezwinglichem Schauern. Seine Zähne klapperten, sein Blut gerann in seinen Adern, sein Herz pochte hörbar und eiskalter Schweiß lagerte sich auf seinem leichenblassen Gesichte, welchem der Biß eines Hundes eine tiefe Wunde eingedrückt hatte.

„Verzeih mir meine Schwachheit, o mein Gott!" sagte er voll Scham über die Thränen, die seine Wangen hinabrieselten, „ich fürchtete mich vor dem Sterben!"

„Dießmal sterbt Ihr noch nicht!" versetzte Marco, als er ihn in dem Zimmer niedersetzen ließ, in welchem Capricola einige Augenblicke zuvor gestorben war. „Kommt, Padre Alexander, Ihr müßt Euch auf mein Bett legen und dort bis am Morgen ruhen."

Kaum hatte er jedoch diese unbesonnenen Worte gesprochen, als er sich erinnerte, daß seines Vaters noch nicht erkaltete Hülle auf dem Bette liege, welches er dem Mönch anbot, und vorsichtig wandte er seine Augen nach dem Akloven, um zu sehen, welch ein Anblick das Schauspiel eines langen und schmerzhaften Todeskampfes hinterlassen habe. Der Vorhang, der sich durch Zufall, vielleicht auch durch einen Luftzug verschieben konnte, hatte jetzt den Todten gänzlich bedeckt und seinen herabhängenden Kopf eingehüllt bis auf einige weiße Haarbüschel, die auf dem Boden aus einem Blutbache hervorschimmerten. Marco betrachtete alle Augenblicke lüstern den Bettelsack oder wenigstens die Stelle, welche dieser unter der Kutte des Kapuziners einnahm, und nach den Formen, die sich durch das wollene Kleid hindurch er-

rathen ließen, dachte er sich die Summe, die er enthalten mochte. Der Satan blendete ihn, die Gier nach Geld und Blut regte sich immer stürmischer in ihm; mehrmals führte er die Hand an das Heft des großen Messers, das seinem Vater gehörte und in seinem Gürtel stack; er füllte zweimal sein Glas mit Wein und trank es jedesmal mit einem Zuge leer.

Der Kapuziner achtete nicht im Geringsten auf das, was um ihn vorging: er betete leise und dankte Gott, ihn einem unvermeidlichen Tode entrissen zu haben; er flehte die Vorsehung an, ihr Werk zu fördern, indem sie die Bekehrung des jungen Mädchens vollende, für das er um so größere Theilnahme hegte, als er Mondaios Frau, die als Christin gestorben war, in frommem, ehrerbietigem und liebevollem Andenken bewahrt hatte. Das Gebet verlieh ihm wieder Kräfte und stillte die Aufregung, die ihm von seinem schrecklichen Fall unter die Zähne der Hunde geblieben war. Marco betrachtete ihn mit stierem, blutdürstigem Blicke, wie die Eule, die auf ihre Beute lauert.

„Und Dein Vater, der alte Capricola?“ fragte plötzlich der Priester, indem er nach dem Alkoven hinschaute. „Schläft er?“

„Mein Vater!“ entgegnete Marco, der bei dieser unerwarteten Frage zusammenbebte: „Ja, er schläft! . . Er wird nicht erwachen! . . .“

„Ich war letzthin bei ihm und wollte ihn zu erweichen suchen . . . denn er ist seinem Ende nahe und ich hätte ihn so gerne noch mit Gott versöhnt . . . Der Kardinal Gouverneur hatte ihn nur zum Custode des Ghetto ernannt, in der Hoffnung, einen Christen aus ihm zu machen . . .“

„Er ein Christ!“ rief Marco mit erschütterndem, satanischem Gelächter, „Ihr würdet eher einen Türken aus ihm machen!“

„Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, ihn das

Judenthum abschwören zu lassen, und wenn Du ihm das Beispiel gäbest, Marco! . . ."

„O, wenn's nur an dem fehlt! . . . Ich glaube jedoch, der gute Mann werde ebenso als Jude sterben, wie er als solcher geboren ist, und desto schlimmer für ihn."

Er beklagt sich sehr über Dich, mein lieber Sohn, er beschuldigt Dich bitterlich einer Menge ernster Vergehungen!"

„Geht, geht, Padre Alexander! er wird mich nicht mehr beschuldigen, ich versichere Euch."

„Ich weiß wohl, daß er sich hauptsächlich über Deine Absicht, Dich taufen zu lassen, beschwert, in welcher Absicht man Dich zwar nicht genug ermuthigen kann und die durch göttliche Gnade in Dir bewirkt wird. Wann willst Du Dich denn entschließen, mein Sohn?"

„Meiner Treu! das ist vielleicht eine schon beschlossene Sache," antwortete Marco hohnlächelnd. „Aber zuerst muß ich sehen, was dabei zu gewinnen ist."

„Beeile Dich, der Gnade von Oben zu folgen, denn der Tod, der unsern Absichten zuvorkommen kann, geht uns immer zur Seite."

„Muß man an den Tod denken, Padre Alexander?" sagte Marco mit einem seltsamen Ausdruck im Gesichte.

„Unablässig soll man an ihn denken, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, um nicht unvorbereitet von ihm überrascht zu werden. Sobald Du Christ sein wirst, mein Sohn, wird es uns noch mehr am Herzen liegen, uns mit Dir, mit Deinem Wohl, mit Deinem Glück zu beschäftigen. Wir werden Dich verheiraten . . ."

„Mit ihr!" sagte lebhaft Marco, den die Liebe nicht einmal auf menschlichere Gefühle zurückzuführen vermochte, „sie ist eine gute Christin, sie! Wenn ich mich taufen lasse, so geschieht es nur wegen ihr, wegen ihr allein . . . und wegen Euch, Padre Alexander, da Ihr Euch erbietet, uns zu verheiraten. Ich habe daher auch

nicht den Muth, mit Euch zu unterhandeln, und ich lasse mich taufen, wann man will."

„Ist es möglich, daß ich einen solchen Sieg über den Satan davon getragen habe!" rief der Mönch in freudiger Verwunderung.

„Ihr sagtet mir, diese Taufe würde mir etwas Geld und einige andere Vortheile eintragen."

„Die Kirche Jesu Christi muß ihren Kindern stets hülfreich beistehen, und sobald Du einwilligst, ein Glied derselben zu werden . . ."

„Ich werde, was Euch gutdünkt, und verlasse mich für den Lohn der Taufe auf Euch."

„Du hast vorerst nöthig, unterrichtet und katechisirt zu werden," sagte streng der Pater Alexander. „Der morgende Tag und die darauffolgende Nacht werden hinreichend sein, um Dich zum Empfang des ersten der Sakramente vorzubereiten, und übermorgen, als am Samstag vor den heiligen Ostern wirst Du mit feierlichem Gepränge in San-Giovanni-di-Latrano getauft werden."

„O! welch ein Fest wird das für Nisida sein!" entgegnete heiter Marco, der immer an den Bettelsack des Mönchs dachte. „Nachher wird man uns verheiraten?"

Der Kapuziner stand auf: er fühlte sich gestärkt genug, um sich auf den Weg zu machen, und obwohl er überzeugt war, daß der Abbé von Saint-Non seinen Besuch bei den Nachgrabungen, die er in der Nähe der Pforte San-Lorenzo anstellen ließ, nicht werde verlängert haben, um ihn zu erwarten, hielt er dennoch für dringend nothwendig, in derselben Nacht in sein Kloster zurückzukehren. Allein Marco, der, ohne noch einen bestimmten Plan hinsichtlich seines Opfers gefaßt zu haben, fest entschlossen war, ihn nicht zu verlassen, bevor er sich seines Geldes bemächtigt hätte, brachte tausenderlei mehr oder minder triftige Gründe vor, um Pater Alexander zurückzuhalten. Das Gewitter, das sich mit neuer Gewalt eingestellt hatte, der Blitz, der, so oft

die Reisenden in der Landschaft Roms gefährdet, die Wölfe und die Diebe, welchen bei dunkler Nacht auf dem Wege nach Tivoli nicht rathsam wäre sich auszusetzen. Es half Nichts, der Entschluß des Mönchs war unerschütterlich. Seine Brüder, sagte er, zählten auf seine Rückkehr um der Anordnungen willen, die man auf das Osterfest zu treffen hätte; er sollte ihnen den Ertrag einer Sammlung bringen, die zu Ausbesserung ihrer Klostergebäude verwendet werden sollte. Diese Mittheilung reizte die Lüsternheit Marcos noch mehr, der bei sich selbst gelobte, diese reiche Collekte nicht an den Ort ihrer Bestimmung kommen zu lassen.

„Wohlan, Padre Alexander," sagte er mit gefälligem, treuherzigen Wesen, indem er eine Laterne anzündete, „da Ihr auf Euerm Weitergehen beharrt, so begleite ich Euch."

„Du willst mich begleiten, mein Sohn?" antwortete der Kapuziner erstaunt, doch ohne Mißtrauen. „Und warum?"

„Warum? um Euch gegen Wölfe und Diebe zu vertheidigen."

„Wacht die Vorsehung nicht immer zu meiner Vertheidigung? Die Wölfe fürchte ich nicht, weil sie nur sehr selten Menschen anfallen. Und was die Diebe betrifft, so haben die mit einem Kapuziner Nichts zu schaffen."

„Aber ein Kapuziner, der eben eine Sammlung für die Festzeit gemacht hat! Diebe errathen, was sie nicht erfahren."

„Seit vierzig Jahren geh' ich bei Tag und bei Nacht allein und unbewaffnet in die gefährlichsten Orte des Sabinergebirgs und der Abruzzen, und bisher habe ich Gott sei Dank, in Folge der Kleidung, die ich trage, nur Freunde angetroffen."

„Ich werde Euch nicht verlassen," entgegnete mit entschlossenem und beinahe gebieterischem Tone Marco, der dem Mönche voran und das Thor des Ghetto zu öffnen ging. „Jetzt, da ich Christ bin, oder doch bei-

nahe, ist es meine Pflicht, selbst wieder Euren Willen über Eure Sicherheit zu wachen."

„Es sei, mein Sohn; ich kann Dich nicht zum Bleiben zwingen und weiß Dir Dank für diese Theilnahme, die von Deinen guten Gesinnungen zeugt. Ich will daher Dein Geleite bis außer die Mauern von San-Lorenzo annehmen, dort finde ich mein Maulthier und einen Freund, der diesen Abend mit mir nach Tovoli zurückkehrt."

„Holla, man erwartet Euch bei San-Lorenzo!" sagte Marco, den dieser unerwartete Bericht nachdenklich machte.

„Aber wer wird in Deiner Abwesenheit das Ghetto bewachen?" fragte lebhaft der Kapuziner, als Marco eben das Thor hinter ihnen zuschließen wollte.

„Gut, antwortete er, „das Ghetto wird sich selbst bewachen und überdieß ist ja der Alte da . . ."

„Er schläft, hast Du mir gesagt, und er ist zu krank, um das Bett verlassen und Jedem, der anklopft, öffnen zu können."

„Ihr wißt wohl, daß bei Nachtzeit Niemand in's Ghetto kommt noch Jemand dasselbe verläßt.

„Ich jedoch ausgenommen!"

„Ja wohl, Ihr, Padre Alexander. Verschafft nicht Euer Name Euch überall Zutritt? So Ihr heute oder morgen vor der Thüre Eures Paradieses steht, so wird Euch schon auf Euern Namen hin geöffnet."

„Marco, mein Kind, sprich mit mehr Anstand und scherze nicht über heilige Dinge."

Nur in langen Zwischenräumen rollte noch der Donner und der immer ferner sich verlierende Schall zeigte das Weitereilen der über Rom hin schwebenden Gewitterwolken an, allein der Wind heulte immer noch und der Regen goß in Strömen. Die Straßen waren ganz verödet, die Häuser in Schweigen begraben, und nirgends drang mehr Lichtschein durch die Fenster. Einige wohlverwahrte Lampen erleuchteten hie und da die im

Freien sich befindlichen Madonnenbilder und kleinen Kapellen, die man dazumal wie heutzutage noch an den Straßenecken und Kreuzwegen sah. Für jeden andern als einen Römer wäre es sehr schwer gewesen, sich nicht in der Dunkelheit zu verirren, und ein Fremder hätte bis Tagesanbruch in den Gäßchen umherirren können, die sich rings um das Ghetto kreuzen und ein unentwirrbares Labyrinth bilden. Pater Alexander hatte jedoch ein geübtes, scharfblickendes Auge, zudem kannte er alle Stadtviertel Roms, es gelang daher Marco nicht, ihn an einen ganz abgelegenen Ort zu führen, wo er ihn ermordet und bestohlen hätte. Der Mönch war sogar nahe daran, Verdacht zu schöpfen, wenn nicht der Gedanke, daß der Jude auf das heilige Fest die Taufe erhalten sollte, denselben von ihm zurückgewiesen hätte.

„Ich sehe, daß Ihr Euern Weg kennt, Padre Alexander," sagte Marco, der ihn nicht von vornher anzugreifen wagt, „geht voraus."

„Nein, mein Sohn," antwortete der Kapuziner, alle Bewegungen seines Gefährten aufmersam betrachtend, „an Dir ist es, vorauszugehen, an mir, Dir zu folgen. Du bist jung und Deine Augen sind besser als die meinigen, über dieß trägst Du die Laterne. Da ist in der That ein verdächtiger Mann! . . . er scheint zn fliehen."

Der gute Mönch hatte Fragonard nicht erkannt, der immer noch in der Kleidung eines Räubers der Abruzzen nicht bedachte, welch ein Schreck sein Kostüm jedenfalls in den Straßen Roms hervorbringen müsse, und Hubert Robert in der Umgegend des Ghetto suchte. Fragonard erkannte den Pater Alexander wohl und stand auf dem Punkte, ihn anzureden, allein im nämlichen Augenblick hörte er von der entgegengesetzten Seite her Pferdegetrappel und ein richtiger Instinkt sagte ihm, daß es päbstliche Karabiniere wären. Er vermied daher ein Zusammentreffen mit ihnen und enteilte, um nicht wieder unter Eskorte nach der französischen Akademie

geführt zu werden. Die Karabiniere aber, die nicht gerade bedacht waren, die Polizei in der Stadt zu handhaben, hielten vor einer kleinen Weinschenke an, die sie sich öffnen ließen, um mit einander eine Flasche Orvieto zu leeren, die sie für den Weiterweg erwärmen sollte. Marco verdoppelte den Schrittt und verbarg den Schein seiner Laterne, um von den Trinkern, die allzufröhlich zechten, als daß sie den **buonasera**, welchen ihnen der Pater mit seinem Segen entgegen sandte, gehört hätten, nicht gesehen und eingeholt zu werden.

„Gewiß hatte jener Mann den Plan, Euch am Wege zu erwarten!" sagte Marco, der in Versuchung kam, nicht mehr weiter zu gehen und sich jetzt schon auf den Mönch zu werfen; „habt Ihr sein Kostüm bemerkt? Es ist ein Räuber der Abruzzen . . . Wir waren aber zu zwei . . ."

„Sein Kostüm ist mir allerdings aufgefallen, doch mehr noch seine plötzliche Flucht. Bemerktest Du Waffen bei ihm?"

„Mir schien es so! . . . Wie Ihr mir den Arm drückt, Padre Alexander! Habt Ihr Furcht?"

„Furcht? Vor was? Hab' ich Dir nicht gesagt, daß ich mich immer ergeben dem Willen Gottes unterwerfe? . . . Deine Laterne ist ausgelöscht?"

„Es ist nicht möglich, sie bei dem heftigen Winde brennend zu erhalten, und . . . Wahrlich," fügte er sanft hinzu, „Ihr hindert mich am Vorwärtsschreiten."

„Ich habe eben selbst große Mühe mich fortzuschleppen ... Die Hunde haben mich schrecklich gebissen ... Die Pforte San-Lorenzo ist noch so weit von hier."

„Muth, **mio padre**!" entgegnete Marco, der bei einer plötzlichen Sinnesänderung für gerathener hielt, seine strafbare Absicht erst außerhalb der Stadt auszuführen. „Ich will Euch helfen, will Euch unterstützen ... Stützt Euch auf mich! Ich will Euch sogar tragen, wenn Ihr nicht mehr gehen könnt."

„Danke, mein Sohn, danke," antwortete der für die

eifrigen Bemühungen und die Sorgfalt erkenntliche Greis, welcher dieselben einer wirklichen Bekehrung zuschreiben zu dürfen glaubte. „Der Himmel hat jetzt schon einen neuen Menschen aus Dir gemacht, und Du übst die christliche Barmherzigkeit, bevor Du durch die Taufe in den Schooß unsrer Mutterkirche Jesu Christi aufgenommen bist.“

II.

Eine Nacht in der römischen Campagna.

Inzwischen hatte sich der Abbé von Saint-Non nicht entschließen können, ohne den Pater Guardian des Kapuzinerklosters in Tivoli seinen Weg fortzusetzen. Mehr als eine Stunde hatte er auf ihn gewartet, indem er bei Fackelschein die Nachgrabungen untersuchte, die er auf seine Kosten bei der Porta San Lorenzo veranstaltet hatte; da aber der Regen die Arbeiten unterbrochen und ein Einsturz zu befürchten stand, so blieb er nicht länger in einem ausgehöhlten Raume, der ihn und seine Arbeiter hätte verschütten können, und lieber, als nach Rom zurückzukehren, suchte er mit seinem Bedienten, seinen Pferden und dem Maulesel des Pater Alexander unter den alten Wasserleitungen Schutz, die jene Umgegend wie die Bogen einer Riesenbrücke durchkreuzen. Er hatte dem Wächter bei den Nachgrabungen befohlen, den Mönch, sobald er anlangen würde, zu ihm hinzubegleiten, damit sie den Weg nach Tivoli mit einander machen könnten. Zwei, drei Stunden vergingen, Pater Alexander erschien nicht.

Richard von Saint-Non glaubte, das Gewitter habe den Kapuziner aufgehalten, und als dasselbe an Heftigkeit verlor, obwohl es den Anschein hatte, daß es die

ganze Nacht dauern würde, hoffte er seinen Reisegefährten von Minute zu Minute ankommen zu sehen. Immerhin geduldete er sich mit einem bewundrungswürdigen Phlegma, denn er langweilte sich nie, und da er sich durch die Umstände genöthigt sah, wie ein Gefangener unter dem breiten Ziegelgewölbe, wohin er sich geflüchtet, zu bleiben, so ließ er aus Moos, verdorrten Pflanzen und dürrem Ginster ein großes Feuer anzünden, setzte sich, als es flammte und knisterte, zu demselben hin und fing an, bei dessen Scheine ruhig in sein Album zu zeichnen, und zwar nicht nur Alterthümer, Gefäße, Lampen und andere Gegenstände, deren sein Gedächtniß ihm hinreichend lieferte, sondern auch die ihn umgebenden Gegenstände, seinen Bedienten, zähneklappernd vor Frost und zitternd vor Furcht auf der Lauer, das Maulthier des Kapuziners, die beiden regungslosen Pferde, mit gesenktem Kopfe und düster schauenden Auge sich nach dem Stalle sehnend; das mächtige, rissige Gewölbe, an welchem sich die weiße Rauchsäule brach, um sich dann wie ein Wolkenschleier zu entfalten, und zu jeder Seite dieses Gewölbes den offenen mit den Regenstreifen und dem düstern fantastischen Horizonte, der auf Augenblicke in dem Wetterleuchten erschien. Es war ein imposanter Anblick für den Poeten sowohl als für den Maler. Dem Abbé von Saint-Non wurde die Zeit nicht lang.

„Nun warten wir schon vier volle Stunden!“ sagte seufzend der französische Bediente, der in einer instinktartigen Furcht vor den italienischen Banditen auferzogen war und deren bei jedem Schritte anzutreffen glaubte, seit er sich mit seinem Herrn in Italien befand.

„Wir warten hier ganz bequem,“ antwortete Saint-Non, ohne sich in seiner Bleistiftzeichnung unterbrechen zu lassen. „Ich bedaure nur, Robert nicht bei uns zu haben.“

„O ich bedaure es ebenfalls, mein Herr, denn wir

wären sicherer. Herr Robert ist tapfer, und die Räuber würden sich doppelt besinnen, uns anzugreifen..."

„Welche Räuber, Peter?" fragte der Abbé ihn zerstreut ohne die Augen von seinem Album aufzuschlagen.

„Meiner Treu! mein Herr, Sie wissen ja wohl, daß es in Italien überall Räuber gibt; es ist bekannt, und ..."

„Haben wir schon je Einen erblickt, ausgenommen in den Gefängnissen des Schlosses San-Angelo und in der Festung von Civita-Vecchia? Ueberdieß wäre ich entzückt, einen solchen von Angesicht zu schauen, und wäre es auch nur, um sein Portrait nach der Natur zu machen."

„Ich versichere Sie, mein Herr, daß Pater Alexander nicht kommen wird, und wir gut thun würden, umzukehren..."

„Was haben wir zu eilen? Ich bin übrigens gewiß, daß der gute Vater kommen wird, weil er es mir versprochen und mich gebeten hat, sein Maulthier mitzubringen. Soll er denn bei diesem Wetter zu Fuße nach Tivoli gehen?"

„Ach, ich höre Schritte nahen!" rief Peter voller Freude. „Hören Sie nur! man geht nicht, man läuft... Man kommt gegen uns..."

„Das kann nicht Pater Alexander sein; er würde nicht so schnell laufen... Jetzt hört man Nichts mehr..."

„Doch, Pferdegetrappel ... aber sehr weit von hier ... Was für ein Teufelswind das ist! es ist oft, als höre man ein Geschrei...

„Das Geschrei der Nachtvögel vielleicht ... In dieser Gegend tönt Alles so stark und sind die Echos der Wasserleitungen und Katakomben wegen so vielfältig, daß das geringste Geräusch einen schrecklichen Charakter annimmt und uns ungeheuer vergrößert zu Ohren kommt ..."

„Die Katakomben!" wiederholte mit dumpfer, be-

bender Stimme Peter entsetzt. „Ich hoffe doch, Sie werden nicht in die hinabsteigen.“

„Ich hoffe doch, mehr als ein Mal in sie hinabzusteigen, die Gelegenheit hat sich nur noch nie dazu gezeigt, und ich habe die Partie immer aufgehoben, weil Robert dabei sein will und wir noch keinen guten Führer fanden.“

„Ho lala! nur der Gedanke daran macht mich schaudern. Man sagt, es habe da drinnen Todte, Todte . . .“

„Das sind wenigstens keine Räuber!“ sagte heiter Richard von Saint-Non, der, bei allen seinen Ausflügen seinen Bedienten Peter mit sich nehmend, die Gewohnheit hatte, sich in ein trauliches Gespräch mit ihm einzulassen, wobei ihn dessen Einfalt herzlich oft ergötzte.

„Gewiß nicht; aber die Katakomben... schauen Sie, mein Herr, man ist verloren, wenn man in die hinabgeht: dort gibt es Wege hindurch, dadurch, man muß aufwärts gehen, wieder abwärts, man verirrt sich, man findet den Ausweg nicht mehr und man erzählt . . .“

„Ich sage Dir, was Du hievon zu glauben hast, wenn ich einst eine Wanderung in die Katakomben unternommen haben werde.“

„Mein Herr, Sie werden nicht gehen, ich werde mich dem widersetzen: ich werde es sonst Ihrer Familie schreiben; ich werde mich sogar an den Pabst wenden, denn Sie haben nun einmal nicht das Recht, sich der Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens auszusetzen. Bei dem Herrn Robert ist's was Anderes; er hat Niemanden, der ihn bewacht, der ihn beschützt, und ich sage Ihnen, er wird noch ein trauriges Ende nehmen; er ist zu unbesonnen er fürchtet Nichts; er wird beim Erklettern einer Ruine den Hals brechen; er wird ermordet werden, wie auch wir hier Gefahr laufen . . .“

„Peter hielt inne: er hatte beim Wiederaufflackern des Feuers, das er so eben mit neuem Brennmaterial versehen, eine menschliche Gestalt erblickt und war mit

Einem Sprunge aufgestanden, indem seine ausgestreckte Hand auf das lebendige Wesen hinwies, welches längs der Wasserleitungen hinschlüpfte. Bei der hastigen Bewegung seines Bedienten erhob sich der Abbé von Saint-Non ebenfalls und sah wirklich in der ihm durch Peters Geberde bezeichneten Richtung einen Mann, der das Aussehen eines Spions hatte. Dieß erregte ihm weder Furcht noch Mißtrauen, er hielt ihn Anfangs für einen Führer, den der Kapuziner bei den Nachgrabungen an der Porta San-Lorenzo genommen haben mochte, um sich in der Umgegend von Rom nicht zu verirren.

„Seid Ihr es, Vater Alexander?" fragte er jenen Mann, dessen Gesicht er nicht deutlich sehen konnte.

„Nein, der bin ich nicht," antwortete Marco, ohne einen Schritt weder vor noch rückwärts zu gehen.

„Ihr kennt ihn also? Ihr habt ihn also gesehen?" entgegnete Saint-Non, vor dessen Seele kein Argwohn schwebte.

„Ich habe ihn gesehen," antwortete Marco mit einigem Zögern, „er wird nicht zurückkehren!"

„Wie! er wird nicht zurückkehren!... Nähert Euch doch, ich bitte Euch, und sagt mir was Ihr von ihm wisset..."

„Ich weiß Nichts!" entgegnete Marco, der sich immer an der nämlichen Stelle hielt und Jemand, den er in einiger Entfernung sah, zu erwarten schien; „aber... kommen wird er nicht..."

„Hat er Euch an mich abgeschickt?"

„Er selbst!" sagte mit Dreistigkeit Marco, der unter dem Gewölbe vorwärts kam; „das schlechte Wetter veranlaßt ihn, diese Nacht in Rom zu bleiben..."

So redend, zögerte Marco nicht, als ob er eine Lüge zu ersinnen gesucht hätte, seine rauhe, unheimliche Stimme ward nicht einmal ungewiß, allein er war ungemein blaß und hie und da durchlief seinen Körper ein beinahe unmerkliches Zittern, das sich in nervosem

Zucken den Gesichtsmuskeln mittheilte. Er hielt seine Hände hinter sich verborgen, was den unruhigen Beobachtungen Peters, der sich dicht an seinen Herrn herangemacht hatte, nicht entging. Inzwischen kam der junge Mann mit dem ausdrucksvollen Gesichte, dem malerischen Kostüm und der eigenthümlichen Haltung bei dem beweglichen rothen Feuerschein in eine so glückliche Beleuchtung, daß der Abbé von Saint-Non alsobald, die Lust anwandelte, eine Skizze davon aufzunehmen. Er betrachtete ihn fest und fing sogleich an zu zeichnen, während Marco, allzusehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, nicht bemerkte, daß er einem Zeichner als Modell diente und mit aufmerksamen Augen und Ohren verfolgte, was in der weiten Ebene vorging. Als er dann die Männerstimmen und das Pferdegetrappel, die sich schon entfernt hatten, wieder näher kommen hörte, machte er eine Bewegung, als wolle er gestreckten Laufes davongehen.

„Uns Himmels willen, rührt Euch nicht!" rief Saint-Non sein Bleistift erhebend mit so viel Nachdruck, daß Marco stehen blieb und ihn abhörte; „ich habe Euch, mein Freund," fügte er mit einer zufriedenen Miene hinzu, die den Juden erbeben machte, „o, ich habe Euch! Ihr sollt einen Piaster für Eure Mühe haben."

Marco beruhigte sich über den Sinn der Worte, bei welchen er Anfangs betroffen war, und ließ sich gutwillig, ohne ein Wort zu sagen, zu der passiven Rolle, die von ihm verlangt wurde, er mußte jedoch unabläßig den Kopf nach der Seite hinrichten, von welcher zwei Reiter sich näherten, die mit einander sprachen, bis sie sich auf Schußweite wie zur Beobachtung aufgestellt hatten. Dann blieb er aufrechten Kopfes, das Gesicht dem Zeichner zugewandt in seiner Stellung, so daß nur die Vorderseite von ihm beleuchtet war und man von der Straße her nur einen Schattenriß, der sich auf dem hellen Grunde schwarz abzeichnete, sehen

konnte. Peter war keines Wortes mächtig: stieren Blickes verfolgte er alle Phasen dieser Scene, welcher die Nacht, das Gewitter und der Ort einen fremdartigen Charakter verliehen.

„Mein Freund," sagte Saint-Non, der nur für seine Zeichnung und sein Modell Augen hatte, „seid Ihr nicht aus Transtevere?"

„Ja," antwortete mit leiser Stimme Marco, der mit seinen Gedanken immer bei den beiden hinter ihm haltenden Reitern war.

„Das dachte ich, denn Euer Kopf hat ganz den Charakter der Transteveriner... Noch einen Augenblick Geduld, dann lade ich Euch ein, zum Feuer herzusitzen, um Euch ein wenig zu trocknen und eine gewisse Herzstärkung zu kosten..."

„Mein Herr, wir sind umzingelt!" sagte kaum hörbar Peter, der auf Händen und Knieen zu seinem Herrn herangekrochen war.

„Was sagst Du zu der Aehnlichkeit?" fragte Richard von Saint-Non seinen Bedienten; hum! ist das nicht gelungen?"

„Wer da?" riefen wie aus Einem Munde zwei päbstliche Karabiniere, die von dem Beisammensein dieser drei Männer zu dieser Stunde und an diesem Orte befremdet waren.

„Ach, mein Gott! um uns ist's geschehen!" ächzte Peter, sich auf den Bauch werfend; „sie legen auf uns an, sie werden schießen!"

„Freunde, Franzosen!" antwortete ihnen Saint-Non, ohne seine Arbeit zu unterbrechen, während auch Marco in seiner Stellung blieb...

Auf diese friedliche Antwort ließen die Karabiniere ihren Pferden den Lauf und kamen herbei, um das Aussehen der drei Personen, die ihnen verdächtig geschienen, in der Nähe zu beurtheilen. Sie wurden anderer Meinung, als sie drei Männer und drei Gäule sahen, einen Maler und zwei Arten Bedienten; sie be-

merkten nicht einmal das Kleid und die Haltung des Modells und schämten sich beinahe eine Excellenz mit zwei Bedienten zur Seite für einen Uebelthäter gehalten zu haben.

„Guten Abend, Excellenz," sagten sie; „das ist ein höllisches Wetter, wir können artig durchnäßt werden bis nach Frosinone."

„Aha, Ihr geht nach Frosinone?" entgegnete Saint-Non, der die Augen nicht von seinem Album aufschlug. „Keine einzige Antiquität, aber ein hübsches Land voll Räuber, sagt man."

„Es sind lanter brave Leute in jener Gegend. Excellenz, und diesen Morgen haben wir von dorther einen französischen Maler nach Rom geführt..."

„Der mit einem Bewohner von Florentino Streit gehabt und ihn verwundet hat?"

„Kleinigkeit, Excellenz! ein Liebeshandel! dieser französische Herr ist ein Maler wie Sie, ein würdiger Herr . . ."

„Er ist mein Freund, es ist Fragonard. Obwohl er Euch zweifelsohne Euren Weg bezahlt haben wird, so will ich Euch doch auch noch ein Trinkgeld geben, damit Ihr Euch seiner und meiner erinnert . . . Peter, bringe diesen Herrn den Piaster da."

„Dank, Excellenz, schönen Dank; wir werden auf Ihre Gesundheit und aller französischen Maler trinken."

„Rühre Dich nicht, Potz Wetter!" rief Saint-Non, der fürchtete, sein Modell möchte die Stellnng verändern, „Du würdest Alles verderben."

„Guten Abend, Excellenz, wir wollen in Palestrina übernachten. Sagen Sie uns nur, Excellenz . . ."

„Ob Sie nicht Schreien und Wimmern in der Ebene bei San-Lorenzo gehöret haben?" fügte der zweite Karabinier hinzu.

„Nein ich habe Nichts gehört, durchaus Nichts," antwortete zerstreut Saint-Non.

„Haben Sie nicht einen Mann bemerkt, der ent-

floh?" fragte wieder der erste Karabinier, um seine Pflicht gethan zu haben.

„Nein, ich habe Niemanden gesehen," antwortete Saint-Non, der sich nur mit seinem Bleistift beschäftigt hatte, „Niemanden."

„Wir haben nämlich Hülferuf und Mordgeschrei gehört und haben bemerkt . . ."

„Oder glaubten vielmehr einen davonlaufenden Mann zu bemerken," fiel der Andere ein, „wir haben uns der Löcher wegen, die man hie und da auf dem Felde zwischen der Stadt und den Wasserleitungen antrifft, sehr vorsichtig an seine Verfolgung gemacht."

„Was sind das für Löcher?" fragte neugierig der Alterthümler, „alte Eingänge, alte Nachgrabungen?"

„Es sind Einstürze der Katakomben, was besonders bei heftigem Regen geschieht."

„Und es wäre wirklich nicht angenehm, zu Pferde in die Katakomben hinabzusteigen. Leben Sie wohl, meine Herrn, auf Wiedersehen!"

Die Karabiniere setzten ihren Weg fort und das Pferdgetrappel wurde immer undeutlicher, bis es sich ganz im Tosen des Windes und Regens verlor. Saint-Non zeichnete immer: Marco, immer unbeweglich, spähte eine Gelegenheit zum Entwischen aus, und während der Maler die Augen auf die Zeichnung gerichtet hatte, verschwand er plötzlich ohne ein Wort zu sagen; der klingende Ton eines über die Schultern geworfenen Geldsackes war das einzige, was von seinem Entweichen vernommen wurde.

„Ei!" sagte Saint-Non überrascht, sein Modell nicht mehr vor sich zu finden.

„Er ist fort, der Bösewicht!" rief Peter durch die Entfernung Marcos, den er nicht aus den Augen gelassen, etwas beruhigt.

„Fort! . . . Und meine Zeichnung, die nicht vollendet ist . . ."

„Er kommt gewiß wieder, um seinen Piaster zu verdienen.“

„Seinen Piaster! o, Piaster hatte der schon in dem großen Sacke, den er beim Entfliehen über die Schulter geworfen hatte.“

„Verfluchter Kerl! hätte er mir nur wenigstens Zeit gegeben, diese Zeichnung fertig zu machen!“

„Hören Sie! er ermordet noch einen Reisenden! . . . Wir müssen die Karabiniere zurückrufen und uns bis nach Rom eskortiren lassen.“

„Bis nach Tivoli, willst Du sagen? Ich muß morgen auf der Villa Adriana sein, um die Zeichnungen vom Theater zu vervollständigen . . . Samstags geh ich nach Rom, um der Taufe des Juden in San-Giovanni di Latrano beizuwohnen . . . Aber was fangen wir mit dem Maulthier des Pater Alexander an?“

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Es war noch nicht Mitternacht, als man sachte an Nisidas Fensterlein klopfte, die in einer ziemlich übelberichtigten Straße des Quartiers Minerva eine Wohnung zu ebener Erde hatte. Als sie das Ghetto verlassen, war sie nach Hause gegangen und hatte sich dann nach ihrer Abendandacht vor einem Bilde der heiligen Jungfrau, welches sie sorgfältig verhüllte, so oft sie sich anschickte, dasselbe zu beleidigen, niedergelegt, um im Zustande völliger Absolution ruhig zu schlafen. Sie sollte am Tage vor Ostern das Abendmahl nehmen. Das Geräusch an der Scheibe unterbrach ihren Schlummer alsobald und sie sprang aus dem Bette, um an das Fenster zu gehen, das sie öffnete, bevor sie sich Zeit genommen hatte, sich etwas anzukleiden.

„Marco,“ sagte sie, bevor sie noch wußte, mit wem sie sprach, „ich träumte von Dir!“

„Und ich arbeitete für Dich,“ entgegnete der Jude barsch mit unheimlicher Stimme; „schau, da ist Deine Hochzeitgabe!“

„Was ist das?“ fragte sie zwischen Verwunderung und Freude getheilt, indem sie den ledernen Sack des Pater Alexander empfing.

„Es ist die Kalesche, die Dich Sonntags in den Corso führen wird; es ist ein Perlenband, es sind goldene und silberne Nadeln, es sind Korallenketten, kurz Alles, was Du willst, um zufrieden zu werden, mein kleines Weibchen.“

„Ha, Unglücklicher! hast Du auch wirklich nur gestohlen?“ rief sie in schrecklicher Ahnung.

Marco eilte, in's Ghetto zurückzukehren, und, allein mit seinen Gewissenbissen, sah er sich dort wieder vor dem Leichnam seines alten Vaters.

12.

Die französische Akademie.

Schon von Tagesanbruch an hatte der Charfreitagsgottesdienst in allen Kirchen Roms begonnen, obwohl er nicht durch das Geläute der Glocken angekündigt war, die während der Trauertage, in welchen die Kirche das Leiden Christi beweint, bis zum Ostermorgen, wo sie die Auferstehung des Sohnes Gottes feiert, schweigen mußten. Die Einwohner, Männer und Frauen jedes Standes, beobachteten an diesem Tage strenge Fasten, gaben sich weder Geschäften noch Vergnügungen hin, wallfahrteten zu den sieben Basiliken, küßten die Reliquien, besuchten die Gräber oder erleuchteten Trauergerüste, die in jedem Kirchsprengel mit aller erdenklichen Pracht aufgestellt waren, hörten die Predigten, beichteten und bereiteten sich zur Ostercommunion vor. Häuser, Fenster und Läden waren geschlossen, in den Straßen

herrschte feierliche Stille und wie Schatten sah man dort die Frommen, die zum festlichen Gepränge, zur Predigt oder zur Beichte eilten, erscheinen und verschwinden! Alle schienen gesammelt, voll religiöser Empfindungen; Keiner lächelte, Keiner sprach und man hätte glauben mögen, diese so muntere, so lärmende, so neugierige, so geschwätzige Bevölkerung unterziehe sich plötzlich der strengen Ordensregel eines Klosters. Damals war Rom noch nicht, wie heutzutage in der Charwoche, mit einer Unzahl von Fremden, als Engländern, Deutschen, Russen u. s. f. überfüllt, die hinkommen, um ein Schauspiel zu sehen, sondern es strömten statt deren bußfertige oder andächtige Pilger aus allen Orten Italiens hinzu, die sich durch die Originalität und die bunten Farben ihrer Provinzkostüme besonders bemerklich machten. Mehr als dreimalhundert tausend Christen kamen jährlich während des Osterfestes beim Stuhle Petri zusammen.

Der Direktor der französischen Akademie, Karl Natoire, welcher fünf Jahre früher als Nachfolger de Troy's ernannt worden, erwartete ungeduldig seinen Barbier, um seine Toilette beendigen und sich in die Sixtinische Kapelle begeben zu können, in welcher der Pabst den Gottesdienst halten sollte. Ungeachtet seiner frühern feinen und gefälligen Lebensart als Maler am Hofe von Versailles, war an Natoire jetzt schon die Richtung zu jener übertriebenen Frömmelei bemerklich, welche er später das Unglück hatte, auch den Zöglingen der Akademie mitiheilen zu wollen. Sein Aufenthalt in Rom, der Umgang mit der hohen Geistlichkeit Italiens, die Angewöhnung der losen Sitten der päbstlichen Stadt, hatten bei ihm eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht, als sie der beste Katholik unfehlbar in der Nähe des Sitzes der Christenkirche verspüren muß. In Bezug auf Glaubenssachen und religiöse Uebungen war er Römer geworden, er malte nur heilige Gegenstände und hatte von seinem Talent nur noch eine kalte Richtigkeit im Zeichnen, eine gemessene Anordnung der Com-

position und eine mäßig warme Colorirung beibehalten. Allein wenn er sich auch noch nicht anmaßen durfte, das Gewissen der Zöglinge zu tyrannisiren, so trug er kein Bedenken, einen wahren Despotismus in Bezug ihres künstlerischen Geschmackes zu üben. Man wird begreifen, welchen Widerstand er bei den Schülern eines Vanloo, Boucher und Watteau finden mußte! Dieser beständige Kampf, welchen sein hochmüthiger und herrschsüchtiger Charakter der Mehrzahl dieser jungen Leute zu einer Pein machte, wurde bei Hubert Robert und Fragonard nur schüchtern und zurückhaltend versucht. Der erstere entging als Freizögling den akademischen Verordnungen und dem Einflusse des Direktors beinahe ganz, der andere, ein durch und durch eigensinniger Künstler, erkannte weder Meister noch Schule an und hätte rebellirt, wie er sagte, wenn von ihm verlangt worden wäre, Boucher's Flittern zu entsagen, um sich mit Natoires Lumpen zu bedecken.

Dieser, ein Sechziger, hatte eine jener harten und übermüthigen Physiognomien, welche Achtung, noch öfter aber Furcht und jenen instinktartigen Widerwillen erwecken können, den eine genauere Bekanntschaft mit der Person, die ihn beim ersten Anblick einflößt, beinahe immer rechtfertigt. Er ermangelte nicht einer gewissen Würde in Haltung und Manieren noch eines feinen Anstandes in seiner Sprache, allein er war aller Anmuth und Liebenswürdigkeit baar. Seine kalte, strenge Miene war abstoßend statt anziehend, seine rauhe, ernste Stimme klang widerlich und drang beinahe nie zu Herzen. In der Akademie war er gefürchtet und geachtet, aber nicht geliebt. Er war in den Augen der Zöglinge ein hochmüthiger, strenger Pädagog, der nicht den geringsten Widerspruch duldete. Uebrigens lebte er, seinen Zöglingen ganz entfremdet, in Gesellschaft von Kardinälen, Jesuiten und der Propaganda der adeligen Römer.

„Baretti, Baretti!“ sagte er mit wohlwollenderem Tone als gewöhnlich zu seinem eben eintretenden Barbier.

„Excellenz, Verzeihung!" antwortete der Barbier, indem er eilig all seinen Handwerksbedarf in Stand setzte. „Es ist heute großes Fest und seit dem frühsten Morgen bin ich auf den Beinen."

Dieser Baretti war der berühmteste Barbier und Perückenmacher Roms. Mehr noch als seine Geschicklichkeit in Handhabung des Rasiermessers und Kammes hatte ihm seine unermüdliche Thätigkeit eine bedeutende Kundschaft gewonnen. In einem Augenblick war er vom Corso auf dem Borgo, von der Piazza del Popolo auf der Piazza Navone. Er schien an zwei Orten auf einmal zu sein, so hurtig wußte er einen Bart zu machen, eine Perrücke zu pudern. Er verdankte auch seinen Ruf seinem heitern, lebhaften Geiste, seinen ergötzlichen Witzworten und besonders seinem natürlichen Geschick zu Neuigkeitskrämereien. Immer war er der Erste, der wußte, was in der Stadt vorging, und hatte er Etwas in Erfahrung gebracht, so behielt er es nicht lange bei sich. Jeden Morgen kam er mit einer neuen Sammlung ganz frischer Anekdoten und Schwänke zu seinen Kunden, gab in jedem Hause, in das er kam, Etwas zum Besten und sammelte den übrigen Theil des Tages rechts und links und in seinem Laden den spaßhaften Vorrath auf den folgenden Tag. Baretti, ein kleiner Graukopf mit offenem, beweglichem Gesichte, war der Typus des italiänischen Barbiers, der sich vom spanischen Figaro darin unterscheidet, daß er spricht, um zu sprechen, daß er wißbegierig ist, um das, was er weiß, zu wiederholen, und sich nur in Intriguen mischt, um kreuz und quer, munter, thöricht, unbedacht, arglos, ungekünstelt, leichtsinnig, geistvoll, unverschämt wie jene Bildsäule von Pasquin, welche in dem Rom des sechzehnten Jahrhunderts das Privilegium zum Ausplaudern der Geheimnisse und Mittheilen der Epigramme hatte, die man ihr allnächtlich zu bewahren gab, seine Meinung abgeben zu können.

„Ich verzeihe Dir nicht, wenn ich erst bei schon begonnenem Cermoniel in die Peterskirche komme."

„Es fängt erst um neun Uhr an, Excellenz, und in drei Minuten sollen Sie einen Anflug von Puder haben, der Ihnen das Aussehen eines Antinous geben wird . . . Ich bin doch tüchtig gelaufen," fuhr er fort, indem er die Puderquaste mit äußerster Gewandtheit handhabte; „ich bin nach Trinita del Monte hinangestiegen, nachdem ich auf dem Borgo den Herrn Großinquisitor frisirt hatte." . . .

„Was hattest Du auf Trinita del Monte zu schaffen? Rasirst Du unsre Franziskanermönche?"

„Nein, Excellenz, Mönche rasir' ich nicht. Ich wollte mir nur Gewißheit verschaffen über ein Gerücht, das im Umlauf ist."

„Und wie befindet sich Monsignore Badolfo?" unterbrach ihn Natoire.

„Wohl, Excellenz, aber traurig, entmuthigt, da die Inquisition Niemanden mehr verbrennt, nicht einmal einen armen Juden."

„Man verbrennt die Juden nicht mehr, sondern tauft sie, und das ist besser. Was sagt man von der Taufe, die morgen stattfinden soll?"

Die Chorherrn von San Giovanni di Laterano sind in großer Verlegenheit: noch hat sich kein Jude zur Taufe vorgefunden, wenigstens gestern Abend wußte man noch von keinem. Der Pater Alexander hat Einen versprochen, wenn er aber nicht Wort halten kann, so wird man gezwungen sein, den Juden vom vorigen Jahre wieder zu taufen, was nicht von Erfolg sein möchte..."

„Es fehlt doch nicht an Juden in Rom; der heilige Vater sollte sich gewiß jährlich wenigstens Einen zur Taufe liefern lassen."

„Das sagte auch Monsignore Badolfo... Das Gericht, das im Umlauf ist, scheint wahr zu sein..."

„Und was denn? Hat der heilige Vater der Hei-

ligen, die man in den Katakomben gefunden hat, einen Namen gegeben?"

„Die Sache wurde gestern nach der Vesper erledigt: der heilige Vater hat sich um sechs Uhr in seine Betkapelle begeben und verließ sie um sieben Uhr, indem er die Heilige Santa Valeria nannte, allein ihre Erhöhung wird erst nach den Octaven vorgenommen werden... man beschäftigt sich schon mit den Vorbereitungen zu der Ceremonie bei Ausstellung der Reliquien..."

„Santa Valeria! ich werde mir Reliquien von dieser Heiligen für eine in Paris zu erbauende Kirche erbitten... Weiß man, welcher Prälat mit Hebung des heiligen Leibes beauftragt wird? Monsignore Sacchi? der Kardinal Albani?..."

„Das Haupt der Brüderschaft der heil. Inquisition wird die Ehre haben, da diese Heilige eine Märtyrerin war... Aber Sie wissen vielleicht, Excellenz, Sie müssen von dem fraglichen Gerichte wissen, von dem Verschwinden eines ihrer Zöglinge..."

„Von Fragonard, der aus der Akademie, wo ich ihm Arrest gegeben, entwischt ist..."

„Diese Neuigkeit wußte ich gar nicht," entgegnete der Barbier über seine Unwissenheit betroffen. „So! Sie hatten ihm Arrest gegeben, Excellenz? Ich habe die Ehre, den Herrn Fragonard zu kennen, ein lustiger Geselle..."

„Ich werde dem Intendanten der königlichen Anstalten schreiben und die Ausstoßung dieses Tollkopfs verlangen..."

„Ach, Gnade für ihn, Excellenz! er ist ein so liebenswürdiger Bursche, er lacht immer. Was hat er denn gethan?"

„Nachdem er in Frosinone das zügelloseste Benehmen offenbart, hat er noch beinahe einen Menschen getödtet..."

„Da muß wohl er es sein, den man diese Nacht

in Verhaft genommen hat, und doch möchte ich eher glauben, es sei Herr Robert..."

„Hubert Robert, in Verhaft genommen, diese Nacht? Welch ein dummer Scherz!"

„Ich kann Ihnen nicht mehr sagen, als daß diese Nacht sein Haus umzingelt, überfallen wurde und er weggeschleppt worden ist . . ."

„Weggeschleppt? wohin? wer? Waren es Diebe? Leute der Polizei?"

„Man weiß weiter Nichts, ich bin nach dem Hause gegangen, das er auf dem Pincio bewohnt, allein ich konnte lange klopfen, Niemand antwortete mir. Das ist eine sehr geheimnißvolle, sehr interessante Sache. . . Ich werde Ihnen den Fortgang derselben zu wissen thun . . ."

„Das ist unglaublich: Herr Robert ist ein sanfter, ehrbarer, gesetzter, junger Mann . . ."

„Da steckt die Liebe dahinter, Excellenz, ja, die Liebe, oder ich will ein Narr heißen."

„Die Liebe? Hubert Robert? Er denkt nur an's Arbeiten und arbeitet selbst zu viel, allzuviel für seinen Ruf . . ."

„Das ist wahr, das hab' ich auch bemerkt, Excellenz. Heute ist seine Leinwand noch weiß, morgen schon bedeckt. Ich bin gewiß, daß er Nachts nicht schläft . . Apropos, haben Sie sein Gemälde des Monsignore Badolfo schon gesehen?"

„Ich sehe nur die Gemälde, die in der Akademie verfertigt werden. Aber was für ein Gemälde ist das? ist es ein Bildniß?"

„O von erstaunlicher Aehnlichkeit! Herr Robert hat auf einem Gemälde „Susanna im Bade" den Großinquisitor vorgestellt. Doch mir fällt ein . . ."

„Susanna im Bade und der Großinquisitor! Du wirst doch das nicht glauben, Baretti?"

„Im Gegentheil, Excellenz, ich glaube es", erwie-

derte der Barbier, der sich alsobald ein neues Gerüste von Vermuthungen aufrichtete.

„Diese Verhaftnehmung ist ein Mährchen, ich wette: doch ich will mich erkundigen . . .“

„Erkundigen Sie sich auch, was für eine Person letzte Nacht ermordet wurde.“

„Robert ist ermordet!“ rief Natoire, nur seine Pflichten als Direktor der französischen Akademie überdenkend.

„Wer hat Ihnen das gesagt, Excellenz?“ entgegnete Baretti in geschäftiger Eile noch einmal umkehrend.

„Du sagst es ja selbst, Schwätzer? . . . ich bin doch wahrlich nicht gescheidt, mich mit dergleichen Narrheiten zu plagen! . . .“

„Narrheiten! Narrheiten? Es wird als Thatsache erzählt, daß ein Mann im Ghetto ermordet wurde.“

„Irgend ein Jude? desto besser, so ist schon einer weniger zu bekehren. Wenn ich an der Stelle des heiligen Vaters wäre, ich!“

„Wäre nicht vielleicht durch Zufall der Ermordete gerade Herr Robert?“

„Im Judenquartier! Nein, Gott sei Dank! Herr Robert ist ein ganz guter Christ . . . aber was gibt's denn? . . . Das Volk läuft zusammen, man schreit auf dem Corso . . .“

„Es werden die Räuber von Frosinone sein, die in der St. Peterskirche Ablaß holen,“ sagte Baretti an's Fenster tretend. „Man hat sie die ganze Nacht um das Ghetto herumstreifen sehen. Wenn Jemand ermordet ist, so hat man sich an die zu halten. Excellenz, auf morgen! Wenn ich Monsignore Badolfo gesehen habe, werde ich Ihnen dann bestimmtere Nachrichten geben können.“

Baretti, der eilig davon ging, ward durch Fragonard, den die Bedienten nicht zurückhalten konnten und zu ihrem Leidwesen in des Direktors Zimmer laufen lassen mußten, ohne vorher um Audienz gebeten zu haben, beinahe über den Haufen geworfen. Fragonard trug noch

das Kostüm aus den Abruzzen, das er am Abend zuvor bei seinem Freunde Hubert Robert angezogen hatte, um incognito die Runde in der Stadt zu machen, allein er befand sich eher in einem Mitleid als Furcht erregenden Zustande; der Regen, dem er die ganze Nacht ausgesetzt geblieben war, hatte Form und Farbe seiner Kleider, die an seinen erstarrten Gliedern klebten und in nassen Fetzen wie die Lumpen eines Bettlers niederhingen, ganz verändert. Sein Filzhut, der wassergetränkt war wie ein Schwamm, durchnäßte seine Haare und war oben auf dem Kopfe abscheulich gekrümmt. Seine Kleidung war von dem schwarzen, schlammigen Koth, den er beim Herumstreifen in den benachbarten Gassen des Ghetto aufgelesen, bis zum Gürtel hinauf, in welchem er aus Versehen noch Dolch und Pistolen stecken gelassen, was ihn völlig unkenntlich machte, über und über bespritzt.

„Herr Direktor," rief Fragonard, „ohne seinen hastigen Einfall in Natoires Zimmer zu entschuldigen, „ich komme Sie zu holen . . ."

„Mich, mein Herr!" antwortete gemessen Natoire, welcher vergaß, daß sein noch seifenbeschmiertes Kinn und die um den Hals hängende Serviette zu dieser diktatorischen Miene wenig paßten. „Ich finde Sie ziemlich dreist, auf solche Weise zu mir einzudringen!"

„Geschwind, ums Himmelswillen!" entgegnete der junge Maler, mit seiner fixen Idee allzubeschäftigt, um auf die an ihn gerichteten Vorwürfe Rücksicht zu nehmen. „Wollen Sie mich gefälligst zum französischen Botschafter begleiten; es ist kein Augenblick zu verlieren."

„Ich bitte Sie, sich noch diesem Augenblick zu entfernen, Sie werden warten, wenn's gefällig ist, bis ich Sie rufen lasse . . ."

„Ich soll warten, wenn man nicht weiß, was aus Robert geworden ist, wenn ich für seine Freiheit, für sein Leben zu fürchten habe!"

„Mein Herr," sagte gebieterisch Notaire, sich an sein Schreibpult setzend und eine Feder ergreifend, „ich werde

Herrn von Marigny alles Vorgefallene melden, den abscheulichen Skandal, an welchem Sie Schuld sind, Ihre Flucht aus der Akademie, Ihr Abenteuer in Frosinone, Ihre Entweichung und endlich die Frechheit, mit der Sie mir die Stirn zu bieten wagen . . ."

„Mein Herr, schreiben Sie, was Ihnen gut dünkt," erwiederte lebhaft Fragonard. „Es ist nicht an mir, Ihnen Ihr Benehmen vorzuzeichnen, aber ich möchte Sie nur an Ihre Pflicht erinnern . . ."

„Mich an meine Pflicht erinnern, Unverschämter!" rief Natoire, seine Feder auf dem Papier zerknitternd.

„Ja, an Ihre Pflicht, wenn man über das Loos einer Ihrer Zöglinge besorgt ist, wenn ich Sie zu bitten komme, in dieser Hinsicht die nothwendigen Schritte zu thun. Denken Sie doch, großer Gott! er kann ja todt sein!"

„Todt, todt!" murmelte Natoire, der wider Willen die Richtigkeit von Fragonards Vorwürfen fühlen mußte.

„Wolle Gott, daß dieß nur eine leere Befürchtung sei!" fuhr der junge Mann fort, indem er sich die Augen wischend seine schmerzlichen Ahnungen zurückdrängte. „Doch muß man sich Licht verschaffen. Robert muß aufgefunden werden."

„Ich höre Sie an, mein Herr," sagte Natoire kalt, der Fragonards seltsames Kostüm betrachtend, besonders staunte, ihn bewaffnet zu sehen, „es wird mir jedoch schwer zu glauben, daß Ihre Worte einigen Sinn von Bedeutung haben und eine ernstliche Erwägung verdienen! Wenn ich Sie in diesem Kostüm vor mir sehe, als hätten Sie eben eine Bande von Dieben oder eine Maskerade verlassen, wenn ich Ihren dreisten Einfall in mein Kabinett betrachte, so könnte ich versucht werden, Sie für hirnwüthig oder berauscht zu halten . ."

„Mein Herr!" erwiederte Fragonard von einer solchen Vermuthung verletzt, „dieses Kostüm ist ohne Zweifel kein gar anständiges, mein Eintritt bei Ihnen zu dieser Stunde und ohne Ihre Erlaubniß ist ohne Zweifel etwas

Ungewöhnliches, aber entschuldigen die Umstände nicht Alles? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Robert . . ."

„Nichts haben Sie mir gesagt und ich will auch Nichts hören, wenigstens nicht in diesem Augenblick."

„Sie werden mich hören, Herr Direktor!" rief der junge Maler mit edler, muthvoller Standhaftigkeit, „es handelt sich jetzt nicht um mich: ich bin mehr oder weniger strafbar, meine Strafe wird mehr oder weniger strenge sein; Ihr Brief an Herrn von Marigny kann mehr oder weniger fürchterlich sein: gleichviel, ich unterziehe mich Allem. Allein es handelt sich jetzt um meinen besten Freund, Hubert Robert, Freizögling der französischen Akademie, der gewaltthätigerweise festgenommen und heimlich bei Seite geschafft worden sein soll . . . denn ich will den Gerüchten, die man verbreitet, nicht einmal Glauben beimessen . . ."

„Ich aber soll diesen lächerlichen Gerüchten Glauben beimessen, ich?"

„Diesen Gerüchten zufolge, die mich in Verzweiflung setzen, soll Robert diese Nacht im Ghetto ermordet worden sein."

„Ermordet? . . . diese Nacht . . . im Ghetto? . . . Wohlan, wenn das wäre . . ."

„Wenn das wäre!" unterbrach ihn Fragonard, dessen Augen sich mit Thränen füllten, während die Stimme von Schluchzen beklemmt war, „o! wenn das wäre, so ginge ich hin, um meinen unglücklichen Freund zu rächen, indem ich alle Juden sammt ihrem Raubnest verbrennen würde!"

„Dem ist nicht also, das kann nicht sein, wenn wenigstens . . . wenigstens Robert nicht die Unbesonnenheit hatte, bei Nacht in's Ghetto zu gehen: aber bei Nacht sind ja die Thore des Ghetto verschlossen . . ."

„Um nun Gewißheit zu erlangen, um so betrübende Gerüchte zu zerstören, nehme ich Sie mit mir zum Botschafter."

„Sie nehmen mich mit! . . ." wiederholte Natoire

achselzuckend. „Sehen Sie, Herr Fragonard, Sie scheinen mir verrückt zu sein; ich bemitleide Sie Ihrer Albernheiten wegen und will mich daher nicht bei Herrn von Marigny beklagen . . .“

„Wir werden später hievon sprechen, diesen Abend, morgen; aber allererstens, vor allen Dingen, mein Herr, wenden Sie Ihre Macht, Ihren Kredit, alle Ihre Kräfte an, um endlich zu entdecken, was diese Nacht aus Robert geworden ist . . .“

„Er wird bei einem Saufgelage gewesen sein und man wird ihn unter einem Tisch entschlafen finden.“

„Robert!“ erwiederte Fragonard mit edelm Unwillen, „hinsichtlich meiner würde das noch angehen, ich bin kein Heiliger und will auch keiner sein, aber Robert, der sich nicht die kleinste Sünde vorzuwerfen hat, der gleich einem Anachoreten lebt und nur an seine Malerei denkt. Robert sollte unter dem Tische liegen, o! o!“

„Schon allzulange hat meine Geduld gedauert,“ sagte Natoire in Aufwallung, „ich werde klingeln und Sie hinaus werfen lassen.“

„Danken Sie Ihren sechzig Jahren, Herr Natoire!“ rief Fragonard, ihm den Weg vertretend, „wenn Sie mein Alter hätten . . .“

„Glauben Sie mir durch Ihren Dolch, Ihre Pistolen und Ihr Theaterkostüm Furcht einzujagen?“

„Ich fordere Sie auf, Herr Direktor, mit mir zum französischen Botschafter zu kommen.“

„Ich fordere Sie auf, mein Herr, sich von hier zu entfernen, und im Akademiegebäude Ihren Arrest auszuhalten, bis der Herr Intentant der königlichen Anstalten meinen Brief an ihn beantwortet haben wird!“

In demselben Augenblick erhob sich das Geschrei, das den Lärm des auf dem Corso zusammengelaufenen Volkes übertönte mit größerer Heftigkeit und mit Flüchen und Verwünschungen; aus eines Jeden Munde vernahm man deutlich den Namen Jude. Mitten in die-

sem Tumult hörte man eine Kutsche vor dem Hotel Nevers halten, das zur französischen Akademie gehörte.

„Hören Sie's!" sagte mit bewegtem, feierlichen Tone Fragonard, mit der Hand auf den Corso hinweisend, „diese Leute sind so entrüstet als ich über die sich verbreitenden Gerüchte; sie schreien um Rache wegen des von den Juden an einem Franzosen verübten Mordes, und Sie, mein Herr, Sie, der Direktor der Akademie, Sie, dem Frankreich und sein König die Zöglinge in Rom anvertraut . . ."

„Genug, mein Herr, noch einmal, genug!" entgegnete Natoire, der mit zitternder Hand zu schreiben fortfuhr: „Sie werden mich nicht lehren, was ich zu thun habe. Entweder werden Sie aus der Akademie ausgestoßen oder ich reiche meine Entlassung ein!"

„In's Ghetto! in's Ghetto!" schrieen auf der Straße jene kreischenden Stimmen, die man nur unter der Volksmenge von Rom hört. „Tod den Juden! Tod diesen ketzerischen Hunden! verbrennt sie! rädert sie! an den Galgen mit ihnen! schleift sie zur Richtstätte!"

13.

Das jüdische Osterfest.

Die beiden Flügelthüren von Natoires Kabinett öffneten sich und ein Läufer in Livree mit dem Federhute, der Weste und den Hosen von himmelblauem Atlas, den goldenen Epauletten, der Halskrause und den Manschetten, dem französischen Wappen auf dem Rücken und dem Stocke mit dem silbernen Knopfe in der Hand, trat im Sprunge ein, verneigte sich und kündigte mit einer Stentorstimme: Seine Excellenz den Herrn

französischen Botschafter an, verneigte sich dann, immer auf Einem Fuße im Gleichgewicht sich haltend, und verschwand wieder.

Der Graf von Noriac war eingetreten, bevor der Direktor der Akademie aufgestanden war, um ihm entgegen zu gehen. Herr von Noriac, ein dürres, kränklich aussehendes Männchen, hatte dennoch in seiner ganzen Persönlichkeit etwas Großes und Majestätisches, das beim ersten Anblick Ehrerbietung erregte. Sein blasses Gesicht mit den unbestimmten, schlaffen Zügen, sprach im höchsten Grade das Bewußtsein des Amtes aus, das er ausgezeichnet verwaltete. Zu jener Zeit fühlte sich ein französischer Botschafter wirklich der Repräsentant seines Landes und jedes seiner Worte, wie jede seiner Handlungen schien ihm eine im Namen des Königs, der ihn mit besonderer Macht bekleidet, übernommene Verbindlichkeit. Neben seiner Gesandtschaftsrolle war Herr von Noriac ein einfacher, wohlwollender, höflicher Edelmann, von sanften, friedfertigen Sitten, ein leidenschaftlicher Freund der Kunst, und Künstlern besonders mit reger Theilnahme zugethan.

„Herr Direktor," sagte er zu Natoire, der ihn des wenig ceremoniellen Negligees halber, in welchem er sich überrascht sah, in höchster Verlegenheit empfing, „wissen Sie etwas Näheres über einen Ihrer Zöglinge, Herrn Hubert Robert?"

„Ich bin bestürzt gnädiger Herr..." entgegnete Natoire, „wenn ich hätte denken können, daß mir die Ehre zu Theil würde..."

„Ich frage Sie, mein Herr, ob Sie wissen, was Herrn Robert begegnet ist?"

„Ich habe Etwas vernommen, gnädiger Herr, wollte es aber nicht glauben, denn in keiner Stadt der Welt werden so viel falsche Gerüchte verbreitet, wie in Rom... Indessen schickte ich mich eben an...

„Mich zu besuchen, ohne Zweifel? Wir haben eine gebieterische Pflicht zu erfüllen, Herr Direktor: ein Fran-

zose, ein Zögling der Akademie, ein junger Mann den ich schütze, ist verschwunden..."

„Noch scheint dieses Gerücht durch Nichts bestätigt. — Herr Robert ist vielleicht ganz freiwillig abwesend..."

„Gestern Abend um sieben Uhr," sagte Fragonard schmerzlich bewegt, „hat er seine Wohnung verlassen und ist nicht wieder zurückgekommen..."

„Wo ging er hin?" fragte der Botschafter, seine Augen auf den neuen Sprecher richtend, den er noch nicht bemerkt hatte. „Wie! Sie sind es, Herr Fragonard? In welchem Aufzuge, warum diese Waffen?"

„Ich suchte meinen Freund auf, gnädiger Herr, und fürchtete, ihn vertheidigen zu müssen..."

„Gegen wen? Herr Robert hat keine Feinde und überdieß ist er nicht reich. Ich sehe durchaus keinen Grund, weßhalb ihm aufgelauert, weßhalb er ermordet worden sein sollte... Denn man spricht von einer Ermordung, aber noch zweifle ich daran, Gott sei Dank!"

„Als er mich verließ, begab er sich in's Ghetto, und im Judenquartier soll Jemand getödtet worden sein."

„Diese Nacht; allein diesen Morgen erhielt ich diesen Zettel, der doch gewiß von Roberts Hand geschrieben ist..."

Fragonard stürzte auf das Papier, das der Botschafter zeigte, und las seinen Inhalt mit halblauter Stimme, bevor der Direktor der Akademie sich dessen bemächtigen konnte. Es war ein aus einem lateinischen Betbuche herausgerissenes Blatt, zwischen den gedruckten Linien waren einige halb verwischte Worte hingeschrieben und das zerknitterte Papier schien von der Straße aufgelesen zu sein. Fragonard erkannte die Handschrift seines Freundes.

„Gnädiger Herr," las er, „ich mache Ihnen Anzeige von einem fürchterlichen Attentat, dessen Opfer ich geworden bin. Männer, die in der Nähe des Klosters della Trinita aufgestellt waren, haben sich meiner Person bemächtigt, mich geknebelt und mich mit verbundenen

Augen in eine Art Gefängniß gebracht, in welchem ich eingeschlossen bin, wie ein Mönch in seiner Zelle, mit einem Kruzifix und einem Meßbuche. Ich weiß nicht, welch ein Gefängniß das ist, noch was man von mir will. Es waren nicht Diebe, weil ich nicht bestohlen wurde, nicht Mörder, weil sie mir kein Leides gethan. Auf den Knieen möchte ich Sie beschwören, gnädiger Herr, mich nicht den Urhebern dieser unerklärlichen Verhaftnehmung zu überlassen; befreien Sie mich, entreißen Sie mich den Händen meiner Feinde. Nur auf Sie und Pater Alexander wage ich einige Hoffnung zu setzen."

„So wäre also Herr Hubert Robert von den Juden festgenommen worden?" warf Natoire ein, der eilig seine Toilette beendete.

„Von den Juden?" wiederholte Fragonard, in welchem plötzlich die Erinnerung an Seila wie zur Bestätigung seines Arwohns auftauchte. „Er begab sich in der That ins Ghetto," fügte er hinzu, über die Wirklichkeit dieses Zusammentreffens bei sich selbst Rath pflegend, „er hatte fünfzig Louisd'or in der Tasche . . . Wenn es eine Rache wäre . . ."

„Schon oft haben die Juden in der Charwoche Christen getödtet," sagte Natoire.

„Sie wissen vielleicht, was er im Ghetto zu thun beabsichtigte?" fragte der Botschafter Fragonard.

„Nicht ganz bestimmt — aber ich vermuthe es und werde es Ihnen mittheilen, gnädiger Herr... Doch nein, jemehr ich daran denke, desto mehr bin ich überzeugt, daß die Juden bei diesem Vorfall gar nicht betheiligt sind. So zum Beispiel waren nicht sie es, die gestern Abend in Roberts Wohnung drangen . . ."

„Es mußte schlechtes Gesindel sein," unterbrach ihn Noriac theilnehmend.

„Ich glaube eher an Leute der Polizei. Ich war allein im Hause und erwartete die Rückkehr meines Freundes, als sechs oder acht verdächtig aussehende Männer, ich weiß nicht wie, ob durch Thüren oder

Fenster, hereinkamen; ich glaubte, ihr Besuch gelte eigentlich mir, und mich aus dem Staube machend, überließ ich ihnen das Nachsehen ..."

„Unglaublich! Ein solch gewaltthätiger Einbruch in das Haus eines Franzosen fordert glänzende Genugthuung... Aber es waren gewiß Diebe: sie werden Alles weggenommen haben."

„Nein, gnädiger Herr; die Gartenmauer übersteigend, kehrte ich diesen Morgen wieder in das Haus zurück und fand Alles in demselben Zustande, wie ich es verlassen ... mit Ausnahme jedoch einiger Briefe, einiger Bücher und eines Gemäldes, die weggenommen waren ..."

„Ein Gemälde?" unterbrach ihn verächtlich Natoire; „Diebe sollten sich an Gemälden der Zöglinge der Akademie vergreifen!"

„Ich will nicht gerade behaupten, mein Herr, daß man sie des Verschwindens dieses Gemäldes beschuldigen muß."

„Sie sehen, gnädiger Herr, es sind da Streitigkeiten und Eifersüchteleien aus dem Atelier im Spiel..."

„Was auch die Beweggründe dieses seltsamen Vorfalles seien," sagte der Botschafter; „ich will die Urheber einer solchen an einem Franzosen, an einem würdigen jungen Manne verübten Gewaltthätigkeit entdecken und bestrafen lassen."

„Mögen Euer Excellenz den Ausdruck unsrer ewigen Dankbarkeit annehmen!" sagte Fragonard.

„Sein Sie guter Hoffnung, Herr Fragonard," antwortete der Graf von Noriac, „Sie werden Ihren Freund bald wieder sehen."

„Sein Schicksal würde mir weniger bang machen," versetzte Natoire, „wenn nicht die Juden dabei betheiligt wären ..."

„Jud oder Christ, wehe dem, der Hand an einen Unterthan des Königs von Frankreich gelegt hätte! Kommen Sie, Herr Direktor, mein Wagen hält vor Ihrer

Thüre, gehen wir mit einander zu dem Gouverneur von Rom und, falls es nöthig sein sollte, hernach zum heiligen Vater."

„Die Juden haben einen Franzosen getödtet!" schrie's auf dem ganzen Corso. „Tod, Tod den Juden!"

Ohne es zu wissen, war Fragonard der Urheber des Gerüchtes eines im Judenquartier an einem Franzosen verübten Mordes. Robert suchend, war er während der Nacht in den Umgebungen des Ghetto umhergeirrt, und sein Kostüm, seine Waffen, sein unruhiges Wesen hatten den Leuten, die ihn antrafen oder denen, die ihn aus ihren Fenstern auf einem Eckstein sitzen oder unter einem Wetterdach stehen sahen, gleich einem lauernden Uebelthäter, mehr Mißtrauen als Furcht eingeflößt. Man hatte ihn an verschiedenen Orten und immer in der Stellung Eines, der lauert oder wartet, gesehen; man vermuthete natürlich, daß es nicht eine und dieselbe Person sei, und daß, von dem Gewitter begünstigt, mehrere Räuber entweder im Ghetto oder den umliegenden Straßen einen kühnen Streich ausgeführt haben mußten. Aber da Niemand sich beklagte, in seinem Hause bestohlen worden zu sein, so kam man auf den Gedanken, nachzuspüren, ob nicht ein Verbrechen auf offener Straße begangen worden sei, denn man hatte mehrmals während der Nacht das Thor des Ghetto öffnen und schließen und die Hunde wüthend bellen hören, ja man hatte sogar menschliches Geschrei vernommen. Untröstlich, nicht zu wissen, was seit acht oder zehn Stunden aus seinem Freunde geworden, fragte dann Fragonard von Thüre zu Thüre, ob man nicht gewisse Indizien bezüglich Roberts Verschwinden habe; man sprach von Räubern, er lachte nur über diese Beschuldigung, die direkte ihn und seine seltsame Kleidung traf, und wendete dann den Verdacht von seiner Person ab, indem er sich auf seine Eigenschaft als Zögling der französischen Akademie berief und erklärte, daß Abends zuvor ebenfalls ein Franzose und Zögling der

Akademie sich ins Ghetto begeben und nicht wieder erschienen sei.

So oft die Juden in Rom der Gegenstand ärgerlicher Beschuldigungen waren, erhob sich nicht nur keine Stimme zu ihren Gunsten, sondern die öffentliche Meinung verdammte sie im Gegentheil unwiderruflich bei dem leisesten Anschein, so sehr übten die Vorurtheile des Mittelalters noch ihre Macht über die Volksmasse, in welcher beständig ein blinder Haß gegen die Kinder Moses obwaltet. Ein Franzose hatte sich am vorhergehenden Abend ins Ghetto begeben und dasselbe nicht wieder verlassen. Diese Thatsache allein, verbürgt durch die hartnäckige Nachforschung Fragonards, war alsobald mit tausend mehr oder minder bestimmten oder unbedeutenden Umständen zusammengestellt; das während der Nacht mehrmals geöffnete und wieder geschlossene Thor des Ghettos, das Bellen der Hunde, das Jammergeschrei, das man vernommen, Alles ließ sich jetzt erklären. In Ermanglung bestimmter und wirklicher Nebenumstände erfand man eingebildete, und es fehlte nicht an Zeugen, die als erwiesene Thatsachen erzählten, was nur eine aus Vermuthungen nnd Wahrscheinlichkeiten gezogene Folgerung war. Mit Blitzesschnelligkeit verbreitete sich daher die Nachricht eines von den Juden an der Person eines Franzosen verübten Mordes und brachte bei dem Volke Roms eine schreckliche Entrüstung hervor, die durch die religiöse Schwärmerei, welche in der Charwoche in allen Gemüthern erwacht war, noch gesteigert wurde.

Eine ungeheure Masse hatte sich nach dem Ghetto hinbewegt und umringte dasselbe von allen Seiten, indem sie den' beiden Eingängen, dem auf dem Judenplatze und dem bei der Brücke Quattro-Capi zuwogte, allein beide Thore waren an diesem Tage noch nicht geöffnet worden: die Juden feierten das Osterfest in ihrer Synagoge und in dem Innern der Häuser. Ihr Quartier schien unbewohnt; Hammer und Esse schwiegen; keine

hebräisch sprechende Stimme, kein Hin- und Hergehen in den Straßen ließ sich vernehmen; Läden und Fenster blieben geschlossen. Keiner in diesem regsamen Heerde des Handels von Rom dachte an Kaufen und Verkaufen. Statt diese Unterbrechung der Arbeit und des geräuschvollen Lebens dem Osterfeste zuzuschreiben, sah ein Jeder darin den Beweis von Furcht und Schrecken der Juden, die sich überzeugt wußten, einen Mord begangen zu haben. Verschiedene Gruppen, welche sich den Thoren gegenüber aufpflanzten, stießen Drohungen, Verwünschungen, schreckliche Flüche und wildes Geschrei aus. Ein unversöhnlicher Haß gegen den jüdischen Stamm und dessen Religion funkelte in Aller Augen und offenbarte sich in allen Reden der Anwesenden, unter welchen die Kinder und Weiber die Erbittertsten schienen.

Blaß, zitternd und mit Mühe ihre Thränen zurückhaltend, befand sich Nisida in Mitte eines Haufens Facchini oder Lastträger, Schiffer, Krämer und Fischverkäuferinnen, die alle der andächtigen Brüderschaft angehörten, welche ihren Sitz in dem benachbarten Kirchensprengel des Ghetto, San-Angelo in Pescheria hatten. Zufolge der der Nachbarschaft wegen entstandenen Vorurtheile und Eifersüchteleien war diese andächtige Bruderschaft voll glühenden Hasses gegen die Juden und besonders gegen ihren Handel und ihre Gewerbe.

„Die Franzosen,“ sagte Einer der einflußreichsten der Brüderschaft, „sind nicht eben von erbaulicher Frömmigkeit; aber da sie doch einmal die Taufe erhalten haben, so sind sie auch keine Heiden und es ist Niemandem erlaubt, sie wie Ketzer zu tödten.“

„Die Juden haben nicht einmal das Recht, außerhalb des Ghetto einen wüthenden Hund zu tödten,“ sagte ein Anderer.

„Es scheint, der Mord sei in der Hauptstraße des Ghetto begangen worden,“ bemerkte ein Dritter, der eben den Beichtstuhl verlassen hatte; „bei den Christen ist der Mord eine Todsünde, bei den Juden ist es ein

unverantwortliches Verbrechen, wenn das Opfer ein Katholik ist."

„Hat dieser Franzose etwa der Frau oder der Schwester irgend eines Juden Gewalt anthun wollen?" fragte ein hübsches Fischermädchen vom Porticus Octavia.

„In diesem Fall schiene mir der Franzose so strafbar vor Gott, wie die Juden vor den Menschen, denn ein Christ, der mit einer Jüdin Liebschaft pflegt und das noch in der Charwoche, verdient, wie ein Jude verdammt zu werden..."

„Und eine Christin, die mit einem Juden Liebschaft hat, Nisida?" fragte spitzbübisch einer ihrer verschmähten oder aufgegebenen Liebhaber.

„Wie sollte man die Juden bekehren, wenn man sie immer meidet?" erwiderte halblant Nisida, die über die Anspielung erröthete, sich aber nicht zu vertheidigen wußte.

„Ist die Polizei benachrichtigt, daß ein Mann, ein Christ getödtet worden ist? Hat man die Mörder schon festgenommen? Wird man endlich einmal einige Juden hängen?"

„Man versichert, daß diesen Morgen vor Tagesanbruch die Diener der Inquisition in das Ghetto eingedrungen und ein Weib mit fortgeführt haben..."

„Ein Weib? Gewiß das, welches an dem Tode des Franzosen Schuld ist... Aber der Mörder?..."

„Bis jetzt weiß man weiter Nichts. Der Körper des Ermordeten ist da im Hause des Custode verwahrt."

„Habt Ihr ihn gesehen?" entgegnete man mit brennender Neugierde, indem Alles sich dem niedern Fenster näherte, auf das der zuletzt Sprechende mit dem Finger hingewiesen hatte. „Wer bewacht ihn? Warum hat man ihn nicht lieber in eine Kirche getragen?"

„Ich habe ihn gesehen," sagte geheimnißvoll die so wohl unterrichtete Person, die keine irrige Mitthei-

lung zu machen glaubte. „Als die Leute der Inquisition in das Quartier eindrangen, wollte ich ihnen folgen, um von dem, was geschehen würde, Zeuge zu sein, aber ich hatte bald genug, als ich mitten im Zimmer einen Todten in seinem Sarge liegen sah . . ."

„Einen Todten in seinem Sarge!" rief man überrascht und ungeduldig: „es ist also nicht Einer, der von den Juden getödtet wurde?"

„Es ist der Custode Capricola, der diese Nacht gestorben ist und heut Abend begraben wird," sagte zögernd Nisida, die dadurch Marco, ihren Geliebten, zu rechtfertigen glaubte.

„Hört, meine theuren Brüder," sagte das Haupt der andächtigen Brüderschaft von San-Angelo, der sich vor den andern durch seinen übertriebenen Fanatismus auszeichnete; „vor dreißig Jahren tödteten die Juden in Rom ebenfalls einen Christen in der Charwoche, in der Nacht auf den Freitag, an welchem unser Herr Jesus Christus gekreuzigt worden ist, und das geschah nicht, um zu stehlen, noch eine persönliche Rache zu befriedigen..."

„Vor dreißig Jahren?" wiederholte einer der Zuhörer; „meine Mutter hat mir diesen Christenmord oft erzählt..."

„Man band ihn auf einem Tische fest, man zapfte ihm an allen vier Gliedern Blut ab. Man wollte, er solle Moses und die Schlange anbeten."

„Man schund ihn lebendig, man steckte einen Theil seines Körpers an den Bratspieß, man trank sein Blut mit Wein vermischt, man aß sein gebratenes Fleisch..."

„Ja, das Opfer war ein sechsjähriges Kind, das seit seinem Tode Wunder gethan hat und selig gesprochen werden soll."

„Nein, es war ein alter Bilderverkäufer, der seinen Laden nahe bei San Lorenzo hatte."

„Ich hörte, es sei eine heilige Frau gewesen, die

beim Eingang in die Katakomben bei San Sebastiano geweihte Erde verkaufte."

„Was liegt an Alter und Geschlecht des Opfers!" entgegnete der, welcher zuerst diese Erinnerung angeregt hatte, in welcher sich viel Falsches mit einigen Umständen einer wirklichen zwei oder drei Jahrhunderte früher geschehenen That vermischte; „die Juden, welche den Christen erwürgt hatten, wurden auf dieser Stelle hier verbrannt und zum Andenken an das Verbrechen und dessen Bestrafung errichtete man das steinerne Kreuz, das Ihr da sehet."

„In der That, da steht ja noch das Kreuz!" sagten unter einander die, welche von diesem tragischen Ereigniß früher Nichts gehört hatten.

„Es ist also der Brauch bei den Juden, in der Charwoche einen Christen zu tödten?" fragte eine Frau sich bekreuzigend.

„Und dieß Jahr," entgegnete einer der eifrigsten in der Gruppe, „feiern diese abscheulichen Juden das Osterfest gerade zur gleichen Zeit mit den Christen."

„Darum wahrscheinlich ist das Ghetto verschlossen; sie sind Alle in der Synagoge... Hört ihr sie die Messe singen?"

„Die Messe? ja, vielleicht die des Antichrists! Sie haben die Thore schließen lassen, um den unglücklichen Christen, den sie ermordet, verspeisen zu können."

„Man muß die Thore einschlagen und diese Christenfresser in Stücke hauen! Tod, Tod den Juden!..."

„Man muß das Ghetto einäschern und alles Ungeziefer, das darinnen haust, verbrennen. Brennt! plündert! tödtet!"

Dieses Geschrei, das schon zu wiederholten Malen ertönt, drang nun aufs Neue und immer wüthender in das Judenquartier, während dessen Bewohner sich verbargen und in ihren Häusern verschanzten. In einem Augenblick hatte sich nach allen Seiten hin das Gerücht verbreitet, daß Fleisch und Blut des Franzosen, der

während der Nacht nach dem Gebrauche des israelitischen Cultus geschlachtet worden, zu einem abscheulichen Festmahle dienen müßten. Diese den Juden des Mittelalters so oft aufgebürdete, lächerliche Beschuldigung, fand unter den Römern des XVIII. Jahrhunderts beinahe keine Ungläubige, und die, welche noch zögerten, die Juden des Verbrechens der Menschenfresserei zu beschuldigen, zweifelten nicht an der Möglichkeit, daß dieselben fähig wären, Christenblut zu vergießen, um ihren Trieb dazu zu befriedigen und den Gesetzen ihrer Religion Genüge zu leisten. Die Weiber forderten die Männer auf, Repressalien zu gebrauchen und die Sache Jesu Christi zu rächen; noch lauter als alle schrieen die Kinder. Man sah schon Messer und Stöcke schwingen, schon wogten hie und da brennende Pechfackeln durch die Menge. schon fing man an, in das feste, eisenbeschlagene Thor, das trotz den verdoppelten Schlägen von mehr den fünfzig handfesten Stürmern nicht aus den Angeln weichen wollte, Bresche zu schießen.

„Stroh! Reisbündel! Feuer!" schrie man plötzlich. Und tausend Stimmen wiederholten das gleiche Geschrei.

14.

Die Feuersbrunst.

In einem Augenblicke hatte sich ein Haufe von Stroh, Reisholz und trocknem Moose vor dem Eingange des Ghetto aufgethürmt. Es gab dieß allgemeine Anregung zu Herbeischaffung neuen Brennmaterials für diesen Holzstoß, der knisternd sich entzündete und einen dicken Rauch, wie den einer Feuersbrunst, aufsteigen ließ. Beim Anblick der Flammen, die das Thor leckten und sich hoch wie die Häuser erhoben, die zu erreichen sie drohten,

stieß die Volksmasse ein Freudengeheul aus und die Fanatisirtesten aus ihr, nahmen sich bei den Händen und tanzten um die Glut herum, der sie Menschenopfer zu bringen versprachen. Im Judenquartier blieb es jedoch ruhig und stille, kein Schrei des Entsetzens, keine Klage, kein Ruf zu den Waffen ließ sich vernehmen. Man hörte nur in Zwischenräumen von Stille, die hie und da unter der Menge entstand, einen düstren, klagenden und eintönigen Psalmgesang von zwei verschiedenen Stimmen wechseln, die sich bald von einander zu entfernen, bald sich zu nähern schienen. Wie durch gemeinsame Uebereinkunft, entstand mehrmals Schweigen unter den Anstürmenden, die dem seltsamen Gesange horchten, den der Lärm der Menge übertönte, ohne ihn zu unterbrechen, und der fortdauerte trotz dem Fortschreiten des Feuers, das bereits die Wohnung des Custode erreichte, aus welcher dieses Todtenconzert ertönte. Wenn man die beiden langsam gezogenen Stimmen vom Knistern der Flammen begleitet hörte, so hätte man geglaubt, zwei Hexen zu vernehmen, die sich während der Mysterien ihres Sabbats gegenseitig fragten und antworteten.

Endlich stürzte das von der Flamme verzehrte und in Kohlen gewandelte Thor in Trümmer zusammen und fiel mitten in die prasselnde Glut, indem es Millionen von Funken und Stäubchen Loderasche aufwirbelte. Bevor Jemand einzudringen wagte, erblickte man durch eine Rauchwolke, die das Ghetto einhüllte, einen Mann, unbeweglich, den Kopf in seine Hände verborgen, auf der Schwelle des Wächerhauses sitzen! Mit pochendem Herzen erkannte Nisida ihren Marco und rief ihn, er erhob den Kopf, warf dem Pöbel einen düstern, höhnischen Blick zu, zuckte die Achseln und versank wieder in seine Träumerei. Der Psalmgesang ertönte deutlicher und feierlicher im Innern der Wohnung Capricolas.

„Ein Jude! ein Jude!“ schrie man wüthend „Der erste, der sich zeigt, muß für alle Andern zahlen! Man muß ihn lebendig verbrennen!“

„Haltet ein! was beginnt Ihr?“ rief Nisida, der Liebe und Entsetzen Kraft verlieh; „er ist Christ! er will Christ werden!“

„Christ? er! der Custode des Ghetto!“ erwiederten die, welche die junge Römerin zurückzuhalten sich bemühte; „ein Jude ist er, ein verfluchter Jude!“

„Ein Jude, der morgen Christ werden wird,“ sagte sie mit der Beredtsamkeit, die sie aus ihrem Herzen und aus ihrer Frömmigkeit schöpfte. „Der Padre Alexander, den Ihr Alle kennt, dieser ehrwürdige Padre, hat Marco bekehrt und er soll morgen in San-Giovanni-di-Laterano getauft werden.“

Marco, ganz in Gedanken versunken, achtete nicht auf das, was um ihn her vorging, und hatte sich noch nicht gerührt, als Nisida die Schranke, die das Feuer zwischen sie und ihren Geliebten gesetzt, übersprang und denselben wie ein schützender Wall mit ihrem Körper deckte. Marco's Gesicht, in welchem Zorn und Gewissensbisse sich die Herrschaft streitig machten, erglänzte in triumphirendem Lächeln. Liebeglühend betrachtete er Nisida, die nicht gefürchtet, sich zu Gunsten eines Juden zu erklären und eine so ernste Verantwortlichkeit auf sich zu laden.

„Ei, ei! Ihr geliebten Söhne unsers heiligen Vaters,“ rief der Barbier Baretti, athemlos herbeieilend, „Ihr habt nicht auf mich gewartet, um das Freudenfeuer flackern zu lassen.“

„Wir wollten zuerst diese Judensau verbrennen,“ sagte einer der Anführer auf Marco hinweisend; „aber es scheint, daß er Der ist, der morgen getauft werden soll.“

„Gut! er ist noch nicht getauft, folglich noch ein Jude,“ rief ein Anderer, der seine Nachbarn aufreizte, sich Marco's zu bemächtigen.

„Rührt ihn nicht an, wenn Ihr gute Christen seid!“ entgegnete Baretti, dessen Meinung sich überall Ansehen zu verschaffen wußte. „Diese Teufelsjuden sind dieß

Jahr zäher als gewöhnlich, und in Ermanglung dessen, den man im Kapitel von San-Giovanni-di-Latrano erwartet, um ihn zur Taufe vorzubereiten, mußte die Ceremonie des heiligen Samstags ganz unterlassen werden."

„Marco, werdet Ihr Euer Wort nicht halten?" fragte ihn Nisida, ganz zitternd vor Bewegung; „wollt Ihr mich nicht heiraten?"

„O!" murmelte er den Arm der jungen Römerin drückend, der er ohne Widerstand folgte, „weißt Du auch, wie sehr ich Dich liebe?"

„Mein ehrenwerther Beichtvater, der hochwürdige Padre Alexander," sagte sie, Marco in Mitte der drohenden Menge beschützend, „hat mir anbefohlen, über diesen Neubekehrten zu wachen, und ich führe ihn selbst nach San-Giovanni-di-Latrano, wo morgen seine Taufe stattfinden soll. Ich lade Euch ein, derselben beizuwohnen, um Ablaß zu kriegen und den Segen des heiligen Padre Alexander."

Auf diese Art war es Nisida gelungen, Marco zu retten, den sie an der Hand führte und mit lauter Stimme als einen gläubigen, reuevollen Katechismusschüler anempfahl. Pater Alexanders Name, den sie bei jedem Anlaß wiederholte, war das mächtigste Schutzmittel für den Juden, der gesenkten Kopfes und mit zerknirschter Miene einherging. Die Gegenwart und die Stimme seiner Geliebten zwangen ihn, sich dieser demüthigenden Lage mit einer Angst und einem Schrecken zu unterziehen, die er kaum verbergen konnte.

Inzwischen blieb das Judenquartier offen und die Menge, die eben noch so ungeduldig den Augenblick ersehnte, um sich hineinstürzen zu können, zögerte jetzt, vor den brennenden Trümmern wartend, die ihr doch den Weg nicht mehr versperrten. Niemand ließ sich in der Hauptstraße des Ghetto sehen, noch zeigte sich keiner der Bewohner um das Quartier zu vertheidigen, das man einäschern und zum Schauplatz des Mordes machen wollte; nur aus Capricolas rauchumhüllter Wohnung

ertönten immer jene traurigen und langsamen Gesänge, die in rauhen Trillern und näselnden Klagelauten einander folgten.

„Halten da drinnen die Hexen Sabbat?“ rief Baretti, entschlossen, endlich die Ursache dieser Musik zu erfahren.

Er stürzte in das Zimmer, in welchem er Anfangs durch den Rauch verhindert wurde, die Gegenstände zu unterscheiden, aber sogleich wich er zurück, als er auf einem Tisch einen Sarg zwischen vier brennenden Lampen gestellt sah; zu jeder Seite desselben ging ein Rabbiner, den Kopf mit einem Tuche verhüllt und den Körper in eine Art Grabtuch eingewickelt, langsam und immer in dem gleichen Schritte auf und nieder, in kläglichem, jammerndem Tone hebräische Gebete und Psalmen leiernd. Der Verstorbene, die Ursache dieser Ceremonie, lag mit entblößtem Haupte da und das Gesicht mit der blassen Todtenfarbe bot einen scheußlichen Anblick dar, da die letzten Zuckungen des Todeskampfes darin eingeprägt geblieben und es stellenweise blau unterlaufen war. Die Rabbiner ließen sich in der Ausübung ihres Todtenamtes nicht stören.

„Geh hinein wer mag!“ sagte der Barbier dessen scheues Zurückweichen die Masse, die er nachgeschleppt, der Straße zudrängte; „es sind drei Todte da, von welchen zwei singen und umherspazieren! Hätte man nur wenigstens Weihwasser hier!...“

„Weihwasser treibt die Teufel aus, aber nicht die Juden!“ bemerkte einer der Brüderschaft von San-Angelo. „Werfen wir Steine nach ihnen!“

„Feuer wollen wir einwerfen!“ entgegnete ein Anderer, der alsobald ein flammendes Reisigbündel ergriff und es in die Wohnung des Custode schleuderte.

„Ja! ja! verbrennen wir sie, rösten wir sie, die Saujuden!“ wiederholten die Zuschauer, das ihnen gegebene Beispiel nachahmend, indem sie Feuerbrände auf den Sarg und die Rabbiner regnen ließen, die sich dann

in den Hintergrund des Alkovens flüchteten, ohne ihren Todtengesang zu unterbrechen, während der Sarg, das Bahrtuch und der Tisch Feuer fingen.

Barbarisches, schallendes Gelächter, hirnwüthiges, zügelloses Bravorufen mischten sich in das Geschrei: Tod den Juden! während die Flamme sich über das ganze Zimmer hin verbreitete und den Alkoven erreichte, in welchem die beiden Rabbiner unabläßig zu beten fortfuhren. Einer aus der Rotte hatte dann den abscheulichen Einfall, die Thüre zu schließen, um ihre Flucht zu verhindern, was sie jedoch in der Furcht vor einem noch schrecklichern Tode als dem, welchen sie schon über ihnen schweben fühlten, nicht versuchten. Der ganze Sal stand im Feuer, die Fensterscheiben zersprangen und ein rother, stinkender Rauch drang durch alle Ausgänge: der Todte brannte, und noch hörte man wie Rocheln des Todes in Zwischenräumen die psalmsingenden Stimmen der Rabbiner, die dem Tode des Erstickens entgegengingen.

„Platz unsern Herrn von der Rota!" rief man auf dem Judenplatze. „Die Justiz kommt endlich! Platz! Platz!"

„Warum nicht lieber die Inquisition, weil es sich um Juden handelt?" sagte mit wichtiger Miene Baretti, der da und dort seine Neuigkeiten sammelte. „Es wäre eigentlich ein Fall für die Inquisition und Monsignore Badolfo wäre hier nicht überflüssig."

Fragonard, der sein Kostüm gewechselt und sich voll der düstersten Ahnungen in Trauer gekleidet hatte, ward von einem Rathe der Rota, dem Instruktionsrichter der römischen Justiz begleitet, um über Roberts Verschwinden im Ghetto eine gerichtliche Untersuchung einzuleiten. Mehrere Zöglinge der französischen Akademie hatten sich die Abwesenheit des Direktors, den Graf Noriac nicht entließ, zu Nutze gemacht, um sich mit Fragonard zu verbinden, welcher der Erste den Schritt that, die Einmischung des Oberapellationsgerichtshofes

der aus zwölf Kardinälen bestehenden Rota und des von derselben abhängigen Kriminal-Tribunals anzurufen. Die unendliche Langsamkeit, die immer und überall das unmittelbare Handeln der gerichtlichen Obergewalt in Rom hemmt, war bei dieser Gelegenheit durch den guten Willen des Mosignore Nardi, eines Beisitzers der Rota, beseitigt worden. Dieser Prälat, mit Robert und den meisten französischen Zöglingen in Rom befreundet, war ein liebenswürdiger Weltmann, ein trefflicher Schachspieler, gewandter Ballspieler, ein geübter Kunstkenner und besonders ein ausgemachter Alterthumsforscher. Er kannte keine liebere Beschäftigung, als das Studium alter Monumente, Ruinen, Statüen, Münzen, und seit einiger Zeit hatte er sich eine neue Quelle von Arbeit und Genuß eröffnet, indem er Nachforschungen in den Katakomben anstellte, die seit den langen und neugierigen Untersuchungen Bosio's und Bottaris nicht mehr ausgebeutet worden waren.

„Es brennt da!" sagte Monsignore Nardi, als er die Flamme aus den Fenstern von Capricolas Wohnung schlagen sah.

„Man sollte glauben, das Volk erwarte uns," versetzte Fragonard; „sie haben das Thor des Ghetto verbrannt, um uns den Weg zu bahnen."

„Es fehlt wenig, so könnte das ganze, nur aus Holz erbaute Ghetto abbrennen, das bei dem Winde der letzten Nacht, schnell in Flammen stehen würde."

„Dieses Vorspiel einer Feuersbrunst muß die Juden geschreckt haben, wir werden nur um so mehr Auskunft über unsern armen Robert erhalten."

„Warum sollten sie ihn eigentlich ermordet haben? Die Juden sind, unter uns gesagt, der Verbrechen weniger fähig als die Christen."

„Ja, eines kühnen, offenkundigen Verbrechens nicht, aber eines niederträchtigen und heimlich begangenen. Ueberdieß habe ich Ihnen meine Vermuthungen anvertraut: Robert liebte die bewußte Jüdin, die wirklich sehr

schön ist, und ich beneidete ihn darum, auf Ehre! Allein er liebte sie romantisch, er gedachte sie zu heiraten und war naiv und ehrlich genug, zu ihrem Vater zu gehen und um die Hand seiner Tochter anzuhalten."

„Das ist kein Grund, einen Menschen zu tödten, besonders wenn man Jude ist und der, den man ermorden möchte, ein Franzose."

„Schön! aber wer tödtet aus Grundsatz und Ueberlegung? Frägt man seinen Gegner, bevor man ihm einen Messerstich gibt oder eine Pistole abdrückt: Mein Herr, wer sind Sie? Franzose oder Engländer? Haben Sie Freunde, die Ihren Tod rächen werden?"

„Man muß jedenfalls Nichts sparen, um zu erfahren was aus dem armen Robert geworden ist. Man findet ihn vielleicht in einem Keller eingeschlossen und geknebelt... Sie kennen aber ja nicht einmal den Namen des Juden, den Sie im Verdacht haben?"

„Den Namen hat mir Robert nie genannt. Er ist jedoch nicht schwer zu entdecken, weil ich den Namen der Tochter weiß . . . Endlich würde uns auch Pater Alexander mit allen erforderlichen Nebenumständen bekannt machen können, allein er ist heute mit Saint-Non in Tivoli . . . Und alle Wetter! müßte ich auch alle Häuser im Ghetto durchwandern, meine schöne Jüdin würde ich gewiß wieder finden . . ."

„Gott sei uns gnädig! diese Hirnwüthigen müssen einen Juden verbrannt haben, um sich ein Fest zu machen! . . . Holla! Ihr Alle, löscht das Feuer! Rettet dieses Haus und bringt seinen Bewohnern Hülfe! Geht, Kinder, traget Wasser und thut dem Feuer Einhalt!"

„Hat Nichts zu bedeuten, Monsignore," sagte geschmeidig Baretti, der vor einen Bart hintrat, den er am gleichen Morgen in Ordnung gebracht hatte.

„Wie? Nichts zu bedeuten, Hansnarr! ein brennendes Haus, das die Feuersbrunst der ganzen Stadt mitzutheilen droht!"

„Sagen Sie: dem Ghetto, Monsignore, und meiner

Treu! Das wäre ein schöner Rostbraten. Aber das thut Nichts; zwei oder drei Juden gebraten, das ist Alles."

„Baretti, Baretti!" entgegnete der Beisitzer der Rota mit einer Geberde des Mitleids und Abscheus, „Du würdest um sie jammern, wenn Du ihre Bärte zu Deiner Kundschaft zähltest."

Monsignore Nardi gab schleunige Befehle, die von dem Pöbel willig ausgeführt wurden: man umzingelte das Haus des Custode und dämpfte das Feuer, das sich mit Blitzesschnelle ausgebreitet hatte, aber Keiner hatte den großmüthigen Gedanken, die beiden Opfer, die man nicht mehr schreien hörte, den Flammen zu entreißen. Der Beisitzer der Rota und Fragonard wußten nicht, daß noch Jemand im Hause zu retten war. Als sie erfahren, daß das Feuer zuerst den Sarg des alten in der Nacht gestorbenen Thorwächters ergriffen hatte, eilten sie, dem abscheulichen Gestanke von verbranntem Fleisch und Knochen, den der Rauch verbreitete, zu entfliehen, und gestatteten keinem der Anwesenden, mit ihnen in das Ghetto zu gehen, ausgenommen dem Barbier, der ihnen bei dieser Gelegenheit von Nutzen sein konnte. Einige Schweizersoldaten in gelber Kleidung und mit der Flinte in der Hand, wurden als Schildwache vor dem brennenden Hause aufgestellt, um das Volk zu verhindern, in das Judenquartier einzudringen; allein zufrieden mit ihrer Heldenthat und den Wohlgeruch der Carbonade mit Wonne einschlürfend, wartete die Menge geduldig das Ende dieses tragisch-komischen Schauspiels ab; kleine Kinder fingen an, über glühende Trümmer auf dem Pflaster hinzuspringen, und andere kühnere suchten in das noch brennende Haus einzudringen, um sich Capricolas Leichnam zu bemächtigen und ihn in die Gasse zu schleppen.

15.

Das Blut des Lammes.

„Baretti, wir bedürfen Auskunft von Dir," sagte Fragonard, der Monsignore Nardi angerathen hatte, den Barbier mitzunehmen.

„Auskunft von mir, Excellenz!" entgegnete der Barbier sich spreitzend, „die steht zu Ihren Befehlen, wie mein Kamm und mein Rasiermesser."

„Weißt Du nicht, wie ein gewisser Jude heißt, der Goldarbeiter oder Graveur in feinen Steinen ist, dessen Tochter . . ."

„Einem Gemälde, das Herr Robert gemacht und das sich jetzt bei Monsignore Badolfo befindet, als Modell gedient hat?"

„Das Gemälde „Susanna im Bade," an dem ich noch gestern Abend arbeitete; dieses Gemälde, sagst Du, sei bei dem Oberhaupt der Glieder der heiligen Inquisition?"

„Ja, Excellenz. Monsignore Badolfo hat es mir nicht gezeigt, ich brauchte nur einen Zipfel von dem darübergedeckten Tuch aufzuheben . . ."

„O!" rief Fragonard von einem Lichtstral und einer plötzlichen Hoffnung durchzuckt, „wenn es wahr wäre . . . doch es ist unmöglich . . ."

„Es muß wohl möglich sein, Excellenz, weil es ist; heute Morgen habe ich Ihre Susanna beim Monsignore Badolfo erkannt."

„Du hast Seila gesehen, die Tochter des jüdischen Goldschmieds, bei diesem Satyr von Badolfo?"

„Ach, Herr Fragonard, legen Sie mir Nichts in den Mund, das ich nicht gesagt habe! Sie könnten mir da böse Händel mit der Inquisition zuziehen. Ich habe diesen Morgen das Gemälde gesehen, das die keusche Susanna

zwischen den beiden Alten vorstellt, aber Mondaios Tochter hab ich nicht gesehen . . ."

„Mondaio, das ist der Name des Mannes! . . . Roberts Gemälde ist bei Badolfo . . ." wiederholte Fragonard kopfschüttelnd.

„Genug daß wir wissen," fiel ihm der Beisitzer der Rota ins Wort, indem er dem Maler einen Wink gab, der ihm den Mund schloß. „Nicht das beschäftigt uns diesen Augenblick. Wir müssen jetzt die Wohnung dieses Mondaio aufsuchen und ihn über die Umstände, die ihm bekannt sein mögen, befragen."

„Sie haben seine Wohnung nicht lange zu suchen, Monsignore," sagte Baretti, ihnen den Weg zeigend; „hier ist sie, und an dem Schieber erblicke ich die Schnauze des Meister Mardochäus . . . Holla! Mardochäus meines Herzens, mio caro carissimo, komm, öffne den erlauchtesten Excellenzen da!"

Fragonard war zur Thüre geeilt, sobald man sie ihm bezeichnet hatte, und zog nun heftig die Klinge. Bevor Monsignore Nardi mit dem Gerichtsdiener und seinem Schreiber an der Schwelle des Hauses angelangt waren, wurde die Thüre von Mondaio selbst geöffnet, der mit verstörtem Gesicht, kummerschwerer Stirn und die Augen voller Thränen da stand. Er erbebte, als er einen Fremden sah, den er nicht erwartete und nicht einzulassen geneigt war, aber Fragonard kam der Ausführung seiner Absicht zuvor, indem er die halboffene Thür mit Gewalt aufstieß und sich in die Werkstatt stürzte. Mondaio konnte ihn nicht zurückhalten, und da er am Eingang seines Hauses unbekannte Gesichter von Leuten der Polizei sah (er hatte solche an jenem Morgen schon kennen gelernt) trat er an seine Esse und ergriff, um im Nothfall eine Waffe daraus zu machen, den Hammer, den er schon über Pater Alexanders Kopf geschwungen hatte. Dieser gewaltsame Einfall in seine Wohnung hatte ihn die schmerzlichen Gedanken vergessen lassen, die sein Herz zusammenschnürten, und er fühlte

Etwas wie Zorn, doch noch kein heftiger, in seiner Brust sich regen, denn er kannte die Beweggründe eines solchen Besuches nicht; er heftete einen funkelnden Blick auf Fragonard, welcher ihm der Anführer der Neugekommenen zu sein schien, und die Braunen runzelnd, befahl er ihm mit einer gebieterischen Geberde, das Haus zu verlassen.

„Ihr nennt Euch Mondaio?" fragte lebhaft der Maler, der diese stumme Geberde nicht berücksichtigt hatte.

„Der bin ich," antwortete mit bewegter Stimme Mondaio, bei sich selbst Raths pflegend. „Was wollt Ihr von mir?"

„Ihr habt eine Tochter mit Namen Seila?" fuhr Fragonard fort, indem er die Veränderung, die in Mondaios Zügen vorging, aufmerksam beobachtete.

„Ich hatte eine Tochter!" murmelte er mit erstickten Seufzern und verhaltenen Thränen, „man hat sie mir genommen!"

„Man hat Euch die Tochter genommen?" rief der Maler stürmisch. „Robert, Robert hat seine Geliebte entführt? Robert? Robert?"

„Ei, wer sagt Euch das? . . ." unterbrach ihn lebhaft der Vater zwischen Verdruß, Staunen und Zweifel getheilt. „Was gehen die Maitresse eines gewissen Roberts und meine Tochter sich an? Wer ist dieser Robert?" setzte er hastig hinzu, indem er sich Fragonard näherte und einen durchdringenden Blick auf ihn heftete. „Es ist doch nicht einer der Henker der Inquisition? Wäre wohl er der Ankläger meiner unglücklichen Tochter?"

„Ihr seid ein Narr!" erwiederte Fragonard barsch, „oder dann stellt Ihr Euch so, um einer Antwort auszuweichen. Ihr gebt vor, man habe Euch Eure Tochter genommen? Wann? Wie so? . . . das kann nicht Robert sein, der der treuherzigste, tugendhafteste aller Zöglinge der Akademie ist . . ."

„Ein Maler der französischen Akademie!" rief Mondaio, der, von Wuth erfaßt bei diesem Namen,

gegen Fragonard den in der Hand haltenden Hammer schwang.

„Santa Maria! Herr Jude!" schrie Baretti, sich muthvoll dem Schlag entgegenwerfend und den Arm des Goldschmieds aufhaltend.

„Ein neuer Mordversuch," sagte der Rath der Rota sich setzend. „Schreiber, beginnt Euren Verbalproceß."

„Ich sagte ja, dieser Mann sei ein Narr," versetzte Fragonard, der das Unrecht von Seilas Vater in milderm Lichte darzustellen versuchte. „Er hat durch einen Kummer, mit dem er uns ohne Zweifel bekannt machen wird, den Kopf verloren; er wird uns mittheilen, was er von der Entführung seiner Tochter weiß, er wird uns Nachrichten von Robert geben . . ."

„Noch einmal, sprecht mir nicht mehr von diesem französischen Maler! . . ." unterbrach ihn der Jude, den der Barbier entwaffnet hatte, dessen Zorn sich jedoch immer steigerte. „Es ist eine schändliche Meuterei des Pater Alexander gegen meine Tochter, gegen mich, gegen die Religion Moses. Ich wollte lieber meine Tochter in Stücke gehauen sehen, als meine Einwilligung zu einer Verbindung mit einem Christen geben."

„Sie sehen wohl, daß er faselt," sagte Fragonard, sich gegen Monsignore Nardi wendend. „Indessen muß man doch wissen, wann er Robert gesehen hat."

„Ich habe ihn nicht gesehen, Gottlob!" erwiederte Mondaio zornbebend. „Würde ich ihn gesehen haben, so hätte ich ihn getödtet."

„Getödtet!" wiederholte der Rath Nardi. „Schreiber, merkt Euch genau Alles, was hier vor dem förmlichen Verhör geredet wird."

„Ihr hättet ihn getödtet, Unglücklicher!" rief Fragonard, bei diesem von Unwille und Rache erregten Worte zusammenschauernd. „Und was hat er Euch gethan?"

„Was er mir gethan hat?" antwortete Mondaio mit einer Gebärde der Entrüstung, „er hat meine Toch-

ter verführen wollen! er hat bei seiner Schurkerei einen elenden Kapuziner betheiligt, der in mein Haus zu kommen und mich in's Gesicht zu höhnen wagte, indem er mir ankündigte daß meine Tochter Christin sei . . ."

„Wenn Ihr Robert nicht gesehen habt, so habt Ihr doch den Pater Alexander gesehen?" entgenete Fragonard, dessen Angst sich mit jedem Augenblick steigerte.

„Ja, ich habe ihn gesehen, den Schurken und ohne ein Rest von Mitleid, worüber ich mir Vorwürfe mache, hätte ich ihn todtgeschlagen und sein Blut dem Gott Isaks und Jakobs zur Sühne gebracht."

„Gestern Abend," sagte Fragonard, sich an den Prälaten wendend, „hat Pater Alexander selbst die Tochter dieses Juden in's Ghetto zurückgeführt, aber ich habe vollen Grund, zu glauben, daß Robert, der ihnen nachfolgte, sie werde eingeholt haben, oder wenigstens gleich nach ihnen hierhergekommen sei; ich möchte sogar wetten . . ."

„Ihr beharrt auf Eurer Aussage, Herrn Hubert Robert nicht gesehen zu haben?" fragte Monsignore Nardi Mondaio, der die Achseln zuckte.

„Zweifelt Ihr daran?" erwiederte er hart, „weil ich ihn nicht getödtet habe, diesen dreisten Franzosen."

„Und Pater Alexander, den Ihr gestehet, gestern Abend in Eurem Hause gesehen zu haben, war er allein? war nicht eben dieser Robert bei ihm, den Ihr ohne Zweifel nicht kennt?"

„Es ist wahr, ich kenne ihn nicht, aber Pater Alexander war allein . . . Eigentlich kann ich nicht sagen, ob er allein oder in Begleitung kam; denn als Antwort auf sein unverschämtes Hohnsprechen habe ich ihn zum Hause hinausgeworfen und mich nicht weiter bekümmert, was aus ihm geworden ist, wenn ich ihn aber wieder finde, und finden werde ich ihn, so will ich ihm ins Gesicht spucken, ihn mit den ärgsten Schimpfnamen besudeln, ihm Ohrfeigen geben . . ."

„Mondaio, Ihr redet von einem katholischen Prie-

ster," unterbrach ihn ernst Monsignore Nardi, „ich rathe Euch, Eure Lage nicht zu erschweren. Ihr habt schon genug gesagt, um gefänglich eingezogen, mit Ruthen geschlagen und zur Buße verurtheilt zu werden, Ihr, Jude, der Ihr die Religion Jesu Christi in der Person ihrer Priester beschimpft!"

„Blutflecken!" rief Baretti, der sich gegen den Boden bückte, um sich von der Natur der bezeichneten Flecken zu vergewissern.

„Blut!" rief Fragonard, auf den Boden knieend und mit zitternder Hand die Flecken betastend, die noch frisch schienen, da sie kaum trocken waren.

„Blut!" versetzte Monsignore Nardi, der sich langsam erhob und ebenfalls eine Stelle, an welcher man deutliche Flecken geronnenen Blutes sah, zu untersuchen ging. „In der That, es ist kein Zweifel mehr möglich, das ist Blut."

„Und ich verstehe mich darauf," setzte der Barbier hinzu. „Schaut nur, man kann diesen Blutstreifen von der Stubenthür bis zu dieser Fallthür verfolgen."

„O mein Gott!" murmelte Fragonard voll Schmerz: „Robert, mein armer Freund Robert ist ermordet worden."

„Ermordet!" entgegnete Mondaio mit ruhigem, verächtlichem Stolze. „Wollte Gott, meine eigene Hand hätte mich gerächt!"

„Bevor wir zu einer genauern Untersuchung übergehen," sagte der Beisitzer der Rota, „fordre ich Euch auf, Mondaio, Euer Geständniß abzulegen."

„Geständniß! welches Geständniß? Ich habe auf alle Eure Fragen geantwortet, um zu sehen, was der Zweck und das Ziel derselben wären. Ich habe Euch Nichts mehr zu sagen. Was ich Euch noch zu sagen hätte, wißt Ihr besser als ich; Ihr wißt, daß dieser verruchte Mönch mich noch die letzte Nacht angeklagt und der Inquisition verzeigt hat? Ihr wißt, daß diesen Morgen bei Sonnenaufgang, während ich beim Bargello in dem Quartier Ripetta war, um Anzeige wegen einer

Schachtel verlorner Edelsteine zu machen, die Sbirren der Inquisition meine Tochter verhaftet hatten . . . Wenn ich da gewesen wäre, so hätten sie mich vielleicht mit ihr verhaftet, sie hätten aber dann nur zwei todte Körper wegzuführen gehabt . . ."

„Ei! was ist das für ein Geschwätz!" fiel ihm Fragonard ins Wort, der sich nicht länger halten konnte. „Man fragt Dich nur, ob Du ihn getödtet hast! . . ."

„Ich verlange Geständniß von Euch," sagte Monsignore Nardi, „und nicht unnütze und unzeitige Abschweifungen. Es ist diesen Augenblick nicht von Pater Alexander die Rede, wir werden später darauf zurückkommen. Ich frage Euch hinsichtlich dieses Franzosen, des Herrn Hubert Robert, den zu tödten Ihr kein Bedenken getragen hättet, wie Ihr sagt, und der diese Nacht ermordet worden scheint."

„O, wenn das wäre!" antwortete Mondaio, „ich würde den Arm segnen, der mich gerächt hat. Dieser Franzose, ich sehe es jetzt wohl, ist an allem Schuld; er wußte Seilas Liebe zu gewinnen, er versprach ihr, sie zu heiraten, er forderte, daß sie ihre Religion abschwöre."

„So gestehe denn, Elender!" sagte in Aufwallung Fragonard, die Augen voller Thränen und die Stimme von Schluchzen beklemmt. „Gestehe, daß Du ihn in einen Hinterhalt gelockt, daß Du ihn erwürgt hast! Gestehe das und stirb, wie ein niederträchtiger Mörder sterben soll."

„Mörder! ich!" „erwiederte der Jude, der endlich verstand, was ihm zur Last gelegt wurde und seine Feinde bei dieser falschen Anschuldigung beharren sah. Ich habe Euch schon gesagt, man verletzte mich in dem, was mir am theuersten ist, in meiner Tochter und in meiner Religion, allein der Herr Gott hat nicht zugelassen, daß ich mich selbst räche, und ich bin unschuldig ..."

„Baretti, bewache die Thüre und verhüte sein Ent-

welchen," sagte der Beisitzer der Rota, von Mondalos Strafbarkeit überzeugt.

„Und dieß Blut! und dieß Blut," rief Fragonard, vor den Blutspuren knieend. „Es ist Roberts Blut!"

„Es ist das Blut des Osterlammes," antwortete kalt der Goldschmied, der sich in eine Ecke setzte und, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, keinen Theil mehr nahm an dem, was um ihn her vorging und geredet wurde.

„Das Blut des Osterlammes!" wiederholte Baretti mit ungläubigem Gelächter. „Das sagen sie alle, diese Bösewichte von Juden, wenn man ihnen bei solchen Indizien beweist, daß sie einen Christen getödtet haben!..."

„Wir werden genaue Hausdurchsuchung halten!" sagte Monsignore Nardi, der keine Antwort von Mondalo erhielt.

„Diesen Morgen noch sprach ich mit Monsignore Badolfo davon," fuhr der Barbier, mit seinem Scharfsinn sehr zufrieden, fort, „und das in Bezug auf das Osterfest der Juden, welches dieses Jahr fast in die gleiche Zeit mit dem unsrigen fällt. Gerade heute..."

„Bis anhin weigerte ich mich stets, jenen Geschichten Glauben beizumessen, in welchen die Juden beschuldigt werden, an ihrem Osterfeste Christen als Opfer geschlachtet zu haben," sagte der Beisitzer der Rota, zu Fragonard mit jener Ruhe und in der Weise eines Alterthumsforschers redend, der eine Meinung seines Faches bespricht. „Die glaubwürdigsten Geschichtschreiber des Mittelalters gehen in dieser Hinsicht auf die umständlichsten Schilderungen ein; sie erzählen die Zurüstungen und Ceremonien eines solchen Mordes, die Form der Messer, den Gebrauch; den man von dem in Gefäße gesammelten Blute machte..."

„Ach, Monsignore Nardi, es bleibt also keine Hoffnung mehr. Robert ist todt!"

„Es ist das eines der sonderbarsten Verbrechen," sagte der Alterthümler, immer mit diesem Gegenstande

beschäftigt; „die fanatischen Juden stellen sich vor, daß unter gewissen, beim Ritus und Gebete beobachteten Bedingungen der Tod eines Christen dem Gotte Israels angenehm sei und das Leiden Jesu Christi heilige. Es ist einigermaßen ein Hohn, den das jüdische Osterfest der christlichen Ostern bietet . . ."

„Wie konnte ich ihn allein in diese Mördergrube gehen lassen!" rief Fragonard, welcher auf Monsignore Nardis gelehrte Abhandlung nicht hörte, die der Schreiber in ihrer ganzen Länge in den Verbalprozeß brachte.

„Monsignore Badolfo," warf Baretti ein, „versicherte mich noch heute Morgen, daß jährlich mehr als ein Christenkind auf diese Weise im Ghetto geschlachtet und gegessen wird."

„Monsignore Badolfo scherzte!" entgegnete der Beisitzer der Rota; „die Legende spricht von zwei heiligen Kindern, die von den Juden gemartert wurden, aber man weiß nicht genau, ob es in Paris, in Köln oder in London geschah..."

„Nein, Monsignore," erwiderte dreist der Barbier, „das geschah in Rom, die alten Leute erinnern sich dessen noch."

„Bewohnt Ihr das Haus allein?" fragte der Prälat, der dem in stummer Verzweiflung brütenden Mondaio kein Wort entlocken konnte.

„Dieses Ungeheuer sucht nicht einmal mehr sein Verbrechen zu läugnen," sagte Fragonard mit Bitterkeit. „Man muß seine Tochter befragen . . ."

„Hat er nicht gesagt, sie sei diesen Morgen verhaftet und in die Gefängnisse der Inquisition gebracht worden?"

„Sie ist also nicht Mitschuldige des Mordes . . . O nein! sie liebt Robert!... Er glaubt es wenigstens!... Man sollte den Pater Alexander benachrichtigen."

„Pater Alexander ist in seinem Kloster in Tivoli," beeilte sich Baretti zu entgegnen; „man erwartet ihn

erst morgen zur Taufe des Juden in San-Giovanni di Laterano.“

„Ich weiß, daß er sich gestern Abend mit dem Abbé von Saint-Non dahin begeben hat; aber könnte man nicht einen Expressen nach Tivoli senden?...“

„Das ist unnöthig, weil er morgen jedenfalls kommen wird. Was für Licht könnte uns überdieß Pater Alexander verschaffen, der nicht mehr in Rom war, als der Mord begangen wurde? Im Fall sich das Verbrechen bestätigen sollte, so kann ich nach den Kirchenvätern und den geistlichen Geschichtschreibern die einzelnen Umstände darüber mittheilen: man wird das Opfer mit gebundenen Händen und Füßen und einem Knebel im Munde zuerst in den Keller gebracht haben, dann hat man ihm die Kleider ausgezogen, ihn auf einen Tisch gelegt; ein großes Feuer war angezündet...“

„Ums Himmels willen, Monsignore, zerreißen Sie mir nicht die Seele mit diesen abscheulichen Schilderungen! Ist es nicht genug, meinen besten Freund beweinen zu müssen?“

„Das Verbrechen mußte in Gegenwart mehrerer Israeliten ausgeführt werden,“ fuhr der unerbittliche Alterthümler fort; „ein Jeder hielt in der einen Hand ein steinernes Gefäß und in der andern ein spitzes, in Olivenöl getauchtes Messer. Das unglückliche Schlachtopfer konnte alle diese Zurüstungen mit ansehen...“

„O bitte!“ unterbrach ihn Fragonard mit Zeichen des Abscheus und der tiefsten Entrüstung. „Es ist noch Jemand im Hause... ich hörte die Stufen einer hölzernen Treppe knallen. Diese Fallthüre!... Gewiß bringe ich Ihnen die Urheber dieser unerhörten Missethat vor Augen!“

Fragonard eilte zur Fallthüre, die er aufhob, ohne daß Mondaio beim Lärm der eingerosteten Angeln, die sich kreischend drehten, eine Bewegung gemacht hätte; in einem Augenblick war der Maler in dieser engen Oeffnung verschwunden, die zu einer unterirdischen Küche

führte. Aus diesem Keller ließen sich nun zwei Stimmen vernehmen, die eine gereizt und drohend, die andere schwach und flehend. Fragonard kam bald wieder herauf, indem er Mardochäus nach sich schleppte, den er an der Kehle gepackt, Mardochäus, der noch voll Blut und Schmutzflecken war, die von seiner doppelten Rolle als Metzger und Koch in der Osternacht zeugten. Er stieß ein Jammergeschrei aus und fiel mit gefalteten Händen zu Füßen des Monsignore Nardi, den der häßliche Anblick dieses Alten mit einer traurigen Ueberzeugung erfüllte: der Beisitzer der Rota zweifelte nicht mehr, den Mörder Roberts vor sich zu sehen. Aus der offenen Fallthüre dünstete ein ekelhafter Geruch von verbranntem Fleisch und Fett herauf.

„Da ist einer der Würger!" rief Fragonard. „Ich habe ihn in einem stinkenden Loch gefunden, wo man noch die Ueberbleibsel eines Mahles sieht. Ueberall ist Blut."

„Es ist das Blut des Lammes," sagte Mardochäus, der einen Theil des Verhörs mit seinem Meister gehört hatte. „Wir haben das Osterfest nach unsern hebräischen Gebräuchen gefeiert; ich habe das Lamm getödtet, habe es ohne Salz gekocht, mit bittern Kräutern..."

„Du hast einen Christen getödtet," fiel ihm der Maler ins Wort, indem er auf den Blutstreif am Boden hinwies; „Du hast Robert getödtet!"

„Seht nur!" sagte Baretti; „die Thüre und das Schloß sind auch mit Blut besudelt, wie wenn das Opfer, von den Mördern geschlagen und verfolgt, noch hätte fliehen wollen!..."

„Nach dem Gebrauch unserer Väter," entgegnete Mardochäus, „habe ich die Thüren, die Fenster und die Schlösser mit Blut bestrichen ..."

„Mit Roberts Blut!" murmelte Fragonard, der plötzlich Pater Alexanders Brevier auf dem Boden liegend erblickte. „Dieß Buch..."

„Es ist das Buch des Mönchs!“ sagte Mardochäus, dem, immer kniend, keine Geberde und kein Wort seiner Richter entging.

„Das Brevier des Pater Alexander! hier! mit Blut befleckt!... O! also nicht Robert ist in diesem Raubnest getödtet worden?...“

„Sie haben den Pater Alexander getödtet!“ rief Baretti, sogleich in die Idee des Malers eingehend. „Seht nur, die Münzen und Kügelchen seines Rosenkranzes da zerstreut...“

„Es muß ohne Zweifel ein Kampf zwischen dem guten Mönche und seinen Mördern stattgefunden haben... Welch abscheulicher Geruch!“

„Ich habe die Ueberbleibsel des Osterlammes von den glühenden Kohlen verzehren lassen, Alles, Knochen, Fleisch, Fett und Haut,“ sagte lebhaft Mardochäus.

„Das heißt, Ihr habt Euch des Feuers bedient, um den Leichnam verschwinden zu lassen. Ist nicht der Mönch hier umgebracht worden?“

„In Wahrheit, in Wahrheit, Excellenz!“ rief Mardochäus an allen Gliedern zitternd. „Der Mönch ist nach Verschluß des Quartiers gekommen, er begleitete die Signora; er setzte sich hieher, er las in diesem Buche. Mein ehrenwerther Meister, der abwesend war, ist heimgekehrt...“

„Und es entspann sich ein Streit zwischen Pater Alexander und ihm?“ fragte Fragonard. „Aber Robert, wo ist er?“

„Es war ein schrecklicher Streit, Excellenz. Ich war nicht zugegen; ich bereitete das Ostermahl... Der Mönch hatte meinen ehrenwerthen Meister beschimpft und ihm gedroht... Er wurde aus dem Hause geworfen, und die Hunde des Ghetto...“

„Haben ihn zerrissen, vielleicht!“ ergänzte verächtlich Fragonard. „Ihr habt Pater Alexander getödtet, das ist nun Thatsache; aber Robert?...“

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, Excellenz;

man hat Niemand getödtet, ausgenommen das Osterlamm, und um Mitternacht haben wir in der durch Moses Gesetz vorgeschriebenen Form Ostern gefeiert, stehend, mit gegürteten Lenden, den Stab in der Hand und bedeckten Hauptes . . ."

„Aber warum schweigst Du beharrlich über Roberts Loos? . . . Und Seila, wo ist sie? Wo war sie diese Nacht?"

„Sie war in ihrer Kammer eingeschlossen, Excellenz, und diesen Morgen haben sich Leute der Inquisition ihrer bemächtigt, bevor noch das Quartier geöffnet wurde. Mein Meister und ich, wir sind unschuldig, ich schwöre es Ihnen bei der Stiftshütte und den Gesetzestafeln!"

„Alles beweist, daß ein Mord begangen wurde," sagte Monsignore Nardi, „und daß Pater Alexander das Opfer ist."

„Ist er das einzige Opfer, Monsignore?" entgegnete Fragonard beharrlich. „Es ist unzweifelhaft, daß Pater Alexander in Folge eines jedenfalls auf die Religion bezüglichen Streites geschlagen wurde: da ist sein Blut, der Abdruck seiner blutenden Hände, sein blutiges Brevier. Aber Robert muß gleichfalls und zu derselben Stunde ins Ghetto gekommen sein. Haben Sie den Haß dieses Juden gegen Robert bemerkt? Sie wissen überdieß, daß Robert Seila liebte, daß er gesonnen war, sie zu heiraten . . . Ach! Monsignore, haben Sie kein Mittel, diesen Mann zum Sprechen zu zwingen, ihn zu einem Geständniß, zur Zurückgabe meines Freundes zu nöthigen?"

„Das Klügste ist, diese beiden Männer ins Schloß San-Angelo zu liefern," sagte der Beisitzer der Rota, „dieses Haus zu schließen und die förmliche Einleitung zu diesem Kriminalfall zu beginnen. Die Justizbehörde wird Nichts sparen, die Wahrheit zu entdecken und die Schuldigen zu bestrafen. Der französische Botschafter und der Direktor der Akademie sind benachrichtigt . . ."

„Ach! welch ein Unglück!“ schrie mit kläglichem Tone Baretti, der die Hausthüre wieder geöffnet hatte und der Menge das Zeichen gab, heranzukommen. „Die Juden haben den Pater Alexander getödtet! Unser guter Pater Alexander ist von den Juden umgebracht und gegessen worden!“

„Man hat den Pater Alexander getödtet!“ antworteten tausend klagende und wüthende Stimmen: „die Juden haben diesen guten Padre gefressen! Tod den Juden! plündert das Ghetto! verheert mit Feuer und Schwert die ganze Judenschaft! Der Padre Alexander ist von den Juden zu todt gemartert und gepeinigt worden! Rache! Rache!“

Dieses wilde Geschrei, das sich jeden Augenblick zu vermehren und zu verstärken schien, flößte Mardochäus einen solchen Schreck ein, daß er durch eine verzweifelte Anstrengung dem schrecklichen Tode entrinnen wollte, den das wüthende Volk den Mördern des Pater Alexander verhieß. Er gewann wieder die Kraft eines jungen Mannes und, sich der Thüre zustürzend, warf er Baretti, der sie bewachte, um, schritt über den Leib des Barbiers hinweg und fing an, aufs Geradewohl zu laufen, bis er in die Mitte des Pöbels fiel. Seine Flucht, sein gespenstartiges, abgelebtes Aeußere, seine blutbefleckten Kleider, sein Entsetzen, das an Raserei und Wahnsinn gränzte, gaben ihn alsobald der Rache des Pöbels anheim. In einem Augenblick war er in der Gewalt hundert blutgieriger Hände, die ihn schlugen und rissen; seine Kleider gingen in Stücke, seine schlaffe, herabhängende Haut fiel durch Zerren und Einkrallen in Fetzen, sein Gesicht war nur noch wie Eine offene Wunde zu schauen, sein Körper war wie lebendig geschunden. Er stieß ein abscheuliches Geheul aus, dem Verwünschungen und zügelloses Wuthgeschrei antworteten. Man band ihm einen Strick um die Füße, den Weiber und Kinder ergriffen, um ihr armes Opfer zu dem Bache auf dem Judenplatz zu schleifen, wo man

ihn an den Füßen an das dort befindliche steinerne Kreuz aufhängte, das einem Juden als Galgen dienen mußte. Die Anstifter dieser vom Pöbel veranstalteten Hinrichtung bildeten einen ungeheuren Kreis um den Gehängten, der noch zappelte.

Es hätte wenig gefehlt, daß nicht auch Mondaio, als er von den Soldaten mitten unter Hohngelächter, Geschrei und Spucken hinweggeführt wurde, das Schicksal seines alten Dieners erleiden mußte, allein die Gegenwart des Monsignore Nardi, seine rothen Strümpfe und der große Prälatenhut flößten der Menge Ehrfurcht ein. Mondaio, dessen Blässe allein seine Verwirrung und Aufregung verrieth, schien den schrecklichen Tod, den er bei jedem Schritte finden konnte, zu verachten.

„Unser Padre Alexander ist todt!" hieß es von allen Seiten unter Thränen und Bekreuzigungen; „seliger Padre, bitte für uns!"

Mechanisch folgte Fragonard dem Beisitzer der Rota, er hatte noch keine Hoffnung, aber Zweifel: welcher von den beiden war ermordet, Robert oder Pater Alexander? Dieser einzige Gedanke nahm alle seine Sinnesthätigkeit in Anspruch, als er sich sachte beim Aermel gezogen fühlte.

16.

Der Großinquisitor.

In einer gewölbten Zelle, die das Tageslicht nur durch eine kleine runde, mit engen Eisenstäben verwahrte Oeffnung in der Decke empfing, zählte Hubert Robert ängstlich die Sekunden und Minuten, seit er sich in dieser Art Gefängniß befand. Aus der Nähe hatte er

den Stundenschlag einer großen Glocke gehört, die alle andern übertönte und ihm die Thurmuhr der Basilika von St. Peter zu sein schien. Das war das einzige, immerhin noch unbestimmte und zweifelhafte Merkmal, das er sich über den Ort seiner Gefangenschaft verschaffen konnte. Er mußte also nicht weit von der St. Peterskirche sein, und wirklich erinnerte er sich, das Rauschen der angeschwollenen Tiber unter den Bogen der Brücke San-Angelo vernommen zu haben, während man ihn mit verbundenen Augen und einem Knebel im Munde forttrug. Die Länge des Weges, den seine geheimnißvollen Angreifer gemacht, bewies ihm zudem, daß sie die ganze Stadt durchkreuzt haben mußten, um an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen. Aber wohin hatte man ihn gebracht? warum hatte man ihn aufgegriffen? was für ein Loos harrte seiner? Das eben wußte er nicht und konnte er nicht errathen. War es eine Rache? war es ein boshafter Scherz? oder etwa gar ein Versehen? Er hatte die ganze Nacht zugebracht, diese drei Vermuthungen zu zergliedern und die Lösung dieses Räthsels zu suchen.

Das Zimmer, in welchem er gefangen saß, war einem Grabe nicht unähnlich: die schwarz bemalten Mauern waren mit rothen Flammen übersäet, wie Mütze und Mantel der Unglücklichen, die man bei den Halsgerichten der Inquisition verbrannte. Um dieser schauerlichen Malerei, die jedenfalls nicht von Raphaels Hand war, Abwechslung zu geben, hatte man in einer Art Nische einen Christus am Oelberge in knieender Stellung, wie er für die Sünden der Menschen betet, abgebildet. Dieses Gemälde, dessen etwas gezwungener Styl der Schule des Ritters von Arpino anzugehören schien, hatte schon mehr als eine systematische Verstümmelung erlitten. Andere alte Beschädigungen in den Wänden und eine große Menge Inschriften mit einem Nagel, einer Stecknadel oder irgend einem spitzen Instrumente gemacht, zeigten, daß dieser Ort schon von

Leuten bewohnt war, die nicht freiwillig darin hausten. Das ganze Mobiliar bestand aus einer Pritsche, einer Bank, einem Wasserkruge und einem halb zerrissenen Gebetbuche mit schmutzigen, von den Fingern zerknitterten Blättern. Für Augenblicke verbreiteten sich dann in dem widerlichen Dunste eines aller Luft beraubten Ortes Weihrauchdüfte, die aus einer Kirche zu kommen schienen. Die einzige Oeffnung, durch welche dieser Geruch in das Gefängniß dringen konnte, war ein enges Loch von Mannshöhe, das mit drei, ziemlich nah an einanderliegenden Eisengittern versehen war, um wenn auch nicht das Riechen und Hören, doch die Aussicht zu benehmen. Hinter diesen Gittern, deren beide erstere weggenommen und sehr geschickt wieder hingestellt worden waren, erblickte man eine starke Helle von brennenden Wachskerzen und eine silberne Statue der heiligen Jungfrau mit einem Diadem, Halsbändern, Ohrgehängen und Ringen, mit Diamanten besetzt.

Mit der Stirn an die Mauer gelehnt, horchte Robert ungeduldig und unruhig dem fernen Getöse, das bis zu ihm hinaufdrang; jeden Augenblick schaute er durch die Schießscharte, zum Voraus gewiß, Nichts als die Wachskerzen und die Madonna zu sehen, er schickte sich jedoch an, die Gitter los zu machen, die ihm nicht widerstanden. Allein die Mauer war an diesem Orte so dick, daß sein ausgestreckter Arm das dritte Gitter nicht erreichen konnte, und die Oeffnung war so angebracht, daß man von Innen hören konnte, ohne sich nach Außen verständlich zu machen. Robert dachte sich seine Zelle in Verbindung mit einer sehr reich verzierten und prächtig erleuchteten Kapelle, er war jedoch ebenfalls zu der traurigen Ueberzeugung gekommen, daß diese Kapelle keine besuchte sei, wenigstens nicht an jenem Tage, denn seit drei Stunden war der Morgen angebrochen und noch war nicht eine Person erschienen, an die sich Robert hätte wenden können.

Plötzlich ertönte in der Kapelle das Geräusch von

nahenden Schritten: Robert stand auf dem Punkte zu schreien, um Hilfe zu rufen, zu erklären, daß er das Opfer eines meuchlerischen Ueberfalls sei; allein die Furcht, seine Lage zu verschlimmern und seine Befreiung schwieriger zu machen, hinderte ihn: sollte er Feinde oder Freunde in den Neuangekommenen sehen? Er horchte in gespannter Erwartung mit an sich gehaltenem Athem hin, er erhielt den tröstlichen Beweis von besonderer akustischer Wirkung, die ihm getreulich den leisesten Ton zutrug, aber dagegen mußte er sich auch von der Unmöglichkeit überzeugen, vermittelst der Stimme die geringste Anzeige von seiner jetzigen Lage zu geben. Das Anstreifen eines wollenen Kleides an den Steinplatten ließ ihn vermuthen, daß eine Frau vor der Madonna niederkniee, und als er sie mit lauter Stimme beten hörte, zweifelte er nicht mehr, daß es die nämliche sei, der er denselben Morgen schon zwei wichtige Sendungen übertragen hatte.

„Santa Maria!" sagte sie mit zarter, harmonischer Stimme, die den Stempel der Inbrunst und Ueberzeugung trug, mit welcher sie zur Madonna betete, „habe ich Deine göttlichen Befehle nicht vollzogen, theure, gebenedeite Jungfrau, die Du gegen mich so nachsichtig und so gnädig bist! Konnte ich mehr thun als ich gethan? ich habe das Papier, das Du dem französischen Botschafter sandtest, selbst in seinen Gesandtschaftshof getragen ..."

„Nun! was hat der Graf von Noriac geantwortet?" rief Robert, der vergaß, daß seine Stimme nicht in die Kapelle hinabdringen könne.

„Ich bin gewiß, daß dieses Papier ihm sogleich zugestellt wurde," fuhr die betende Frau fort, „denn einer seiner Kammerdiener, den ich kenne, hat mir versprochen, die Sache nach Wunsch zu besorgen. Bist Du zufrieden, gütige Jungfrau Maria? aber mache mir nicht den Vorwurf, hinsichtlich des andern Papiers Deine Befehle nicht genugsam erfüllt zu haben..."

„Was?“ murmelte Robert, „ich soll noch länger in der schmerzlichen Angst um Seila bleiben? Hat der Pater Alexander sie selbst in's Ghetto geführt? Hat ihr Vater sie ohne Zorn heimkehren sehen, hat er sie nicht übel behandelt?..,“

„Der Padre Alexander ist nicht in Rom,“ sagte die Stimme, „ich erinnerte mich, daß er mir gestern von seiner Abwesenheit sprach. Sie ist Dir auch bekannt, barmherzige Mutter Gottes? Er wird erst morgen von Tivoli zurückkehren. Aus Furcht, Dir ungehorsam zu sein, bin ich jedoch in's Kloster della Conceptione gegangen, in welchem er bei seiner Anwesenheit in Rom wohnt, wie Du weißt. Man hat mir aber gesagt, er müsse in Rom sein, vielleicht bei den Chorherrn von San-Giovanni, da sein Maulthier heute Morgen von einem Manne von der Porta San-Lorenzo in's Kloster zurückgebracht worden sei. Ich lief daher nach San-Giovanni, allein Padre Alexander war auch dort nicht zu finden. Man erwartet ihn jedoch morgen zur Taufe des Juden...“

„Also,“ sagte Robert in Unruh und Aufregung, „erfahre ich Nichts von Seila! ich kann sie nicht einmal unter den Schutz des Pater Alexander stellen!“

„Ich bringe Dir nun das Papier zurück, heilige unbefleckte Jungfrau, da der Padre erst morgen kommen wird. Aber wie herzlich danke ich Dir für die Bekehrung Marcos, der sich endlich taufen lassen will! Aus dem Golde, das Du mir durch ein Wunder Deiner Güte sandtest, will ich in allen Kapellen Messen lesen lassen! ich will in Santa-Croce eine Mitternachtsmesse lesen lassen, um eine Seele aus dem Fegfeuer zu ziehen!“

„Ich muß an Fragonard, an Saint-Non schreiben!“ sagte bei sich der Maler, der ein Bleistift aus seiner Tasche gezogen hatte und Blätter aus dem Gebetbuche riß, um einige Goldstücke darin einzuwickeln, die er in die Kapelle hinabfallen ließ.“

„Wieder, gute heilige Jungfrau, schon wieder? O,

ich werde diese Himmelsgabe gut anwenden!“ rief die Frau, indem sie die an den Fuß des Alters hinrollenden Louisd'or, die von der Madonna herzukommen schienen, zusammenlas. „Hier, hier besonders in dieser den bekehrten Ketzern geweihten Kapelle will ich zu Dir beten und Dich lobpreisen...“

„Wie! das wäre die Kapelle des Hospitals der bekehrten Ketzer?“ sagte Robert bei sich; „bin ich in den Gefängnissen der Inquisition?“

„Nicht wahr, Santa Maria, wenn Marco einmal getauft ist, so wird er ein guter Christ sein und mich Angesichts der Kirche heiraten? Wenn er es ist, der diese Nacht den französischen Maler im Ghetto getödtet hat . . .“

„Ein französischer Maler, getödtet diese Nacht im Ghetto!“ rief Robert ganz bewegt, indem er fühlte, daß seine Hand beim Schreiben zitterte.

„Der Herr Gott verzeihe dem Mörder und laß die Seele des Todten ins Paradies eingehen, ohne das Fegfeuer zu durchwandern! Aber zur Sühne dieses Mordes verspreche ich Dir, daß er mit entblößten Füßen und dem Strick um den Hals in den Octaven der Ostern vor Deinem heiligen Bilde Kirchenbuße thun soll; er soll Dir überdieß das Messer weihen, dessen er sich bedient, um sein Verbrechen zu begehen, und soll eine Votivtafel malen lassen, welche die schändliche That vorstellt, von der Du ihn gnädig absolviren mögest, gütige Mutter Gottes! Dieß Gemälde will ich dann selbst hier aufhängen!“

„O! hätte ich doch Nachricht von Fragonard und allen unsern Freunden!“ sagte Robert, dessen Bestürzung und Unruhe um so lebhafter waren, als ihm der von Fragonard gefaßte Entführungsplan einfiel, ein Plan, dem er sich aus allen Kräften widersetzt hatte. „Wenn Fragonard dennoch gegen meinen ausdrücklichen Willen, gegen meine Bitten, durch den Raub Seilas meiner Liebe hätte dienen wollen!“

„Ich bin ruhiger, heilige Jungfrau Maria, seit ich mich unter Deiner heiligen Obhut fühle!“ lispelte die Stimme unter erstickten Schluchen; „es ist mir, als ob Marco nicht strafbar, als ob wenigstens sein Verbrechen gesühnt wäre!“

Hubert Robert hatte sein Billet an Fragonard beendigt, auf welches er dessen Namen nebst der Adresse des Hauses, das er mit dem Abbé von Saint-Non bewohnte, hinsetzte, allein da er bedachte, daß sein Freund gewiß nicht seit dem vorhergehenden Abend in dem einsamen Hause eingeschlossen geblieben sei, fügte er eine Anmerkung auf Italiänisch hinzu, in welcher er die Person, die dieses Papier empfing, bat, sich in die französische Akademie zu begeben, und das Billet eigenhändig Herrn Fragonard, einem Zögling derselben, zuzustellen. Dann wickelte er zehn Louisd'or in ein zweites dem erstern beigefügtes Papier und ließ beide geschickt durch die Oeffnung gleiten, durch welche die Stimme bis zu ihm dringen konnte. Er hörte das Röllchen mit Gold zwischen die heiligen Gefäße fallen, auf den Altar hinrollen und auf dem Boden erklingen, wo die unbekannte Frau, die das nicht erwartete, jedoch schon ein ähnliches auf demselben Wege erhalten hatte, es sogleich auflas. Die Frau bezeugte ihr Erstaunen und ihre Freude durch eine laute, fromme Lobpreisung der Madonna, welcher sie diese geheimnißvolle Sendung zuschrieb, man hörte sie mit einer Art Zärtlichkeit Gebete lispeln und eine Stufe des Altars nach der andern küssen.

Die Thüre des Gefängnisses öffnet sich. Vier schwarzgekleidete Büßermönche mit verhülltem Kopf und einem Strick mit dicken Knoten um die Lenden, erscheinen, umringen Robert und geben ihm das Zeichen, ihnen zu folgen. Robert will widerstehen; er fragt sie, mit welchem Rechte man Gewalt an ihm übe, welches Resultat man durch einen so schändlichen Anschlag gegen ihn zu erzwecken hoffe; er verlangt die Namen seiner Ankläger, seiner Kerkermeister, seiner Richter zu wissen, er droht

mit seiner Rache. Aber Alles ist vergeblich; er kann diesen stummen und unerbittlichen Henkersknechten einer unbekannten Gewalt nicht ein Wort entlocken: man bemächtigt sich seiner, stößt und schleppt ihn vorwärts.

„Elende!" schrie er verzweiflungsvoll, und betrübt, sein Gefängniß verlassen zu müssen, in welchem er wenigstens Mittel gefunden hatte, mit einem dem Mitleid und menschlichen Gefühlen zugänglichen Wesen in Verbindung zu treten, „wer Ihr auch seid, ich werde mir Recht gegen Euch zu verschaffen wissen! Als Franzose kann ich auf den Schutz Frankreichs und seines Botschafters zählen!"

Ungeachtet seiner Drohungen, Verwünschungen und seines Flehens konnte Robert von seinen vier Führern, die den Büßermönchen glichen, welche die Brüderschaft den zum Tode Verurtheilten sendet, um ihnen in ihren letzten Augenblicken beizustehen, kein Wort erhalten. Er wurde durch mehrere lange, gewölbte Gänge und durch einige nackte, düstere Säle geschleppt, deren ganze Ausschmückung aus an der Mauer befestigten Cruzifixen und mystischen lateinischen Sprüchen bestand, die in Einfassungen geistlicher Symbole gemalt waren; aus diesen Anzeichen entnahm er nun, daß er sich in einem Kloster befinden müsse. Endlich führte man ihn in eine Art Bibliothek, die mit staubigen Folianten und ungeheuern vergamentüberzogenen Registern angefüllt war. Das Mobiliar dieses Gemaches bestand aus massiven Schreibpulten, schweren Sesseln mit ausgeschnitzter Rücklehne, Tischen und Bänken von uralter Form, Alles aus Kastanienholz gearbeitet, dem die Jahre eine glänzende schwärzliche Farbe gegeben hatten. In einer Ecke bemerkte er an das Büchergestell gelehnt einen mit einem Flor verhüllten Gegenstand, den er als ein Gemälde erkannt hätte, wenn er ihn mit größerer Aufmerksamkeit betrachtet haben würde. Seine Wächter hatten ihn an der Thüre verlassen, er sah sich allein, er lief zu den Fenstern, um zu erfahren, wo er sich befinde, um Hülfe

anzurufen, um zu entweichen; allein von außen angebrachte Eisenstangen und Gitter beschützten die Fenster, die überdieß nicht zu öffnen waren. Ein helles Gelächter veranlaßte ihn, sich umzuwenden.

Die Person, von der das Gelächter kam, war die nämliche, welche Robert zum Typus in seinem Gemälde „Susanna zwischen den beiden Alten" genommen und ihn dem guten ehrlichen Gesicht des Pater Alexander entgegengestellt hatte. Monsignore Badolfo, denn er war es, trug auf seinem Gesichte alle Laster seiner Seele ausgedrückt, als ob die Vorsehung ihn hätte weniger gefährlich machen wollen, indem sie ihm eine Larve der Rechtschaffenheit und Tugend versagte. Bosheit, Spitzbüberei, Unzucht, Stolz erschienen alle auf einmal oder wechselsweise in seinem Lächeln, wie in seinen Blicken. Indem sich Robert dieses Bild nur aus dem Gedächtnisse malte, hatte er es unstreitig sehr ähnlich gemacht, hatte ihm aber nur einen einzigen Ausdruck der Züge leihen können, während das Modell deren tausend, einen gehässiger und zurückstoßender, als den andern hatte, je nachdem die Umstände und die Lage seine bösen Neigungen hervorriefen. Badolfo flößte beim ersten Anblick ein Mißtrauen nud einen Widerwillen ein, die sich bald in Eckel und Abscheu verwandelten, obwohl er die Häßlichkeit, das Abgelebte und Hinfällige nicht einmal besaß, welche die fast unzertrennlichen Begleiter des Alters sind. Er war jedenfalls mehr denn sechzig, aber er hatte sich aufrecht und kräftig erhalten, obwohl er seiner Gichtanfälle wegen, die ihn oft zwangen, das Bett zu hüten, und ihm mit völliger Lähmung drohten, nicht mehr gar flink und rasch war. Der Mangel an Beleibtheit trug ebenfalls dazu bei, ihn jünger scheinen zu lassen, nur die gelbe, etwas gerunzelte Hautfarbe verrieth sein vorgerücktes Alter, das den Ausdruck seiner harten Züge, die Farbe seiner noch spärlich ins Graue fallenden Haare und das Feuer seiner grauen, raubvogelartigen Augen verschont hatte.

In seiner Eigenschaft als Oberhaupt der heiligen Inquisition, oder mit dem gleich bedeutenden Titel eines Großinquisitators hatte er den Rang eines Monsignore oder Prälaten; allein da sein Amt ihn einer völligen Unthätigkeit überließ, führte er in Erwartung irgend einer schönen Gelegenheit, die alten Vorrechte der Inquisition wieder zu erwerben, das heißt Ketzer aufzusuchen, die Gewissen zu erforschen, die Juden zu verfolgen und die Gottesleugner zu verbrennen, ein wenig erbauliches Leben in seinem Palaste. Kurz, er war also ein höchst boshafter Mensch, ohne Ehre, ohne Treu und Glauben, aber er war wenigstens ein ausgemachter Inquisitor, die Inquisition war sein Steckenpferd; er bedauerte die gute alte Zeit, wo die Gefängnisse immer voll waren und die Scheiterhaufen immer brannten, er war unwillig über die Einsamkeit und das Schweigen dieses großen, ehemals von Klagen, Geschrei, Prozeduren und Martern wiederhallenden Palastes. Wenn die päbstliche Regierung Clemens **XIII.**, die mehr mit der Politik nach Außen und religiösen Streitfragen beschäftigt war, als mit Gewaltmaßregeln und der Politik nach Innen, sich den der Kirche widerstreitenden Anordnungen des Monsignore Badolfo nicht entgegengesetzt hätte, so wäre die Inquisition in Rom so thätig, wie die in Madrid und Goa geworden. Der Großinquisitor hatte seine Thätigkeit auf irgend einen dunkeln Prozeß gegen Leute, die die Fasten nicht beobachteten, die Feiertage entweihten, sich Beischläferinnen hielten oder durch Worte und Handlungen Aergerniß geben, beschränken müssen.

„Ich bin, wie es scheint, Ihr Gefangener!" sagte lebhaft Robert, der sich nun plötzlich seine Verhafnehmung und Gefangenschaft erklären konnte.

„Es scheint mir wirklich auch so!" entgegnete der Großinquisitor, der kaum von einem heftigen Gichtanfall erstanden, noch mühselig an seinem Stocke ging; „ich sagte es Ihnen ja voraus, daß Ihre Gottlosigkeit Sie noch dahin führe würde!"

„Welche Gottlosigkeit?“ rief Robert, dessen sanfter, friedlicher Charakter seiner Gewohnheit zuwider, sich nach und nach bis zur Wuth steigerte.

„Sie haben ein schlechtes Gedächtniß,“ antwortete kalt Badolfo. „Ich habe ein besseres als Sie, da haben Sie den Beweis davon . . .“

„Ist das der Beweis, daß Sie mich von Ihren Häschern aufgreifen ließen und mich gegen meinen Willen festhalten wollen?“

„Nicht ich werde Sie festhalten; die Inquisition klagt Sie an und wird Sie richten.“

„Wer klagt mich an? wer wird mich richten? Monsignore Badolfo, lassen wir diesen Scherz, der für Andere und für mich ein übles Ende nehmen könnte.“

„Sie wissen also wirklich, daß Sie nicht der einzige Strafbare sind, und daß Ihr Mitschuldiger es noch ärger treibt, als Sie.“

„Strafbar! weßwegen? Mitschuldiger! wessen? Erklären Sie sich deutlich und schnell, denn ich verstehe mich nicht auf Räthsel.“

Bei diesen Worten ging Robert blaß vor Zorn, mit funkelnden Augen und knirschenden Zähnen auf den Groß-Inquisitor zu, der sich auf den erhabensten Stuhl wie auf einen Richterstuhl gesetzt hatte und seinen Stab gegen den Maler ausstreckte, um ihm eine Gränze zu bezeichnen, die er nicht überschreiten dürfe.

„Keinen Schritt weiter,“ sagte Badolfo verächtlich, „wenn Sie wollen, dieß unsrer Unterhaltung unter uns Zweien abgethan werde . . .“

„Ich will den Urheber des schändlichen Ueberfalls kennen, dessen Opfer ich gestern Abend wurde . . . Sind Sie der?“

„Der bin ich,“ antwortete Baldolfo mit ersticktem Lachen, das von tiefem, befriedigtem Rachegefühl zeugte.

„Ich will den Urheber der unwürdigen Behand-

lung kennen, die ich gegen alles Menschenrecht erdulden mußte . . . Sind Sie der?"

„Der bin ich, nochmals ich und immer ich! Sie sind dem Gerichte der Inquisition anheimgefallen und ich bin der Großinquisitor von Rom."

„Der Teufel, meinetwegen, wenn Sie wollen! Aber ich, ich bin Franzose und habe Nichts mit Ihnen zu schaffen. Ich fordere Sie auf, mich auf der Stelle in Freiheit zu setzen, und verspreche Ihnen nicht, nach einem so schändlichen Attentat den Repressalien zu entsagen."

„Herr Robert, erinnern Sie sich, was in Bezug auf eine dritte Person zwischen Ihnen und mir vorgegangen ist?" sagte Badolfo mit unverschämter Ironie.

„Dürfen Sie ohne zu erröthen, mich an Etwas erinnern, das Sie vor Scham und Reue zu Boden drücken sollte!"

„Erinnern Sie sich, Unglücklicher, die Hand gegen mich aufgehoben, das Haupt der Inquisition geschlagen zu haben? . . ."

„Ich habe geschlagen oder vielmehr hinausgejagt einen Schandbuben, der durch Drohungen, Gewalt und alle Verführungskünste ein junges Mädchen, das ich achte, liebe und jedenfalls heiraten werde, mißbrauchen wollte! . . ."

„Am Fuße des Galgens, nicht war?" unterbrach ihn Badolfo mit seinem wilden, satanischen Hohngelächter. „Eine Jüdin!"

„Zwingen Sie mich daher nicht zu einer Erinnerung, wenn ich billig genug bin, zu vergessen; lassen Sie mich vielmehr glauben, daß der elende Bösewicht, den ich gezüchtigt und dessen Leben damals in meinen Händen war, den ich nicht werth hielt, von meiner Hand zu fallen, ein Anderer als Sie war . . ."

„Glauben Sie, was Sie wollen, aber glauben Sie auch, daß Sie von der Inquisition beschuldigt werden, in gotteslästerlichen Beziehungen zu einer Jüdin gestanden zu sein . . ."

„Schweig, Ungeheurer! schmähe nicht die Unschuld und Tugend! beschimpfe nicht die, die mein Weib werden wird!"

„Beschuldigt, durch unzüchtige Gemälde die Ausschweifungen zu nähren, das Judenthum in der heiligen Stadt zu begünstigen ... Zeugen und Beweise mangeln uns nicht; Sie werden zu öffentlicher Kirchenbuße und zur Pönitenz in den Zellen des Hospitals der bekehrten Ketzer verurtheilt werden. Was die Jüdin, dieses sittenlose Weib, betrifft . . ."

„Wo ist sie?" rief Robert, von der Ahnung, daß sie sein Loos theile, ergriffen; „um Himmelswillen, sagen Sie mir, ob sie hier ist?"

„Sie ist hier," sagte Badolfo mit triumphirender Miene. „Doch hoffen Sie nicht, sie je wieder zu sehen, es wäre denn in der Hölle!"

„Wohlan! ich anerbiete mich, Ihr abscheuliches Benehmen nie zu veröffentlichen, Sie nicht zu Grunde zu richten! ich anerbiete mich, keine Klage gegen Sie einzuleiten, keine Genugthuung zu verlangen! Ja, ich will Ihnen verzeihen, ich will Ihnen sogar dankbar sein, wenn sie mir Seila zurückgeben, wenn sie mir gestatten, sie einen Augenblick, einen einzigen Augenblick zu sehen, aus Barmherzigkeit! . . ."

„So sehen Sie sie denn ein letztes Mal, sehen Sie dieselbe, wie Sie zu Ihrem Unglück sie gesehen! heben Sie den schwarzen Flor da."

17.

Die Geißelung.

Robert wandte sich nach der ihm von Monsignore Badolfo bezeichneten Seite und fühlte einen Schauer seinen ganzen Körper durchrieseln, als sein Blick auf den florumhüllten Gegenstand fiel, den er Anfangs nicht als ein Gemälde erkannte. Er fürchtete, Seilas Kopf oder Leichnam zu sehen, und statt sich demselben zu nähern, blieb er unbeweglich auf der gleichen Stelle. Da aber eine genauere Besichtigung des verschleierten Gegenstandes ihn beruhigte, so stürzte er auf denselben zu, um ihn zu enthüllen, und sah sich dann vor seinem Gemälde der Susanna zwischen den beiden Alten. Wie groß war zuerst sein Erstaunen, dann aber seine Entrüstung, als er bemerkte, daß seine Susanna, deren Leib er noch Abends zuvor von einer schwarzen Tinte ganz überdeckt gelassen, nun völlig nackt, in der unzüchtigsten Stellung und mit den wollüstigsten Formen hervorgetreten war. Sein erster Gedanke beargwohnte Badolfo einer neuen Schurkerei, durch welche er ihn in den Augen Seila's hätte herabwürdigen wollen; er brauchte jedoch nur die Kühnheit und Gewandtheit des Pinsels zu bemerken, der Susannen mit einem beinahe greifbaren Körper ausgestattet, um überzeugt zu sein, daß diese schöne Arbeit nur von Fragonard herrühren könne. Schweigend betrachtete er das Gemälde und erkannte darin die Hand seines Freundes, ohne sich die Absicht solch kühner Malerei erklären zu können. Die seltsamsten Vermuthungen drangen sich ihm auf, aber dennoch ward keine durch ein Gefühl von Mißtrauen oder Uebelwollen gegen Fragonard in ihm angeregt.

„Nun? was sagen Sie zu dieser Malerei?" fragte tückisch Badolfo, der das Staunen des Malers für Bestürzung hielt.

„Wer hat das gemacht? warum hat man das gemacht?“ erwiderte lebhaft Robert, der in dem Gemälde nur Susannens Nacktheit sah.

„Ich gewiß nicht, auch erwartete ich nicht, daß Sie sich nicht zu Ihrem Werke bekennen würden.“

„Zu diesem Gemälde bekenne ich mich, aber nur ein Feind von mir konnte Seila's Schamhaftigkeit so empörend verletzen... Wenn es kein Feind ist, so ist es ein Narr, ein unbesonnener Künstler, der sich auf meiner Leinwand einer der Launen überlassen hat, die große Maler sich oft gegen einander erlauben. Erinnern Sie sich des Besuchs von Michel-Angelo in dem Atelier Raphaels in Farnesine?... Ich habe an Susanna nur den Kopf gemalt...“

„Und den Körper?... Sie hatten da ein bewunderungswürdiges Modell!“ murmelte Badolfo mit innerer Eifersucht.

„Man gebe mir Pinsel und Palette, ich werde das Alles auswischen, obwohl nicht ohne Bedauern, denn es ist wirklich sehr gut gemalt.“

„Sie werden vorerst den Kopf eines Ihrer Alten auswischen oder wenigstens verändern...“

„Der Ihnen so ähnlich ist, wie der andere dem Pater Alexander. Ja, auslöschen oder verändern will ich diesen Kopf, ich will Ihnen sogar das Gemälde überlassen, wenn Sie aufhören, Seila zu verfolgen...“

„Sie spotten meiner!“ entgegnete der Großinquisitor noch stärker lachend. „Das Gemälde ist mir ganz recht so, wenn nur ich nicht darin figurire; Sie werden, wenn's gefällig ist, mich da weglassen, wo ich Nichts zu thun habe...“

„Oder lieber will ich, um Sie und mich gleich zufrieden zu stellen, das unselige Gemälde vernichten...“

„Halten Sie ein!“ rief das Oberhaupt der Inquisition, der sich Robert entgegenstürzen wollte, um das Gemälde zu retten, das dieser so eben mit einem Faust-

schlag zertrümmert hatte. „Ah, mein Herr Maler, ich muß Ihnen doch mein Bild erst bezahlen."

Bei diesen Worten rührte Badolfo heftig eine silbere Klingel, auf deren Ton die vermummten Büßermönche herbeieilten, welche Robert an der Thüre der Bibliothek verlassen hatten, vier andere, die bisher noch nicht erschienen, traten durch eine andere Thüre ein und der arme Maler sah sich in den Händen dieser acht stummen Diener der Inquisition, die ihn ergriffen und vor den Inquisitor schleppten. Dieser ließ in Zwischenräumen sein grausames Lachen hören und schien über einer schrecklichen Rache zu brüten, zu deren Ausführung seine willigen Helfershelfer bereit standen. Robert dachte nur an die gefangene, angeklagte Seila, die, um das Unglück vollständig zu machen, vielleicht neuer Schmach preisgegeben war, ohne sich vertheidigen zu können.

„Ich drohe nicht mehr, ich flehe," sagte Robert demüthig, „ich beschwöre Sie, an dem unschuldigen jungen Mädchen Gnade zu üben!"

„Brüder, reißt ihm die Kleider vom Leibe," sagte ruhig Badolfo zu seinen geheimnißvollen Dienern, „und gebt ihm hundert Geißelhiebe."

Sogleich wurde zur Ausführung dieses unerbittlichen Befehls geschritten, Robert wurde trotz seines wüthenden Widerstandes und seines verzweifelten Geschreis in einem Augenblick seiner Weste und seines Hemdes entblößt, man befestigte ihm die Hände kreuzweise auf der Brust, band ihm die Füße zusammen und legte ihn mitten auf einen großen Tisch, wo er mit zwei starken Stricken so fest gebunden wurde, daß er keine Bewegung mehr machen konnte. Er versuchte noch einmal der barbarischen Mißhandlung, die ihn erwartete, zu entgehen, und machte ungeheure Anstrengungen, um sein entrüstetes Gesicht seinen Henkern zu zeigen, die, mit einer Art Peitschen mit ledernen Riemen bewaffnet, um ihn herumstanden und sich zum Geißeln anschickten.

„Brüder,“ sagte das Oberhaupt der Inquisition, „dieser bedaurungswürdige Sünder hat sich durch verbrecherischen Umgang mit einer Jüdin befleckt, was einer abscheulichen Blutschande gleichkommt. Sprechen wir hundert Pater und hundert Ave zu seiner Bekehrung, während ihn Einer nach dem Andern von Euch geißelt und ich die Schläge zähle zu Ehren unsers göttlichen Erlösers am Oelberge.“

Das Geschrei Roberts verdoppelte sich und erfüllte nicht nur den Sal, wo die Geißelung stattfinden sollte, sondern auch den ganzen ungeheuren Palast der Inquisition. Schon erhoben die Büßermönche ihre Peitschen, als plötzlich die Thüre lärmend geöffnet wurde.

Es war Fragonard, dessen Geschrei seit einigen Sekunden Roberts Geschrei geantwortet hatte, jedoch nicht bis zu dem Letztern gedrungen war, der die Stimme seines Freundes erst dann erkannte, als Fragonard mit fürchterlichem Tone die Henker und besonders ihr durch diese unerwartete Erscheinung bestürztes Oberhaupt andonnerte. Die Augen voller Thränen des Mitleids und Zornes, eilte er dann die Stricke zu lösen, die Robert geknebelt hielten. Hiedurch gewann Badolfo Zeit, bei sich selbst Rath zu pflegen und einen Entschluß zu fassen, während Fragonard mit Nägeln und Zähnen die Bande des Verurtheilten aufknüpfte, der sich endlich gegen seinen Befreier wenden und ihm mit dem Erguße der größten Zärtlichkeit für seine fast wunderbare Hilfe danken konnte. Ihre Rührung war so groß, daß sie sich weinend betrachteten und nur verworrene, unzusammenhängende Worte mit einander wechseln konnten. Sie dachten nicht mehr an die sie noch immer umringende Gefahr, denn der Großinquisitor hatte seinen Amtsdienern befohlen, sich auch des Neuangekommenen zu bemächtigen und ihn in eine abgesonderte Zelle zu bringen.

„Bist Du es, Du immer da, wo man Deiner bedarf!“ sagte zärtlich Robert, der seine Kräfte, die durch den Kampf und besonders durch die Freude, seinen

Freund wieder zu sehen, erschöpft waren, noch nicht gesammelt hatte. „Man hat Dir also das Papier zugestellt, auf welches ich einige Worte geschrieben..."

„Das hübsche Mädchen aus dem Quartier della Minerva, Du weißt," sagte Fragonard mit seinem gewöhnlichen Ungestüm, „Nisida hat mir so eben diesen Fetzen Papier zugestellt; ich habe sie ausgefragt und erfahren, daß ihr derselbe in der Kapelle des Hospitals der bekehrten Ketzer zugeworfen wurde. O! mehr bedurfte es nicht, um das Uebrige errathen zu können; ich bin herbeigeeilt, ich habe so zu sagen, die Thüre eingesprengt... Tod und Teufel!" rief er, als er seinen Leib von vier Büßermönchen umfaßt fühlte, während die andern den halb losgebundenen Robert wieder ergriffen.

„Fragonard, hast Du Waffen?" fragte Robert, auf dem Tische mit solcher Heftigkeit um sich schlagend, daß es ihm gelang, sich seiner Bande völlig zu entledigen.

„Nein, nur diese Bücher!" sagte er, auf die Bände der Bibliothek hinweisend, indem er sogleich anfing, sie seinen Gegnern an den Kopf zu werfen.

Dieser Vertheidigungsplan gelang ihm ziemlich gut; er machte sich's zu Nutze, daß die vermummten Büßermönche nicht den freien Gebrauch ihrer Augen hatten, und entwischte ihnen, um sich in der Ecke des Sales hinter eine Art Schanze zurückzuziehen, indem er sich einen Wall von Stühlen und Bänken bildete. Robert war es gelungen, sich ebenfalls zu ihm hinzuflüchten, und sie hielten mit einander eine förmliche Belagerung aus, indem sie mit Nagel und Schloß verzierte Folianten auf ihre Angreifer regnen ließen. Badolfo, der in seiner Höhe allein verschont geblieben, klingelte, um Verstärkung herbeizurufen. Die Folianten fielen um ihn her, ohne ihn zu erreichen, und wie ein Feldherr in der Schlacht ermuthigte er seine Soldaten, vor dem Feinde nicht zu weichen. Die Büßermönche, jeder mehr oder minder getroffen, machten nur schwache Angriffe und

dachten sogar an's Entfliehen. Die ganze Bibliothek war in eine so dichte Staubwolke gehüllt, daß man die Kämpfenden kaum mehr sah.

„Was geht hier vor?" sagte eine ernste, feste Stimme, die von der Thüre herkam, welche Fragonard offen gelassen hatte.

„Ach, Sie kommen uns endlich zu Hülfe, Herr Botschafter," entgegnete Fragonard, der, als er die Stimme des Herrn von Noriac erkannte, sein Werfen mit den alten Scharteken alsobald unterbrach.

„Der Botschafter!" wiederholte Robert, dem der Staub nicht erlaubte, die eintretende Person zu sehen.

„Sie kommen nach gewonnener Schlacht, Herr Graf," sagte Fragonard, ihm entgegen gehend. „Verzeihen sie mir, Sie ohne ihre Erlaubniß verlassen zu haben. Ich hatte das Geschrei Roberts erkannt und kam eben noch recht, um zu verhindern, daß er mit Ruthen geschlagen wurde, wie ein Dieb oder ein Karthäuser. Sehn Sie, sehn Sie nur, in welchem Zustande er ist."

„Es hat nicht viel zu bedeuten, Herr Graf" sagte der halbnackte Robert, dessen Arm und Schultern große Wundmale sehen ließen. „Dank, o Dank Ihnen, Herr Botschafter! durch Sie bin ich jetzt frei und vor niederträchtiger Gewaltthätigkeit geschützt; durch Sie kann Seila . . ."

„Sprich nicht von ihr," unterbrach ihn leise Fragonard; „ihr Vater hat diese Nacht den Pater Alexanger umgebracht."

„Mondaio hat den Pater Alexander getödtet!" rief Robert außer sich bei dieser Nachricht. „Das ist unmöglich . . . Aber Seila ist unschuldig!"

„Werden Sie mir erklären, was dieser sonderbare Auftritt zu bedeuten hat?" sagte strenge Herr von Noriac zum Großinquisitor, den er kaum von Gesicht kannte.

„Wer sind Sie, um eine solche Frage an mich zu

stellen?" antwortete stolz Baldoso, indem er sich stellte, als wüßte er nicht, mit wem er spräche.

„Ich bin der französische Botschafter und lade Sie ein, mir Ihr unglaubliches Benehmen hinsichtlich eines Franzosen zu erklären."

„Und ich bin das Haupt der Inquisition und in dieser Eigenschaft verantworte ich meine Handlungen nur vor Gott und dem heiligen Vater."

Während er dieß in einem kurzen entschiedenen Tone sprach, befahl er durch einen Wink den Büßermönchen, sich zu entfernen, was sie mit ehrfurchtsvoller Ergebenheit thaten. Der mit zerrissenen Büchern und zerschlagenen Möbeln übersäete Sal bot überall die Spuren eines tödtlichen Kampfes, allein die Stricke und die Peitschen bewiesen auch, daß der Widerstand ein rechtmäßiger war, und daß Robert sich gezwungen gesehen, Gewalt durch Gewalt abzuweisen. Zerstreute Blutstropfen ließen vermuthen, daß der Vortheil nicht auf der Seite der Mehrzahl gewesen war. Der Botschafter errieth die an Hubert Robert verübte Gewalt und die Freundschaft, die er für den jungen Maler hegte, steigerte noch die Entrüstung, welche dieses Attentat an der Person eines Franzosen bei ihm erregt hatte. Er warf einen verächtlichen Blick auf Badolfo und reichte Robert die Hand, die dieser küßte und mit Thränen benetzte.

„Sie werden mir Genugthuung geben für dieses Attentat, glänzende Genugthuung!" sagte energisch Herr von Noriac. „Ich verfüge mich auf der Stelle zum Pabst."

„Herr Botschafter," entgegnete Badolfo mit beinah ehrerbietigem Tone; „wollen Sie gefälligst unserm heiligen Vater die Sachen hinterbringen, wie sie sind. Durch menschenfreundliche Winke aufmerksam gemacht, erfuhr ich, daß ein Christ mit einer Jüdin aus dem Ghetto Buhlschaft treibe . . ."

„Schändliche Verläumdung!“ rief Robert in Aufwallung.

„Glauben Sie das nicht, Herr Botschafter, auf meine Ehre, glauben Sie nicht . . .“

„Stille, Robert!“ erwiderte sanft der Graf von Noriac.

„Lassen Sie das Oberhaupt der Inquisition sich rechtfertigen.“

„Ich wußte nicht, daß dieser gotteslästerliche Christ ein Franzo e sei,“ fuhr Badolfo fort, „und um dem Scandal, das er durch seine Beischläferei mit einer Jüdin verursachte, Einhalt zu thun, ließ ich ihn durch die Brüder der heil. Inquisiton verhaften . . .“

„Und ohne weitere Erkundigung, ohne richterliches Urtheil, wollten sie ihn geißeln lassen?“ fiel ihm der Botschafter in's Wort.

„Es ist dieß bei der Inquisition gebräuchlich, Excellenz, denn man muß das Fleisch kasteien und den Sünder zur Buße vorbereiten.“

„Ein andermal, mein Herr, überschreiten Sie die Rechte Ihres Amtes nicht, und bevor Sie Leute verhaften, bevor Sie dieselben wie Diebe und Vagabunden auspeitschen lassen, überzeugen Sie sich wohl, daß sie nicht Unterthanen Sr. Majestät des Königs von Frankreich sind.“

„Gnädiger Herr,“ sagte Robert, der seine Kleider eilig wieder anzog, noch zitternd vor Zorn und Scham; „gnädiger Herr, ich bitte Sie, mich nicht zu verlassen; dieses Scheusal, das vorgibt, nur seinem Gewissen und den Gesetzen der Kirche nachgelebt zu haben . . .“

„Herr Botschafter, dulden Sie, daß man mich in Ihrer Gegenwart beschimpfe?“ unterbrach ihn Badolfo, abwechselnd roth und blaß werdend.

„Entschuldigen Sie die Aufregung, in die er durch einen Mißbrauch der Gewalt und Versagung aller Gerechtigkeit versetzt werden mußte,“ sagte Herr von Noriac. „Robert, bedenken Sie, zu wem Sie sprechen!“

„Ich spreche zu einem schändlichen Verführer, der durch List und Gewalt ein tugendhaftes Mädchen, das ich unter meinen Schutz genommen und gegen unverschämte Angriffe vertheidigt, entehren wollte! Das ist der wahre Sachbestand, gnädiger Herr! und ich bin das Opfer einer Rache, die ich, ich gestehe es, wohl verdient habe, da unstreitig Seila mir ihr Leben und ihre Ehre verdankt. Ich hatte sie zuerst vor der Verfolgung eines wüthenden Stieres gerettet, dann entriß ich sie unreinen Händen . . .“

„Pest! Du hattest mir das nicht erzählt,“ rief Fragonard. „Was! dieser alte Satyr! . . .“

„Sie haben die Verleumdungen dieses Unsinnigen gehört, Excellenz!“ sagte Badolfo mit trefflich erheuchelter Ruhe. „Geruhen Sie jetzt, sich umzuwenden, und Sie werden die gleichen Verläumdungen auf einem Gemälde dargestellt sehen. Sie werden die gleiche Anschuldigung der Gewaltthat und frechen Attentates gegen mich und meinen Mitschuldigen, den ehrwürdigen Pater Alexander, gerichtet sehen. Sie werden auch in der unverschämten, unzüchtigen Nacktheit dieses Bildes den augenscheinlichen Beweis der verbrecherischen Verbindung eines Christen mit einer Jüdin erblicken . . .“

„Ich sehe hierin nur einen Gegenstand der Bibel, Susanna zwischen den beiden Alten,“ sagte Graf von Noriac, der nicht umhin konnte, in's Geheim Robert zu tadeln, daß er den Pater Alexander und den Großinquisitor in sein Gemälde aufgenommen hatte.

„Nur die Köpfe sind nach der Natur,“ bemerkte Fragonard; „ich selbst habe dann ohne Vorwissen Roberts aus meiner Phantasie hinzugemalt, was die keuschen Augen des Herrn Großinquisitors nie gesehen und bei Strafe ewiger Verdammniß nie sehen werden.“

„Ich gestehe,“ sagte Robert, „daß das meine süßeste Rache war, die ich an dem verächtlichen Nachahmer der beiden vom Propheten Daniel angeklagten und entlarvten Alten der Bibel nehmen konnte.“

„Ziehet in Frieden, ich verzeihe Euch aus Rücksicht für den Herrn Botschafter von Frankreich," entgegnete Badolfo mit der Feierlichkeit eines gefällten Richterspruchs. „Ich behalte nur Ihr unzüchtiges, beschimpfendes Gemälde zurück, das, wo möglich, auf dem Scheiterhaufen Ihrer Jüdin verbrannt werden soll."

„Was höre ich? was wollen Sie sagen?" murmelte Robert bestürzt; „welcher Scheiterhaufen? ach Monsignore, haben Sie Mitleid, Erbarmen mit ihr!"

Der Direktor der französischen Akademie trat eben in den Sal, in welchem der Streit seinem Ende zuging; aus der darin herrschenden Unordnung, der Haltung der vier anwesenden Personen, einigen Worten, die er noch gehört, entnahm er, daß ein höchst lebhafter Auftritt stattgefunden haben müsse, und er wünschte sich Glück, in einem Augenblick des Waffenstillstandes zu erscheinen, der ihm gestattete, neutral zu bleiben und die Rolle des Vermittlers zu wählen. Ein bedeutsamer Blick, den das Oberhaupt der Inquisition ihm zuwarf, gab ihm seine Verhaltungsregel. Er verneigte sich tief gegen Badolfo und den Botschafter, dann betrachtete er verächtlich Robert und Fragonard, ohne des Erstern Gruß zu erwidern und ohne den Andern zu vermögen, die Augen nieder zu schlagen, die seinen Blick mit edlem, ruhigem Stolz aushielten. Er schnitt eine Fratze, als er das Gemälde der Susanna sah.

Monsignore," sagte Natoire zum Großinquisitor, „ich habe den Brief, mit dem Sie mich diesen Morgen beehrten, empfangen und komme, Ihnen persönlich meine Billigung Alles dessen, was Sie im Interesse unsrer heiligen Kirche für nöthig erachten, zu ertheilen."

„Mein Eifer für die Religion wird mich stets leiten," entgegnete Badolfo mit scheinheiliger, frömmelnder Miene.

„Ich billige es vollkommen und hoffe, auch der Herr Botschafter werde es billigen, das schlechte Betragen eines Zöglings der Akademie bestraft zu haben..."

„Ich mißbillige im Gegentheil das Benehmen gegen Herrn Hubert Robert höchlich," unterbrach ihn Herr von Noriac.

„Ach, Herr Graf! ein junger Mann, der das Beispiel zu allen Lastern gibt, der offen mit einer Jüdin verkehrt, der unzüchtige Gemälde macht, der sich an den ansehlichsten Personen des römischen Hofes vergreift! . . ."

„Diese Anschuldigungen müßten vor allen Dingen bewiesen werden, und die geringste nähere Untersuchung wird sie Lügen strafen . . ."

„Sehen Sie dieses Gemälde an, Herr Botschafter! Sollen die Zöglinge der Akademie auf solche Weise ihre Meister studiren?"

„Die Jüdin ist in unsern Gefängnissen," fügte der Inquisitor hinzu, „und ihr Prozeß, der eingeleitet ist, wird unglaublichen Skandal enthüllen."

„Ich habe demzufolge schon an den Intendanten der königlichen Gebäude geschrieben und die Ausstoßung dieser beiden Zöglinge der Akademie verlangt."

„Sie waren sehr eilig mit Schreiben, mein Herr!" rief der Graf von Noriac, der nun nicht mehr zögerte, offen gegen Natoire aufzutreten. „Ich werde meinerseits dem Herrn von Marigny schreiben, um ihn mit dem wahren Verlauf der Dinge bekannt zu machen und ihm meine Ansichten und Meinungen mitzutheilen."

„Es lag mir daran, mich zu rechtfertigen, Herr Botschafter. Hat sich Herr Fragonard nicht als mein Ankläger aufgeworfen?"

„Ich glaube nicht, daß Herr Fragonard die Achtung, die er Ihnen schuldet, in so weit werde verletzt haben, Herr Direktor. Er war nur über Herrn Roberts ungewöhnliche Abwesenheit beunruhigt, unheilvolle Gerüchte, die in der Stadt liefen . . ."

„Und Sie sehen nun, wie weit man auf solche im Volke herumgebotene Gerüchte gehen kann! Herr Robert, der im Ghetto von den Juden sollte getödtet worden sein . . ."

„Glücklicherweise ist nicht er umgekommen, sondern ein in Rom sehr geachteter und sehr beliebter Bettelmönch, der Pater Alexander, der diese Nacht im Hause eines jüdischen Goldschmieds, mit Namen Mondaio, ermordet wurde.“

„Da der Mörder ein Jude war,“ sagte Badolfo, „so gehört die Sache vor das Tribunal der Inquisition.“

„Ich bedaure den Tod des ehrwürdigen Padre Alexander,“ versetzte Natoire, die Seele des Verstorbenen Gott empfehlend.

„Und diesen würdigen Kapuziner hat Herr Robert mit seinem Pinsel beschimpft!“ fügte der Großinquisitor auf das Gemälde weisend hinzu.

„Ich gestehe, daß Pater Alexander kein Zögling der Akademie war,“ sagte Fragonard, „und daß man ihn nicht Herrn Natoire zu behalten gab.“

„Seine Heiligkeit wird entscheiden, ob ich Unrecht habe, mich zu beklagen und im Namen des Königs von Frankreich Genugthuung zu fordern,“ sagte Graf von Noriac.

Seit einigen Augenblicken lieh Robert einem fast unvernehmlichen Geschrei, das ihm in Zwischenräumen das Echo zutrug, ein aufmerksames Ohr. Er hatte es nicht ohne Erbeben gehört und wagte doch noch nicht, es zu erkennen. Er warf sich dem Botschafter entgegen, der sich von Monsignore Badolfo wie von dem Direktor der Akademie mit großer Kälte beurlaubt hatte. Robert zerfloß in Thränen und konnte vor dem Schluchzen, das seine Stimme erstickte, kaum zu Worte kommen.

„Ich bin sehr unglücklich,“ sagte er, endlich die Bitte vorbringend, „wenn Sie mir nicht zu Hülfe kommen, Herr Botschafter . . .“

„Sie haben Recht, Robert,“ entgegnete Graf von Noriac. „Sie stehen fortan unter meinem Schutz, da der Herr Direktor der Akademie Ihnen denselben nicht gewähren will; „folgen Sie uns, Sie auch, Herr Fragonard, Sie werden im Gesandtschaftshofe wohnen.“

„Nicht für mich bitte ich Sie, gnädiger Herr," rief Robert, der immer noch dem Geschrei horchte, das er nicht mehr hörte; „sondern für sie, für Seila, für die, die mein rechtmäßiges Weib werden soll!"

„Was kann ich thun, mein Freund?" antwortete gütig der Botschafter, „sie ist keine Französin, sie ist Jüdin . . ."

„Sie ist Christin oder wird es werden, weil ich ihr versprach, sie zu heiraten!"

„Jüdin oder Christin, gleichviel!" sagte Badolfo; „sie ist Mitschuldige ihres Vaters an dem Morde des Padre Alexander."

„Sie, großer Gott! sie, Mitschuldige eines Mordes! Man muß sehr niederträchtig oder sehr blind sein, um ihr ein solches Verbrechen anzudichten! Der Padre Alexander selbst hat sie gestern Abend ins Ghetto zurückgeführt und ihr ohne Zweifel das Thor öffnen lassen..."

„Und aus Dankbarkeit hat sie den armen Padre in eine Mördergrube geführt, wo das Märtyrerthum seiner harrte!"

„Ich protestire gegen diese neue Infamie, ich verbürge mich für Seilas Unschuld und will sogar als ihr Mitschuldiger verurtheilt werden, wenn man sie strafbar findet! . . . Ums Himmels willen, Herr Botschafter, überlassen Sie sie nicht der Willkür eines Mannes, der schon einmal versuchte, sie zu verführen und Schmach über sie zu bringen!"

In diesem Augenblick ertönte markdurchdringendes Geschrei außerhalb des Sales und Seila erschien mit fliegenden Haaren, aufgelösten Kleidern, blaß, außer sich, von den vermummten Büßermönchen verfolgt, die sie vor den Augen Roberts wieder aufgriffen. Dieser wollte sich ihr entgegen stürzen, allein der Botschafter hielt ihn bei der Hand zurück und befahl, ihm zu folgen. Seila streckte die Arme nach ihrem Geliebten aus und fuhr fort, ein Jammergeschrei auszustoßen. Man stellte Badolfo einen mit dem Justizsiegel versehenen

Brief zu, den er erbrach und nach dessen Lesen er mit feierlicher Stimme sagte:

„Meine Brüder, laßt uns für die Seele des hochwürdigen Padre Alexander beten, des edeln Kapuziner-Guardian des Klosters in Tivoli, der diese Nacht aus Haß gegen unsre heilige Religion im Judenquartier von dem Goldschmied Mondaio und seiner Tochter Seila ermordet wurde. Laßt uns Gott danken, der das Verbrechen entdecken ließ und uns die Mörder überliefert, damit unerbittliche Gerechtigkeit an ihnen geübt werde."

„Mein Vater ist unschuldig!" schrie Mondaios Tochter, indem sie alle Kräfte anwandte, sich Robert nachzustürzen. „Der Padre Alexander hat unser Haus gesund und unbeschadet verlassen, das schwöre ich bei dem Andenken meiner Mutter, bei dem Gott der Juden, bei dem Gott der Christen!"

18.

Qualen.

Die Nachricht von Pater Alexanders Tode hatte in der ganzen Stadt Bestürzung verbreitet; er war der einzige Gegenstand des Gespräches während des ganzen Charfreitags. Die Volksklasse, die den verstorbenen Mönch, welcher ihr auf seinem Wege durch die Straßen Roms so oft den Segen gespendet, wohl kannte, hätte nur zu gerne ihn durch Plünderung und Einäscherung des Ghetto gerächt. Allein der Kardinal-Gouverneur sandte Karabiniere zum Schutz der Juden und ihres Quartiers, das man schon mit Feuer und Schwert überfiel. Einige niedergemetzelte Opfer, die mit Füßen getreten, in Stücke gerissen, ins Feuer geworfen und an

den Galgen gehängt wurden, hatten die Wuth des Pöbels, welchen religiöser Fanatismus zu den fürchterlichsten Excessen treibt, der aus Frömmigkeit unmenschlich und blutdürstig wird, bereits etwas gestillt. Nach diesem schrecklichen Strafgericht, das mit spaßhaften Auftritten, Schwänken und Witzreden untermischt war, verließ die Menge die Straßen, um sich in die Kirchen zu begeben, die erleuchteten Trauergerüste und die **Gräber**, alles mehr oder weniger erbauliche Darstellungen der Gruft Christi, zu besuchen und ihre Andacht zu halten. Mehr als ein Römer, der aus Herzenslust auf die todten oder lebendigen Juden zugeschlagen hätte, im Gedanken, Ablaß zu gewinnen, ging, ihn jetzt auf ehrbarere Weise zu erwerben, indem er auf den Knieen die Scala santa hinaufrutschte, die für die Treppe vor Pilatus Hause ausgegeben wird, und die Säule küßte, auf welchem der Legende zufolge der Hahn gesessen sein sollte, der dreimal krähte, als Petrus seinen göttlichen Meister dreimal verläugnet hatte.

Einer Verzweiflung anheimgegeben, die für seine Vernunft und sein Leben fürchten ließ, brachte Robert den übrigen Theil des Tages hin. Fragonard verließ ihn nicht und verschwendete die zärtlichste Sorgfalt an ihm. Seila in den Händen Badolfos, sie zugleich in eine schwere Anklage verflochten zu wissen, das waren für Robert zwei Quellen der Thränen und Furcht. Er fragte sich wechselsweise, ob seine Geliebte ihm unentehrt werde zurückgegeben werden, oder ob er sie auf dem Schaffot verlieren müsse. Jeden Augenblick sprang er stürmisch auf, verlangte mit großem Geschrei Waffen, rief Seila, drohte Badolfo, verwünschte den französischen Botschafter, der seinen Beistand Seila versagt, den Direktor der Akademie, der die harten Maßregeln der Inquisition gutgeheißen, Mondaio, der seine unschuldige Tochter in sein Loos verkettet, selbst Fragonard, der ihm nicht geholfen hatte, das unglückliche Opfer zu retten. Mehr als alle Andern klagte er dann wieder

sich selbst an: er war Schuld an dem Tode des Pater Alexander, indem er seine Seila bis nach dem Abendgeläute bei sich behalten, indem er den Mönch veranlaßt hatte, sie in's Ghetto zurück zu begleiten, indem er einen erzürnten Vater zur Rache aufreizte. Solche Gedanken drückten ihn vollends danieder und er flehte seinen Freund an, ihn von einem Leben zu befreien, das er nur noch verabscheue. Er schrie, er weinte, er rang die Hände, er raufte sich die Haare aus. Fragonards Trostesworte und seine thätige, freundschaftliche Pflege stillten nach und nach die überspannte Aufregung dieses kranken Herzens und Geistes. Von Müdigkeit erschöpft, verfiel Robert endlich in das starre Hinbrüten eines stummen Schmerzes, das in traumlosen Schlummer überging. Fragonard wachte die ganze Nacht bei ihm.

Als er am folgenden Morgen, noch niedergedrückt von der geistigen und physischen Erschöpfung, die sich erst nach genossener Ruhe fühlbar macht, erwachte, hatte er Kraft zum Nachdenken und zur Ueberlegung wieder erlangt; er war ruhig, obwohl ihm die ganze Bitterkeit seiner Lage nur noch fühlbarer wurde. Er zweifelte nicht mehr, daß Seilas Unschuld und selbst die ihres Vaters aus der richterlichen Untersuchung, die durch Pater Alexanders Mord veranlaßt wurde, glänzend hervorgehen mußte, und über diese Unschuld blieb er nicht länger im Zweifel, als Fragonard ihm sagte, daß allem Anscheine nach der Kapuziner als Festopfer der jüdischen Ostern geschlachtet wurde. Aber immerhin war er peinlich ergriffen, wenn er bedachte, daß Seila Badolfos Gefangene sei und dieser Elende ungestraft die schändlichste Gewalt an ihr üben konnte. Er wollte zu Monsignore Nardi gehen, um mit den Nebenumständen der richterlichen Untersuchung und dem Gang der Prozeduren bekannt zu werden; er vernahm, wie viele thatsächliche und fast unverwerfliche Beweise gegen Mondaio und seine Tochter obwalteten; er vernahm auch schaudernd, daß die Untersuchung der Religion der Angeklagten wegen, die

beide Juden waren, der Inqisition übertragen worden sei. Seit dem vorhergehenden Abend lagen die Prozeßakten in den Händen des Großinquisitors, Mondaio und Seila in den Gefängnissen der Inquisition. Er öffnete sein Herz dem Instruktionsrichter der Justiz und gestand ihm die Gründe, die ihn bewogen, ein niederträchtiges Unternehmen Badolfos gegen Seila zu fürchten. Monsignore Nardi staunte über diesen Argwohn, nannte ihn eine lächerliche Vision und theilte dem jungen Maler mit, daß das Oberhaupt der Inquisition von dem Pabste mit Erhöhung des Körpers der in den Katakomben gefundenen heilige Valeria beauftragt worden sei. Hiedurch ließ sich der Prälat in eine lange archäologische Abschweifung über die Katakomben von Rom, ihren Ursprung, ihre Geschichte und ihre Gräber ein. Robert hörte nicht und antwortete nicht: er war niedergedonnert; er sah bei diesem schrecklichen Prozeß nur zwei Auswege, entweder Seilas Verurtheilung und Todesstrafe, oder die Schmach und Entehrung der Unglücklichen.

Unschlüssig, was er glauben, was er thun solle, hatte er sich noch nicht entfernt, als der Barbier Baretti in geschäftiger Eile herangelaufen kam, um Monsignore Nardis Bart zu ordnen. Obwohl er vorgab, mehr als gewöhnlich eilen zu müssen, unterließ er doch nicht, hin und herzuschwatzen und die Tagesneuigkeiten auszukramen. Robert spitzte die Ohren und verlor kein Wort von diesem Selbstgespräch voller Lügen und Verläumdung, denn es handelte sich um Pater Alexanders Mord. Die Custode der Porta San-Lorenzo sagten aus, den Pater Alexander um zehn Uhr Nachts vorübergehn gesehen zu haben, er kam aus der Stadt und schien allein. Ein Mädchen aus einer osteria oder Schenke erklärte, daß sie zu derselben Stunde aus dem Fenster geschaut, um zu fragen, wer an die Hausthür klopfe, und dann den Pater Alexander erkannt habe, der in Begleitung eines Mannes die Straße einherwandelte; sie hatte diese Bemerkung dann auch den Karabinieren gemacht,

die bei ihr anhielten, um auf ihrem Rückwege nach Palestrina eine Flasche Orvietos zu trinken. Eine andere Frau, die auf ihren Mann wartete, hatte um dieselbe Zeit der Nacht ebenfalls den Pater Alexander mit einem Laternenträger gesehen.

„Wenn Pater Alexander," rief Robert, „jene Nacht in den Straßen und auf seinem Heimweg nach Tivoli gesehen wurde, so kann er nicht in ebenderselben Nacht im Ghetto ermordet worden sein, dessen Thore mit Sonnenuntergang geschlossen werden. Hat man den Thorwächter des Ghetto befragt?"

„Er ist in jener Nacht gestorben," antwortete der Barbier, „und wir haben ihn am folgenden Tage verbrannt wie einen Saujuden, der er auch war. Was seinen Sohn anbetrifft, so ist die Gnade über ihn gekommen und wir taufen ihn heute, als am heiligen Samstag, in San Giovanni in fonte."

Hierauf ließ sich Baretti in ein Weites und Breites ein über diese Taufe, die, sagte er, jedes Jahr zum Andenken an ein Wunder statt finde, durch welches der hebräische Gesetzgeber Moses aus seinem Grab erstanden sei, um nach Rom zu kommen und sich zweitausend Jahre nach seinem Tode daselbst taufen zu lassen. Er erzählte hernach, daß er am heutigen Morgen bei Monsignore Badolfo nicht eingelassen worden sei, weil dieser sich durch Fasten und Kasteiungen vorbereite, in die Katakomben hinabzusteigen und dort einen heiligen Körper zu holen, den der Pabst Santa Valeria genannt, obwohl er ein Märtyrer und keine Heilige wäre, setzte er mit sachkundiger Miene hinzu.

„Gut, Du wirst da Seine Heiligkeit belehren?" sagte heiter der Prälat. „An was hast Du das Geschlecht dieses heiligen Körpers erkannt?"

„Monsignore, die guten Arbeiter der Brüderschaft der Katakomben wissen das wohl," antwortete ernst der Barbier; „alle heiligen Körper, die man an ungeraden

Tagen entdeckt, sind weibliche Heilige, während die an geraden Tagen . . ."

„Aber was soll denn mit dem Körper des Pater Alexander angefangen worden sein, nachdem man ihn getödtet hat?" unterbrach ihn lebhaft Robert, dem plötzlich ein Licht aufgegangen war, das er allen vorgebrachten Beweisen entgegenstellen zu können glaubte.

„Excellenz," sagte der Barbier, der nie die Antwort schuldig blieb, „es war das Osterfest der Juden und sie haben den guten Padre statt des Osterlammes gegessen."

„Wir haben in der That den Leichnam nicht aufgefunden," entgegnete der Beisitzer der Rota, dem dieser Einwurf weniger einleuchtend schien als Robert. „Man findet ihn vielleicht in einem Keller oder in eine Cloake; wenn man ihn aber gegessen hat . . ."

„Gegessen!" rief Robert achselzuckend, „ein so gelehrter und aufgeklärter Prälat wie Sie, Monsignore Nardi, wird doch solchen Ammenmährchen keinen Glauben schenken! Die Juden unserer Zeit sind nicht mehr die des Mittelalters, und sie begehren gewiß eben so wenig einen Christen, als Sie und ich einen Juden zu essen. Es gibt sogar unter den Juden erhabene Gemüther, gefühlvolle Herzen . . ."

„Es ist darum nichts destoweniger wahr," erwiederte Baretti in seiner Hartnäckigkeit, „daß wir die Knochen des Padre Alexander in der Asche des Heerdes gefunden haben."

„Ja, in der Küche des Hauses der Angeklagten," sagte Monsignore Nardi, es bestätigte sich, daß Fleisch und Knochen verbrannt worden waren; einige, nur halb vom Feuer verzehrte, konnten sogar noch zusammengelesen werden . . . Es sind beinahe gewisse Beweise vorhanden."

„Zugegeben auch, der Jude Mondaio hätte den Pater Alexander getödtet," entgegnete Robert, „so wissen wir nicht, was zwischen ihnen vorgefallen ist, vielleicht Hader, Streit . . . Aber Mondaios Tochter kann nicht

die Mitschuldige, noch für die Handlungen ihres Vaters verantwortlich sein, das ist unmöglich! unmöglich!"

„Sie kann nur Zeuge derselben gewesen sein, und im letztern Falle verdient sie als Hehlerin Bestrafung. Ihre Strafe wird jedoch nicht so schwer sein, wie die ihres Vaters, der gehängt oder verbrannt werden wird. Sie muß überdieß mit der Inquisition, die sie verhaften ließ, bevor der Mord bekannt war, noch einige andere Artikel abzuthun zu haben. Sie nehmen also besondern Antheil an ihrem Loose?"

„Antheil an ihrem Loose!" murmelte Robert bewegt und mit thränenden Augen. „Mein Blut würde ich für ihre Rettung verspritzen!"

„Hüten Sie sich, Herr Robert; Sie vergessen allzusehr, daß eine Jüdin dem Christen fremd bleiben soll, wenigstens in Rom, und daß Sie der Angeklagten beim Tribunal der Inquisition einen schlechten Dienst leisten würden, wenn Sie, wie Sie sagen, Ihr Blut für ihre Rettung geben wollten."

„Herr Robert ist Franzose," warf der Barbier schalkhaft ein, „und die französische Galanterie fragt ein hübsches Mädchen nicht, ob sie Jüdin sei oder nicht."

„Jüdin wird sie nicht lange mehr sein, und wenn sie Christin werden muß, um sie den Händen des Inquisitors entziehen zu können, so will ich das über mich nehmen."

„Sie vermögen also viel über sie!" bemerkte Monsignore Nardi. „Ich zweifle jedoch, daß man Ihnen gestatte, sich mit einander zu unterreden . . ."

„Wie! Sie glauben, man werde mir verweigern, sie im Gefängnisse zu sehen? Sie selbst, werden Sie mir diese Gunst nicht gewähren?"

„Doch, wenn es von mir abhänge; aber das hängt einzig vom Oberhaupt der Inquisition ab und nach den Gebräuchen der Inquisition wird Niemand, und wäre es ein Prinz oder ein Kardinal, gestattet, einen Angeklagten ohne die besondere Bewilligung, wo nicht in An-

wesenheit des Großinquisitors selbst zu besuchen. In Bezug auf dieses können Sie merkwürdige Angaben in dem Manual der Inquisition finden . . ."

„Ich bin weder Prinz noch Kardinal," raunte Baretti dem Maler in's Ohr, „allein ich rühme mich, ich, Ihnen das Gefängniß Ihrer Schönen zu öffnen."

„Du! Du könntest?..." entgegnete lebhaft Robert, dem eine Geberde des Barbiers alsobald den Mund schloß.

„Excellenzen, ich wünsche Ihnen einen vergnügten Tag und Gesundheit. Die Taufe des Juden in San-Giovanni wird jetzt beginnen, und dießmal ist es nicht nnr ein Jude, der getauft wird, sondern Einer, der ärger ist denn ein Heide, es ist Marco, der Custode des Ghetto, der Sohn des alten Capricola, den wir gestern so lustig verbrannt haben. O! es gibt eine Masse von Zuschauern wegen dem Katechismusschüler, der gewiß der frechste Spitzbube der ganzen Judenschaft ist und nun Kirchenbuße thun und mit entblößten Füßen zu den sieben Basiliken wallfahrten wird. Kommen Sie nicht auch hin, Excellenz?" sagte er zu Robert.

„Gewiß," antwortete mechanisch Robert, „ich gehe auch... Der Abbé von Saint-Non, der gestern auf der Villa Adriana war, hat mir eine Zusammenkunft daselbst versprochen."

„Sagen Sie dem Abbé von Saint-Non," entgegnete der alterthumskundige Prälat, „daß ich jetzt zu jeder Stunde bereit bin, mit ihm einen Spaziergang in die Katakomben zu machen. Sie können auch von der Partie sein, wenn Sie wollen, Herr Robert.

„Ja, zählen Sie auf mich," sagte er zerstreut, indem er von Monsignore Nardi Abschied nahm, und sich beeilte, dem Barbier zu folgen.

„Excellenz, ich denke an die Mittel, mein Versprechen zu halten," sagte Baretti, als Robert ihn eingeholt hatte; „Sie werden mich aber hoffentlich nicht angeben."

„Dich angeben!" rief der junge Franzose, indem er

ihm den Rest der Goldstücke in die Hand gleiten ließ, welche Fragonard vom Abbé von Saint-Non entlehnt hatte.

„Dank, Excellenz; ich sehe, daß ich mich auf Sie verlassen kann, wie Sie auf mich; ich bin ruhig..."

„Das ist nur ein erster Beweis meiner Erkenntlichkeit; und wäre ich reicher!... Aber mit Hilfe meiner Arbeit und meiner Freunde wird es mir schon gelingen, Dich würdig zu belohnen. Eile daher, mich zu dem jungen Mädchen zu führen, das so ungerecht angeklagt ist..."

„Ach! Geduld, Signore! weder heute noch morgen ist daran zu denken, weil es Ostern ist..."

„Morgen auch nicht! Da kennst also nicht, wie Du Dich gerühmt, ein sicheres Mittel, mir Seila's Gefängniß zu öffnen?"

„Baretti rühmt sich nie dessen, was er nicht ausführen kann," erwiederte der Barbier mit komischem Stolze. „Alles hat seine Zeit, Excellenz; gut Ding will Weile haben; mit Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Atlaskleid.

„Heute mache ich meine Pläne und bereite die Wege vor; morgen, als am Ostertage, beschäftige ich mich nur mit meinen Pflichten als guter Christ und gehe, den Segen des heil. Vaters zu empfangen."

„Aber Seila, wann werde ich sie sehen? gestern habe ich sie nicht gesehen! heute und morgen soll ich nicht einmal Nachrichten von ihr haben!..."

„Und übermorgen, am Ostermontag, obwohl im St. Peter noch großes Fest ist, nehme ich sie bei der Hand und führe sie geraden Weges..."

„In ihr Gefängniß?... Redest Du im Ernst? versprichst Du nicht mehr, als Du halten kannst? Und wie wirst Du dazu kommen?..."

„Das ist meine Sache!... Schwören Sie mir nur, mit dieser Ketzerin Nichts zu unternehmen, was unsrer göttlichen Religion zuwider ist."

„Ich schwöre, Dir hundert römische Thaler zu bringen, oder vielmehr, Dir so viel zuzustellen, wenn ich das Gefängniß wieder verlassen haben werde... Aber wenn es so leicht ist, bis zu dem unglücklichen Opfer eines Irrthums oder eines Complotts zu dringen, wäre es denn so schwer, sie zu befreien?...“

„Ich soll die Hände zur Befreiung einer Jüdin leihen? Nie, Excellenz, nie, und dürfte ich selbst dafür Dame Fortuna rasiren!“

„Sie ist nicht strafbar, ich versichere Dich, und mehr, sie ist ebenso gute Christin als Du Christ bist, wenigstens wird sie's werden.“

„Das ließe sich in Betrachtung ziehen, das könnte eine Ausnahme machen, ich muß gestehen... Doch nein, ich will mit Niemand Händel, besonders nicht mit der Inquisition. Sie werden Ihre Jüdin sehen und sie sprechen, Excellenz, verlangen Sie nicht mehr von mir.“

„Uebermorgen! welche Unruhe, welche Qualen noch bis dahin! Um welche Zeit werde ich sie sehen? soll ich in Deinen Laden kommen?...“

„Nein. Finden Sie sich um sechs Uhr Morgens auf dem St. Petersplatze, bei der Thüre zum Vatikan, ein... **Coraggio, signore!** kommen Sie hauptsächlich nicht mit leerem Beutel, und um unsern Zweck besser zu erreichen, bringen Sie irgend einer mächtigen Madonna, zum Exempel, der der Augustiner, ihre Gabe dar. Die bewirkt in Rom die größten Wunder... Leben Sie wohl, Excellenz, ich eile zur Taufe meines Juden!“

19.

Die Taufe des Juden.

Die Judentaufe, die gewiß eine Allegorie der allgemeinen, im Evangelium prophezeiten Bekehrung der Juden ist, fand von undenklichen Zeiten her in der Taufkapelle von San-Giovanni di Laterano, auch San-Giovanni in fonte genannt, statt. Diese Taufkapelle, in welcher der Sage nach selbst Constantin getauft wurde, hatte seit Jahrhunderten keine andere Bestimmung, als der Ceremonie des heil. Samstag zu dienen. Es ist dieß eine prachtvelle Kirche, welche an die von San-Giovanni di Laterano stößt, im Verhältniß aber zu dieser ungeheuren Basilika nur sehr klein ist. Das Gebäude ist von kreisrunder Form, mit einer von zwei Reihen aufeinander gestellter Säulen gestützten Kuppel; diese Säulen, acht an der Zahl, bestehen in der ersten Reihe aus antiker Bildhauerarbeit und in der zweiten aus weißem Marmor. Die ausgehauenen Gesimse, die diese Säulen tragen, sind aus irgend einem heidnischen Tempel hieher versetzt worden. Alle Wände sind mit Malereien aus verschiedenen Zeitaltern und in verschiedenem Styl bedeckt und stellen das Leben Johannes des Täufers vor; die bemerkenswerthesten Frescomalereien sind die von Andreas Sacchi. Von der alten Taufkapelle Constantins, die von den barbarischen Völkerstämmen zerstört und geplündert und von den Päbsten Gregor XIII. und Urban VIII. wieder ausgebessert und bereichert wurde, ist daher wenig übrig geblieben. Den Taufstein der frühern Kirche sieht man noch: es ist eine antike Schale von grünem Marmor, mitten in einer Art Marmorbecken von verschiedenen Farben und mit einem Geländer umgeben.

Eine beträchtliche Volksmenge hatte sich seit dem frühen Morgen in der Umgegend von San-Giovanni in

fonte versammelt, obwohl diese kleine Kirche nicht mehr denn vier- bis fünf hundert Personen fassen kann und die Plätze nur Fremden von Rang, die mit Einlaßkarten versehen, bestimmt sind. Allein es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Neophyt, nachdem er die Taufe erhalten, mit entblößtem Haupt und Füßen und in weißwollenem Hemde die große Wallfahrt zu den sieben Basiliken machen, das heißt, nach einander die Kirchen von San-Giovanni di Latrano, San-Paolo außerhalb der Stadtmauern, San-Sebastiano, San-Lorenzo, Santa-Maria-Maggiore, Santa-Croce in Jerusalem und San-Pietro besuchen werde, die in einem Umkreis von wohl drei Stunden liegen.

Die Hauptthüre, welche nach dem Platze des Palastes Laterano geht, blieb verschlossen, aber eine andere Thüre stand im Innern des Klosters offen, das zur Basilika gehört und einen Ausgang in die Constantinskirche hatte. Man drängte und drückte sich an dieser Thüre mit Geschrei und Flüchen, welchen die Heiligkeit des Ortes nicht Einhalt that. Die dazumal noch nicht so zahlreichen Fremden waren so neugierig, diese Taufe zu sehen, als ob es ein weltliches Schauspiel gewesen wäre, und die römische Geistlichkeit, die bei den Ceremonien des katholischen Cultus an dieses neugierige Drängen gewöhnt ist, begünstigte die Einführung der Damen und wies ihnen Plätze an dem Geländer des Taufsteins an. Der in der Versammlung herrschende Tumult glich Nichts weniger, als dem Vorspiel zu einer religiösen Ceremonie.

Unter den bevorrechteten Anwesenden bemerkte man Nisida in ihrer reichsten Kleidung und mit allen ihren Kleinodien geschmückt; nur der Putz verlieh ihr jedoch ein festliches Aussehen, den ihr blasses, verstörtes Gesicht trug den Stempel bitterer Entmuthigung und an ihren Wimpern erglänzten Thränen. Jeden Augenblick schaute sie nach der Betkapelle des Pabstes Sankt Hilarius hin, durch welche der christliche Neophyt von den Chorherren

von San-Giovanni di Laterano umgeben, eintreten mußte, dann schlug sie sogleich wieder die Augen nieder und fuhr in ihrem unterbrochenen Gebete fort, indem sie die Kügelchen ihres Rosenkranzes in der zitternden Hand drückte. Sie war die einzige Anwesende, die das römische Kostüm trug, und hatte die Gunst erhalten, Marcos Taufe beizuwohnen, weil Marco gefordert, sie als Zeuge dabei zu sehen. Ihre bunte Kleidung, ihre charakteristische Schönheit und mehr als dieß Alles, ihre Rührung und Traurigkeit, zogen die Blicke auf sich und gaben zu mancherlei Deutungen Anlaß, ohne daß sie darauf zu achten sich bemühte. Man wußte bald, daß sie die Stelle der Familie des zu taufenden Juden einnehme, und aus ihrer frommen und gesammelten Haltung schloß man, daß sie sich für die Bekehrung dieses Ketzers lebhaft interessire.

Richard von Saint-Non, der von der Villa Adriana kam, wo er den Tod des Pater Alexander nicht vernommen hatte, ließ seinen Bedienten die Pferde in den Stall führen und begab sich gleich nach der Taufkapelle, um vor begonnener Ceremonie hinzukommen. Er konnte in dem kreisrunden Umfang der Kirche keinen Platz mehr finden und bestieg daher durch Vermittlung eines befreundeten Chorherrn die obere Galerie. Da er sich dort beinahe allein befand, so fing er an, die vor ihm liegende Scene zu zeichnen. Unter den gedrängt stehenden Zuschauern herrschte Halbstille; vier Schweizersoldaten, in der buntscheckigen Uniform der Lanzenknechte des sechszehnten Jahrhunderts, hielten nur mit Mühe mitten in der Volksmasse einen engen Weg für die Prozession des Katechismusschülers offen, die aus zwölf Chorherren in weißleinenen Kutten und vier Chorknaben mit dem Kreuze, dem Evangelium, dem Kelche und dem Weihrauchgefäße bestand. Der Archidiakonus von San-Giovanni, in priestlicher Kleidung, mit der Bischofsmütze auf dem Kopfe und dem Krummstab in der Hand, zum Andenken an die fünfzehnhundert Jahre früher in dieser

gleichen Kirche stattgehabte Taufe des Kaisers Constantin durch den heiligen Pabst Sylvester, ging neben dem Neophyten her, den er bei der Hand hielt, um ihn zur Taufe zu führen. Die Kleidung dieses Letztern bestand nur aus einem weißwollenen Leibrock mit großen Falten, der bis auf die Fersen reichte und Brust und Arme entblößt ließ. Einen dichten Schleier von weißer Leinwand, der über den entblößten und rasirten Kopf geworfen war und seinen ganzen Körper einhüllte, schleppte er auf dem Boden nach. Hinter ihm trugen zwei Priester das heilige Oehl und die geweihte Leinwand. Der Abbé von Saint-Non skizzirte schnell das Ganze nebst den Nebenumständen dieser rührenden Ceremonie.

Als die Geistlichkeit, aus welcher die Prozession bestand, mit dem Katechismusschüler zu dem Taufstein herniedergestigen war, kniete der Täufling, immer noch verschleiert, vor dem Archidiakonus nieder, den die Chorherren der Bischofsmütze und des goldenen Meßgewandes entledigten, um ihm ein Tuch um den Kopf zu hüllen und ihn mit einem weißen silbergestickten Chormantel zu bekleiden. Man ließ den Pathen und die Pathin vortreten, die vom Pabste selbst aus den gefürsteten Familien Roms gewählt worden waren. Der Jude kniete noch auf dem Marmorboden, noch hatte man sein Gesicht nicht gesehen. Endlich herrschte Stille in der ganzen Versammlung und kein Laut, als das erstickte Schluchzen Nisidas, die halb leise mit Inbrunst betete und sich wie eine Büßerin vor die Brust schlug, unterbrach dieselbe.

„Meine geliebten Brüder in Jesu Christo," sagte der Archidiakonus, sich an die Versammlung wendend, „wir beschwören Euch, für die Seele eines heiligen Märtyrers, für den hochwürdigen Padre Alexander, den Guardian des Kapuzinerklosters in Tivoli zu beten, der in der Nacht des Hohendonnerstags von den Juden auf das grausamste ermordet wurde. Laßt uns zum Andenken des ehrwürdigen Verstorbenen ein De profundis sprechen."

Der Katechumen war unter seinem Schleier zusammengeschauert, und nur der Abbé von Saint-Non hatte dieß Erzittern bemerkt, das er einer in solchem Augenblick ganz erklärlichen Bewegung zuschrieb. Nisidas Schluchzen verdoppelte sich während dem **De profundis**, das sie mit leiser Stimme dem Archidiakonus und seiner Geistlichkeit nachsprach. Baretti, der, gegen seine Gewohnheit etwas verspätet, eben erst angekommen war und um das Geländer herum keinen Platz mehr sah, erblickte oben auf der Galerie Richard von Saint-Non im Zeichnen begriffen und eilte zu ihm hinauf.

Saint-Non traute seinen Ohren kaum: er suchte sich zu überzeugen, daß er Pater Alexanders Name falsch verstanden habe oder daß das Opfer der Juden wenigstens nicht der würdige Kapuziner sei, der ihn am vorgestrigen Abend hätte nach Tivoli begleiten sollen. Der Bleistift blieb unbeweglich in seiner Hand, er fühlte nicht mehr die Kraft, sich desselben zu bedienen.

„Ist es wahr? ist es möglich?“ sagte er zu dem Barbier, der die angefangene Zeichnung betrachtete und ihm stillschweigend ein Beifallszeichen gab. „Pater Alexander, unser Pater Alexander ist todt? Ermordet von den Juden? von den Juden!“

„Nichts ist unglücklicherweise wahrer, Excellenz,“ antwortete Baretti, „und Anfangs fürchtete man, es sei Ihr Freund, Herr Robert...“

„Man fürchtete, auch Robert sei ermordet, sagst Du? Hubert Robert, der mit mir auf dem Pincio wohnt? der Maler?“

„Gibt es denn Ihrer zwei? Ich spreche von dem Ihrigen, von einem braven jungen Mann, dem ich einen hübschen Dienst erweisen will, den er mir gut bezahlen wird...“

„Aber was erzählst du mir da? daß er beinahe mit dem Pater Alexander ermordet worden wäre? und von den Juden?“

„Von den Juden. O, die Juden sind nach dem

Blut der Christen lüstern; sie trinken es, wie wenn es Orvieto oder Aleatico wäre."

„Was für Dummheiten schwatzst Du mir vor? Wann ist denn nur der Pater Alexander getödtet worden? Ich habe ihn gestern, nein, vorgestern noch gesehen . . ."

„Nun! während der Nacht haben die Juden ihn getödtet, den guten Padre, der schnurgerade ins Paradies einging."

„In der Nacht des Donnerstags oder Freitags? Aber wo fand das Verbrechen statt? Wer hat es begangen? Warum?"

„Excellenz, ich war nicht dabei. Indessen scheint es, daß diese Wüthenden den heiligen Mann gebraten und gegessen haben . . ."

„O! welche Ungeheuer?" rief Saint-Non achselzuckend, in dem er wieder zu zeichnen anfing, „ich wußte nicht, daß die Juden Menschenfresser sind! Man würde gut thun, sie alle zu taufen . . . Armer Pater Alexander! welch trauriges Ende! er, so gut, so menschenfreundlich . . ."

Der Archidiakonus hatte eben dem Katechumenen befohlen, aufzustehen, und Marco gehorchte erst auf wiederholt eingeschärften Befehl. Man entledigte ihn des Schleiers, der ihn fast gänzlich bedeckte, die Blicke Aller richteten sich nun auf ihn und sein unheimliches Gesicht machte auf die Versammlung einen peinlichen Eindruck. Man erwartete auf demselben Reue, Zerknirschung und heilige Freude zu finden: nun aber bemerkte man nur eine kalte, verächtliche Gleichgültigkeit; seine Brauen blieben gerunzelt und seine Augen schleuderten drohende Blitze. Er schien der Ceremonie, deren Gegenstand er war, fremd und sah von Allem, was ihn umgab, nur die an seiner Seite betende Nisida. Dieser Anblick veränderte allmälig den Ausdruck seiner Züge, die heiter und sogar stralend wurden. Was die Taufe anbetraf, so befolgte er nur langsam und zerstreut die Verhaltungsregeln, die man ihm gegeben und die man

ihm, eine der andern, widerholte. Während er sich denselben unterzog, gab er mehrmals seine Ungeduld kund, und nur ein zärtlicher, flehender Blick Nisidas verlieh ihm wieder die nöthige Fügsamkeit und Ergebung; er beantwortete jedoch keine der auf das Sakrament bezüglichen Fragen, die der Archidiakonus an ihn richtete, und einer der anwesenden Priester mußte statt des widerspenstigen Neophyten antworten, den Jedermann für stumm hielt.

Der Abbé von Saint-Non zeichnete nicht mehr. Vorwärtsgebogen, mit starren Augen und an sich gehaltenem Athem betrachtete er aufmerksam Marco, welchen am Abend des Hohendonnerstags in der Umgegend von Rom gesehen zu haben er sich erinnerte. Er schlug sein Album und die Skizzen auf, in welcher er unter einem Gewölbe der alten Wasserleitungen beim Feuerschein das Bild des Transteveriners aufgenommen hatte. Die Aehnlichkeit desselben konnte ihm keinen Zweifel mehr lassen, und Baretti, der über die Schultern des Zeichners guckte, bestätigte dieselbe durch einen Ausruf der Ueberraschung. Saint-Non erinnerte sich aller Umstände des nächtlichen Zusammentreffens mit ihm, des aus der Ferne gehörten Geschreis, des plötzlichen Kommens dieses Mannes, der zu fliehen schien und nach der Entfernung der Karabiniere wirklich entfloh, der verdächtigen und gewiß falschen Antworten, die man in Bezug auf Pater Alexander von ihm erhalten hatte, des Argwohns und Schreckens Peters und vieler Einzelnheiten, die nur durch das merkwürdige Zusammentreffen der Umstände wichtig wurden. Saint-Non kam alsobald auf den Einfall, von Marco über das Verschwinden des Pater Alexander und seinen Tod Rechenschaft zu verlangen.

„Als Sie ihn abgezeichnet haben, Excellenz,“ sagte Baretti neugierig und unbescheiden, „da empfing er die Taufe nicht, wie mich dünkt?“

„Wer ist dieser Mann?“ fragte der Abbé von Saint-Non, der seine Erinnerungen sammelte.

„Es ist ein Jude, nicht mehr, nicht weniger, ein Schlingel, mit dem ich nicht an einem abgelegenen Orte zusammenkommen möchte; er nennt sich Marco und ist Custode des Ghetto . . ."

„Custode des Ghetto? Und doch hab ich ihn gewiß während des Gewitters unter den Wasserleitungen abgezeichnet . . ."

„Vorgestern Abend? Ein famoses Gewitter! Der Blitz hat in die Propaganda eingeschlagen, was ein böses Vorzeichen für die Väter Jesu ist, die man, wie Sie wissen, Excellenz, in Frankreich verfolgt ... Holla! dieser Erzschelm war vorgestern Abend unter den Wasserleitungen? Ich bin froh, nicht mit ihm zusammengetroffen zu sein . . . Santa Maria! es ist ganz das Bild eines Räubers."

„Irrte ich mich nicht? er hat einen Biß am linken Arm? ja, einen kaum vernarbten Biß!"

„Er wird sich mit irgend einem wüthenden Hunde gerauft haben! doch morgen wird in Folge der Taufe seine Wunde radikal geheilt sein . . ."

Richard von Saint-Non horchte nicht weiter auf die Betrachtungen des Barbiers, der nur staunte, daß Marco zwei Tage vor seiner Taufe sich während eines Gewitters in der Umgegend von Rom habe abzeichnen lassen. Saint-Non war eilig hinabgestiegen, um sich dem Juden zu nähern und sich von der Identität der Person zu überzeugen, als sein Bedienter, dem es endlich gelungen war, auch in die Kirche zu dringen, ihn mit zitternder Stimme rief und mit dem Finger auf den Kathechumen hinwies, auf dessen Haupt man eben das heilige Wasser goß.

„Mein Herr, er ist es!" sagte Peter, der seine Furcht von vorgestern wieder in sich erwachen fühlte. „Der Dieb, der Räuber, der Mörder!"

„Schweig!" antwortete Saint-Non, ihn mit einer gebieterischen Geberde noch dazu ermahnend; „wir haben den Mörder des Pater Alexander vor uns."

„Deß war ich gewiß! dieser Mörder hatte gleich vorher ein Verbrechen begangen! er hatte Blut an den Händen, ich sah es wohl?"

„Warum hast Du mir das nicht gesagt? Ich hätte ihn festgenommen."

„Festgenommen? Er hätte uns alle beide getödtet, mein Herr. Das hätten wir dabei gewonnen. Sie glauben also, er sei es . . ."

„Der den unglücklichen Kapuziner getödtet hat, um ihn zu bestehlen. Erinnerst Du Dich des Sackes mit Geld, den er auf der Schulter hatte?"

„Ob ich mich erinnere! mir ist, als sehe ich ihn noch . . . Ja, ja, nur reden Sie nicht davon, man würde uns auch tödten! Solche Leute haben immer Mitschuldige, und überdieß ist der da ein Jude und die Juden helfen alle einander."

„Die Taufe war vollzogen und Nisida, von Dank und Glück durchdrungen, drückte weinend Marcos Hände in den ihrigen. Der Jude, den das lange und peinliche Ceremoniell ärgerlich gemacht hatte, wollte sich dem Uebrigen entziehen und sich sofort mit seiner Geliebten entfernen; aber diese erinnerte ihn seiner Versprechen, um ihn zu bestimmen, die Wallfahrt zu den sieben Basiliken sogleich anzutreten, und sie besaß Macht genug über diesen unbezähmbaren Charakter, um von ihm zu erhalten, was sie wünschte. Sie gewann ihn noch lieber durch diesen neuen Erfolg und vergaß endlich auf Augenblicke, daß Marco eines Verbrechens schuldig sei, das sie nicht kannte und nicht zu kennen froh war: sie wußte sich in ihrer übel aufgeklärten Frömmigkeit zu überzeugen, daß dieses Verbrechen durch das Taufwasser abgewaschen worden sei.

„Lieber Marco," sagte sie in ihrer Schwärmerei zu ihm, „wenn Du müde sein wirst, so stütze Dich auf mich! O! jetzt da, Du getauft und Christ geworden bist, bin ich gerne geneigt, Dich zu heiraten? . . . Aber

ach! der gute Pater Alexander wird uns nicht einsegnen!"

Die Hauptthüre der Taufkapelle dreht sich in ihren Angeln und das Volk, das seit dem Morgen San-Giovanni di Literano belagert, bricht beim Anblick des bekehrten Juden, den man umgeben von betenden frommen Frauen, die Stärkungsmittel tragen, um ihm während der Wallfahrt Kräfte zu geben, aus der Kirche kommen sah, in einem tausendstimmigen Jubel aus. Nisida begleitet ihn mit triumphirender Miene, die zu sagen scheint: „Ich, ich allein habe ihn zum Christen gemacht!" Plötzlich bahnt sich der Abbé von Saint-Non einen Weg durch die Menge, die sich nach allen Seiten stößt und drängt, um den Neugetauften zu sehen und seine geheiligten Kleider zu berühren.

„Vorgestern Abend," sagt er mit festem Tone zu Marco, dem er den Weg vertritt und forschend in's Auge schaut, „vorgestern habt Ihr den Pater Alexander gesehen."

Marco antwortete nicht und schlägt die Augen nieder; Nisida erbebt und bleibt stehen, die Menge wird unruhig und empört sich.

„Wir waren in der Campagna von Rom, unter dem Gewölbe einer Wasserleitung," fährt Saint-Non fort, indem er die Bewegung, die sich auf des Juden Gesicht kund gibt, erspäht.

„Ihr habt mir ausdrücklich gesagt, daß Ihr von Seite des Pater Alexander an mich abgeschickt wäret, und jene Nacht wurde Pater Alexander ermordet."

„Ich bin es nicht! . . ." erwiedert dumpf Marco, der an dem Murren der um ihn Versammelten abnimmt, daß die allgemeine Meinung ihm günstig ist.

„Ihr seid es nicht!" entgegnet Saint-Non, sein Album öffnend und das Bild zeigend, auf welches Nisida einen verstörten Blick wirft.

„Das bist Du, Marco!" sagte sie mißtrauisch und

zornig; „Du, bei Nacht, außer Rom! Du hattest den Pater Alexander gesehen!"

„Ich erinnere mich nicht," brummt er zwischen den Zähnen, indem er seiner Wege gehen will.

„Und das Klaggeschrei, das ich vernommen habe?" fügte Saint-Non hinzu, „kam es nicht von Pater Alexander?"

„Laßt ihn, hört auf, ihn zu kränken!" wiederholte man um sie herum; „es ist ein heiliger Bekehrter! Ihr irrt Euch, der ist's nicht! . . . Ihr haltet ihn für einen Andern! . . . Ihr solltet Euch lieber auf die Kniee werfen und Gott für diese große Bekehrung danken!... Geht, Ihr seid ein Franzose, das sieht man an Eurer Gottlosigkeit! ... Weicht zurück, oder! ... Ihr glaubt also nicht an Gott, Herr Franzose?"

„Und diese Wunde?" drang Saint-Non muthvoll und beharrlich in ihn, während er seinen Arm ergriff: „nicht wahr, Euer Opfer hat Euch gebissen, Unglücklicher, indem es sich zu vertheidigen suchte, während Ihr es umbrachtet? Und der Sack voll Geld, der auf Eurer Schulter klimperte, ist es nicht der, in welchen Pater Alexander eine Collekte für sein Kloster sammelte?"

„Jesus Maria! steh uns bei!" rief Nisida sich mit Abscheu entfernend, „er ist der Mörder des Pater Alexander!"

Sie verschwand mit Geschrei und verzweiflungsvollen Gebärden. Marco wandte den Kopf, um ihr nachzusehen, um sie vielleicht zurückzurufen, und seine Augen netzten sich mit Thränen. Allein die Zuschauer dieser Scene hatten den Vorgang nicht begriffen, und was sie von den Anschuldigungen des Abbé von Saint-Non gehört, schien ihnen lächerliche und verächtliche Verläumdung. Die Ruhe des Juden überzeugte sie vollends von seiner Unschuld und mit fanatischem Eifer erhoben sie sich dann gegen das von einem Franzosen verursachten Skandal. Diese Gemüthsverfassung theilte sich der ganzen Volksmasse mit und es fehlte wenig,

so wäre Saint-Non Gefahr gelaufen, mit Steinen verfolgt zu werden. Nur durch den enteilenden Marco wurde er gerettet, der unter dem Vorwande, seine Wallfahrt fortzusetzen, sich von einer großen Anzahl Gläubiger unter Gebeten und Gesängen fortbegleiten ließ.

Das Gefolge des getauften Juden, das sich von allen Seiten her verstärkte, strömte auf den Platz von Santa-Maria-Maggiore hin, wo Marco den ersten Halt in seiner Wallfahrt machen sollte; der Liebhaber Nisidas dachte nur an das Verschwinden seiner Geliebten und verfluchte bei sich den Zwang, den ihm die Ausführung dieser unendlich langen Wallfahrt auflud. Seine nackten Füße bluteten schon und er bemerkte es eben so wenig als die aufmerksame Sorgfalt einiger frommen Frauen, die sich bei jedem Schritte bückten, um Oel und Wein in die Wunden zu gießen. Wenn er hätte hoffen können, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, so hätte er sich fortgestürzt und Nisida aufgesucht, mit deren Rückkehr er sich immer noch schmeichelte und die er mit düstern und unruhigen Blicken in der ihn umringenden Volkmasse suchte. Er konnte der Geliebten unheilvolles Lebewohl nicht vergessen und hörte es jedesmal wieder in seinen Ohren erklingen, so oft er sich den Vorwurf machte, sie nicht mit seinen Armen zurückgehalten zu haben.

Robert und Fragonard befanden sich zufällig auf dem Platze von Santa-Maria-Maggiore, als Marco hinkam. Fragonard hatte seinen Freund mit sich geschleppt, um ihn der düstern Verzweiflung zu entziehen, in die Robert versunken war. Er suchte in ihm die Bewunderung und Begeisterung für jene Monumente zu erregen, die sie so oft mit einander bewundert und gemalt hatten; aber Robert folgte ihm schweigend, mit gesenktem Kopfe und Thränen in den Augen; er sah Nichts, er fand an Nichts Gefallen: er glich einem Automaten, der sich nur bewegt. Nun aber ziehen ihn der Lärm und der Tumult um ihn herum aus seiner

Lethargie, er staunt die rührige, bewegliche Volksmasse an, horcht ihren verworrenen Stimmen: er versteht noch Nichts. Er frägt Fragonard, ob es das Leichenbegängniß des Pater Alexander sei. Fragonard erzählt ihm die Ursache dieser Zusammenströmung des Volkes.

Robert bezeugt eine Neugierde, welche die schönsten Werke der Kunst nicht in ihm erwecken konnten. Er mischt sich unter die Menge, er nähert sich dem Könige des Festes. Seine Hast beunruhigte Fragonard und doch wagt er nicht, ihn zurückzuhalten, er folgt ihm mit liebevoller Sorglichkeit, er redet ihm freundlich zu, Robert antwortet nicht, er geht gerade auf einen Gegenstand zu, der seine Aufmerksamkeit erregt hat: er befindet sich endlich Marco vorüber.

„Spitzbube!" schrie er mit drohender Miene, Du bist's, der Seila's Malachiten gestohlen! Du, der mich am Ufer der Tiber ermorden wollte!"

Ein Geschrei von Verwünschungen erhebt sich alsobald gegen Robert, den man des Atheismus und der Gotteslästerung beschuldigt, denn man hat in ihm einen Franzosen erkannt, und dieser Name bezeichnet ihn dem Unwillen und der Wuth der Römer als einen Gottlosen. Man stößt ihn von Marco zurück, man umringt, man ergreift, man beschimpft ihn, man will ihn prügeln. Fragonard mischt sich ebenfalls in diesen tollen Handel; er schreit lauter als Alle und prügelt auch tüchtiger als Alle. Nichts destoweniger führt er aus Klugheit seinen Freund hinweg, der sich sträubend Widerstand leistet, es gelingt ihm, sich auf gute Manier mit ihm zu entfernen, da eben eine Volkswoge sie weit von ihren fanatischen Gegnern fortreißt.

„Er ist es, ich bin es überzeugt," sagte Robert zu Fragonard, „er ist mein Dieb, der beinahe mein Mörder gewesen wäre!"

„Mörder! er hat ganz ein solches Aussehen," entgegnete Fragonard, „und in der That, ich möchte wetten, daß ich eben den mit Pater Alexander angetroffen habe."

„Mit Pater Alexander? Der arme Mönch ahnte wohl nicht, was für eine schöne Bekehrung er da machte!"

„Gewiß, ich habe ihn trotz seiner Täuflingskleider erkannt. Als ich Dich gegen zehn Uhr Abends in der Umgebung des Ghetto suchte, erblickte ich unsern Mann, der den Pater Alexander mit einer brennenden Laterne begleitete..."

„Am Abend des hohen Donnerstags?" rief Robert durch diesen Umstand aufmerksam gemacht. „Kam er aus dem Ghetto? wohin ging er?"

„Wenigstens ging er nicht dorthin, denn er kam vom Judenplatze her. Als ich diese galgenmäßige Figur sah, war mir's, als ahnte ich, was begegnen würde, und ich war nahe daran, mich zu Pater Alexander zu gesellen, der in jener Nacht ermordet wurde."

„Durch diesen Unglücklichen! Die Ahnung, die Du damals hattest und nicht weiter beachtetest, drängt sich auch mir jetzt auf!"

„Aber im Ghetto wurde ja Pater Alexander... im Hause des Juden Mondaio selbst..."

„Nein, eine innere Stimme sagt mir, daß Mondaio unschuldig sei, weil Seila seine Tochter ist."

„Unschuldig, ich wünsche es," erwiederte Fragonard kopfschüttelnd, „aber ich habe das Blut, das Blut gesehen, den Abdruck der blutigen Hände an der Thüre, das ebenfalls mit Blut befleckte Brevier, die halbverbrannten Knochen..."

„Pater Alexander ist ermordet worden, das ist Thatsache, leider! Aber Mondaio, aber seine Tochter sind nicht schuldig!"

Durch eine plötzliche Bewegung im Volke, das sich theilte, um Nisida Platz zu machen, wurden Fragonard und Robert beinahe von einander getrennt. Die junge Römerin hatte ihr seidenes Gewand, ihre Spitzen und Kleinodien abgelegt, um ein Trauerkleid anzuziehen; ihre Haare hingen aufgelöst über die Schultern herab

und flatterten im Winde; ihr blasses Gesicht, das sie sich selbst mit den Nägeln zerfleischt hatte, bot den Ausdruck des feierlichsten Schmerzes, man hätte sie für eines jener im Lohn stehenden Klageweiber halten können, die sich das alte Rom bei den Leichenbegängnissen der Patrizier hielt. Sie trug in der einen Hand einen großen ledernen Sack, dessen silberner Klang auf den Inhalt schliessen ließ. In der andern Hand hielt sie ein aus Weiden geflochtenes Körbchen voller goldener und silberner Stecknadeln mit großen Knöpfen, Halsbänder, Ringe und Kleinodien von Edelgestein. Sie trat zu Marco hin, der betoffen stille stand, da er sie in ihren Trauerkleidern kaum wieder erkannte.

„Da!" sagte sie mit Verachtung zu ihm, indem sie ihm den Geldsack und die Kleinodien vor die Füße warf, „da nimm Dein gestohlenes Gut wieder! Da ist der Bettelsack des guten Padre Alexander, den Du getödtet hast! Niemals werde ich den Mörder meines Beichtvaters heiraten! Geh, Bösewicht! wenn auch getauft, wirst Du dennoch in dieser und in jener Welt ein Jude bleiben!"

Als sie dieß mit lauter Stimme gesprochen, wandte sie ihm den Rücken und verlor sich wieder in der Menge. Marco war wie vom Blitz getroffen; er hatte nicht mehr die Kraft, noch einen Schritt zu thun und hätte sich in diesem Augenblick seinen Richtern und Henkern selbst überliefert. Zweimal öffnete er den Mund, um Nisida zu rufen, und zweimal brachte seine Zunge keinen Laut hervor. Inzwischen gewann der Unwille des Volkes die Oberhand, man rührte, man unterredete sich um ihn herum; jeden Augenblick verminderte sich die Zahl seiner Anhänger, die feurigsten waren ganz erkaltet. Niemand hatte gewagt, den Sack und die auf dem Pflaster vor ihm liegenden Kleinodien aufzulesen; Pater Alexanders Name war in jedem Munde, aber dennoch hätte man sich Marcos Flucht nicht widersetzt, wenn Fragonard ihm nicht den Weg vertreten hätte.

„Du bist ein Dieb, wo nicht ein Mörder,“ sagte er in festem Tone zu ihm, „ich verhafte Dich daher als Urheber oder Mitschuldiger von Pater Alexanders Tode.“

Marco wurde nun mit Hülfe der Nämlichen, die sich einen Augenblick zuvor noch so eifrig bezeigt, ihm zu folgen und ihn zu ehren, festgenommen; Fragonard und Robert führten ihn in das Schloß San-Angelo, und machten eine umständliche Anzeige aller Thatsachen, die sich gegen ihn erhoben, ohne daß dieser Letztere sich zu vertheidigen gesucht oder seine hartnäckige Stummheit abgelegt hätte. Diese Anzeige wurde bald durch die Richards von Saint-Non unterstützt, der sein Zusammentreffen mit Marco am Abend des Hohendonnerstags in der Campagna von Rom zu Protokoll gab und als Beweis seiner Aussage in Monsignore Nardis Hände das Album niederlegte, in welches er bei diesem sonderbaren Zusammentreffen Marco nach der Natur gezeichnet hatte. Sein Bedienter, Peter, wurde als Zeuge herbeigerufen und aus allen diesen, in einer ersten oberflächlichen Untersuchung bestätigten, Umständen ergab sich die augenscheinliche Strafbarkeit, die auf dem Angeklagten lastete. Die drei Freunde wirkten im Einverständniß, um der Wahrheit den Sieg zu verschaffen, sie schienen alle gleich betheiligt, Seila und ihres Vaters Unschuld an den Tag zu bringen. Der Instruktionsrichter der Justizbehörde unterstützte sie mit einer Bereitwilligkeit, welche die Feier des Tages nicht schwächen konnte. Monsignore Nardi weihte den übrigen Theil dieses Tages dem Verhöre Marcos und der Zeugen. Allein da man nicht entdecken konnte, was aus Nisida geworden, so mußte in Abwesenheit dieses wichtigen Zeugen die weitere Prozedur eingestellt bleiben, denn dieses Weib, das Marco öffentlich des Mordes an dem Kapuziners beschuldigt und den dem Opfer gestohlenen Geldsack zurückgebracht hatte, mußte die näheren Umstände dieses Mordes kennen. Sie kam am Abend nicht in ihre Wohnung zurück und es ging das Gerücht, sie habe sich in die Tiber gestürzt.

Die gegen Marco eingeleitete Prozedur hatte eine Menge Thatsachen aufgestellt, welche ebensoviel schreckliche Beweise für die von Robert und seinen Freunden erhobene Anklage lieferten. Marco hatte Roberts Händen die Malachiten entrissen, indem er ihm mit dem Messer zu Leibe ging und dieselben seiner Geliebten geschenkt; er hatte wiederum dem Weibe, das er so thöricht liebte, den Bettelsack gegeben, welcher den Ertrag der Collekte des Kapuziners enthielt. Am Abend, an welchem der Mord geschah, hatte Fragonard ihn in der Nähe des Ghetto bei Pater Alexander bemerkt, den er zu begleiten schien; am nämlichen Abend hatte ihn der Abbé von Saint-Non allein in der Campagna von Rom gesehen, wo er vor zwei nach Palästrina gehenden Karabinieren zu fliehen schien. Die Bleistiftszeichnung, die an jenem Abend beim Feuerschein ausgeführt wurde, stellte Marco stehend, die Hände hinter sich verborgen, in der Stellung eines Lauschenden oder Spähenden vor; mehr noch, Saint-Non und sein Bedienter erklärten, Geschrei und Stöhnen in einiger Entfernung von den Wasserleitungen gehört zu haben, und sie erinnerten sich des Geldsackes, der beim Entweichen des Unbekannten auf seinen Schultern klirrte. War dieser Sack nicht der nämliche, den Saint-Non und Fragonard in den Händen des Pater Alexander gesehen und den Nisida als dem Kapuziner angehörend zurückgestellt hatte? Kam das Geschrei nicht vom Pater Alexander, der von dem ihn begleitenden Bösewicht erschlagen wurde. Bei dieser auf die wahrscheinlichsten Vermuthungen und die einleuchtendsten Thatsachen gestützten Darstellung fehlte jedoch immer der materielle Beweis, welcher alle andern überwog, der Leichnam des Pater Alexander.

Diese Prozedur war unter Leitung der Justizbehörde begonnen worden, und eine andere, ganz entgegengesetzte Prozedur nahm vor dem Tribunal der Inquisition zu gleicher Zeit und über das gleiche Verbrechen ihren Fortgang. Hier mangelten materielle Beweise nicht, man

hatte in Mondaios Hause Blutspuren, Pater Alexanders Brevier und die Bruchstücke seines Rosenkranzes, einige Knochen und einige calcinirte und verkohlte Ueberreste gefunden, welche von einem menschlichen Körper herrühren konnten: so hatten sich wenigstens die über diesen Gegenstand berathenen Aerzte ausgesprochen. Ueberdieß war hinlänglich erwiesen, daß Pater Alexander nach Verschluß des Ghetto sich Einlaß in dasselbe verschafft, daß er mit Mondaio einen lebhaften auf die Tochter dieses Juden bezüglichen Streit gehabt und derselbe endlich einen religiösen Charakter angenommen habe. Mondaio gestand, dem Mönche gedroht zu haben, er behauptete jedoch fest, daß er ihn nur etwas grob aus dem Hause gejagt hätte. Seila erzählte, was an jenem Abend vorgegangen war, indem sie zwar sorgfältig vermied, Etwas zu berühren, was ihrem Vater hätte zur Last gelegt werden können, und sie schwor bei dem Andenken ihrer Mutter, daß Pater Alexander ihr Haus und ohne Zweifel auch das Ghetto gesund und wohlbehalten verlassen habe. Zahlreiche Zeugen wurden aus dem Judenquartier vorgefordert; alle begnügten sich mit der Aussage, daß sie die Hunde des Ghetto bellen und das Thor mehrmals öffnen und schließen gehört hätten. Als man sie über den vermeintlichen Aberglauben verhörte, zufolge dessen sie am Abend vor Ostern einen Christen schlachten sollten, entrüsteten sie sich über diese schändliche und lächerliche Verläumdung. Einige begingen die Unbesonnenheit, solche Fragen mitleidig zu belächeln; sie wurden ins Gefängniß geworfen und man sprach von der Folter, um sie zum Geständnisse zu zwingen.

So standen die Sachen am Ostertage, während welchem der Feier wegen der Prozeßgang unterbrochen wurde. Man hatte nun zwei desselben Verbrechens Schuldige, und dieses Verbrechen sollte an derselben Person an zwei verschiedenen Orten begangen worden sein, im Ghetto und außer den Mauern Roms. Die Inquisitionsbehörde leitete die Untersuchung gegen einen Juden, die

Justizbehörde gegen einen bekehrten und getauften Ketzer. Jedes Tribunal hielt an seinen Vorrechten und demzufolge an seinem Angeklagten; jedes wünschte ein dem andern widersprechendes Urtheil zu fällen; die beiden Prozesse ließen sich nicht in einen verschmelzen und doch hingen sie wesentlich zusammen. Das Urtheil sollte überdieß in Bälde ausgesprochen werden, um das über den traurigen Tod des Pater Alexander entrüstete und betrübte Volk zufrieden zu stellen. Der Pabst war bei einem von so außerordentlichen Umständen begleiteten Morde nicht gleichgültig geblieben; er hatte eine Prozession angeordnet, die während der Osteroktave zur Sühne des Verbrechens statt finden sollte, und befohlen, daß nach dieser Prozession der Mörder oder die Mörder des Pater Alexander auf der Piazza di Spagnia hingericht würden. Der Prozeß sollte also nicht herumgeschleppt werden, wie die meisten der Prozesse, die sich in Rom in's Unendliche verlängern.

Robert, der sich bei diesem Prozesse sehr interessirte, als ob der Rechtsfall ihn anginge, wurde durch Baretti von der Lage der beim Tribunal der Inquisition Angeklagten unterrichtet: der Großinquisitor hatte Mondaio und seiner Tochter so grimmig den Untergang geschworen, daß es nicht mehr in seiner Macht gelegen wäre, sie zu retten. Seila hatte Anfangs die Absicht, zum Christenthum überzutreten, geoffenbart, allein die grausame Behandlung, die man ihren Vater erdulden ließ, hatte sie ihrer Religion wieder mehr zugethan und sie war entschlossen, als Jüdin zu sterben. Mondaio bekannte sich immer nicht zu dem ihm aufgebürdeten Verbrechen; man hoffte durch die Folter seinem stolzen Läugnen ein Ende zu machen.

Diese Nachrichten mußten Robert beinahe entmuthigen: er sah schon die unglückliche Seila, von den Folterqualen besiegt, ein Verbrechen gestehen, an dem sie sicherlich keinen Theil hatte; mehr noch, er wußte, daß Seila als Weib und als Angeklagte der Willkür Ba-

dolfo's preisgegeben war. Wie viel Tage, wie viele Stunden floßen wohl noch vor der Verurtheilung, vor der Todesstrafe hin?... Er hatte nicht einmal den Trost, an dem Ereigniß zweifeln zu können: die öffentliche Meinung, die ganz gegen die Juden war, verdammte sie rachegierig und verlangte Rechenschaft von ihnen über das Blut des Pater Alexander. Die aufgeklärtesten Männer zweifelten nicht, daß der Kapuziner als Menschenopfer für das israelitische Osterfest verblutet sei, und das Volk that es ihnen in diesem des Mittelalters würdigen Mährchen noch zuvor, indem es glaubte und sich äußerte, die Juden hätten das Blut des Christen getrunken und sein Fleisch gegessen. Alles, was Jude hieß, mußte den Abscheu theilen, den die Mörder des Pater Alexander einflößten, und hätte nicht die päbstliche Wache das Ghetto und seine Bewohner geschützt, so wäre dieses Quartier wie eine im Sturm eroberte Stadt geplündert worden.

20.

Pläne.

Während die festlich gekleidete Bevölkerung der Basilika von St. Peter zuwogte, um der Messe und Segnung des Pabstes beizuwohnen, verließen Robert und der Abbé von Saint-Non die Stadt und durchstreiften die Ebene von San-Lorenzo bis zu den Wasserleitungen, indem sie Schritt für Schritt den Weg untersuchten, den Pater Alexander befolgt haben mußte, um mit Saint-Non zusammenzutreffen, der ihn am Abend des Hohendonnerstags vergeblich erwartete. Sie hielten sich einen Augenblick bei den Nachgrabungen auf, welche der Abbé nahe an dem Stadtthor unternehmen ließ

und die in Folge eines Einsturzes in die Katakomben bedeutend gelitten hatten. Aus dem Munde des bei diesen Nachgrabungen angestellten Wächters vernahmen sie, daß Pater Alexander während dem Gewitter nicht erschienen und daß mit Ausnahme zweier päbstlicher Karabiniere Niemand hier durchgekommen sei. Nichts destoweniger hatte dieser Mann zur gleichen Stunde wie der Abbé von Saint-Non das gleiche Geschrei gehört. Er fügte hinzu, daß dieß Geschrei, schwach und unartikulirt, aus dem Boden heraufzukommen geschienen hätte.

Saint-Non führte Robert an den Ort, wo er Marco gezeichnet hatte: man sah noch die Asche des Feuers, das sie unter dem Gewölbe angezündet, welches ihn, seinen Bedienten und die Pferde geschützt hatte. Robert hörte aufmerksam zu, beobachtete Alles mit Stillschweigen und überließ sich dem Zuge seiner Gedanken.

Nachdem ihm Saint-Non abermals erzählt, was sich Robert schon zwanzig Mal hatte wiederholen lassen, gerieth er in eine Abschweifung über Alterthümer und sprach von der riesigen Construktion der Wasserleitungen, welche die Campagna von Rom durchkreuzen.

„Bleibe da, während ich mich entferne und in verschiedenen Distanzen ein Geschrei vernehmen lasse!“ sagte hastig Robert, „auf diese Weise werde ich sehen, wie weit die Stimme reicht, und vielleicht komme ich dadurch an den Ort, wo das Verbrechen begangen wurde.“

Robert entfernte sich wirklich, und so oft er einen Schrei hören ließ, antwortete ihm Saint-Non; auf solche Art kam er auf zweitausend Schritte weit von dem Gewölbe, in welchem sein Freund geblieben war, um die akustische Wirkung zu prüfen, dann gab er Saint-Non das Zeichen, sich zu ihm hinzubegeben und er zeigte ihm da und dort in der Ebene Löcher, die sehr tief schienen und deren einige Kellerlöchern glichen. Da er rückwärts gegangen war, hätte er leicht in eines dieser Löcher

stürzen können, an dessen Rande er sich nun hinbeugte, ohne den Boden desselben zu erblicken.

„Das sind die Katakomben," sagte Saint-Non: „Diese Partie der Campagna von Rom ist voll solcher Löcher und der Boden muß da gar nicht fest sein, weil die Küher ihr Vieh nie dahin treiben. Diese Löcher entstehen in Folge unterirdischer Einstürze nach großen Gewittern..."

„Wie jenes am Hohendonnerstag!" versetzte Robert immer im Rand der Oeffnung knieend, die er mit forschendem Blicke maß. „Wenn der Mörder des Pater Alexander den Körper in die Katakomben geworfen hätte! Wenn Pater Alexander lebendig in diesen Abgrund gestürzt worden wäre!"

„Das könnte wohl sein!" sagte Saint-Non, dem diese Vermuthung höchst wahrscheinlich erschien; „aber erfahren wird man das nie."

„Nie? Es ist leicht, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, und wenn ich Stricke bei der Hand hätte, so würde ich Dich bitten, mir zum Hinuntersteigen behülflich zu sein..."

„Unglücklicher! glaubst Du, ich würde mich zu einer solchen Unbesonnenheit hergeben? Du wärest verloren, rettungslos verloren. Habe ich nicht meine Nachgrabungen bei der Porta San-Lorenzo aufgegeben, wenigstens zum größten Theil, weil die Arbeiter bedroht waren, verschüttet zu werden? Hast Du den Einsturz bei den Arbeiten, den die letzten Regengüsse verursachten, nicht gesehen? Diese Partie der Katakomben, die zwischen der Porta Maggiore und der Porta Pia außerhalb Roms sich ausdehnt, ist jetzt unzugänglich und seit mehr denn einem halben Jahrhundert ist Niemand dahineingedrungen. Das sagte mir Monsignore Nardi gestern noch, als er mir den Vorschlag machte, einen Gang in die Katakomben von San-Sebastiano und Santa-Agnese zu unternehmen, wo beinahe keine Gefahr vorhanden ist."

„Mein Gott! Gefahr ist überall und nirgends! Ich sehe nicht ein, welch große Gefahr man laufen würde, wenn man sich an einem Seil in dieses Loch hinabließe und ganz vorsichtig nur die zunächstgelegenen unterirdischen Wege verfolgte...

„Erstlich liefe man Gefahr, sich zu verirren, und noch erinnert sich Jedermann in Rom eines Lehrers an der römischen Hochschule, der bei einem Besuche der Katakomben mit sechs seinen Schülern nie mehr zum Vorschein gekommen ist..."

„Gut! an Fabeln fehlt es nicht in Bezug auf die Katakomben, und man spricht uns von verlornen, verirrten und vor Hunger gestorbenen Leuten..."

Der Fall, den ich Dir anführe, ist Thatsache, und zum immerwährenden Andenken wurde in der Kirche San-Sebastiano eine Inschrift in Stein ausgehauen. Ich will jedoch zugeben, daß man sich mit Hülfe eines Fadens in diesem Labyrinth zurecht finden kann; die Verschüttungen..."

Was liegt daran, wenn man eine Pflicht zu erfüllen, Unschuldige zu retten, einen Schuldigen der Strafe zu überantworten, einen ermordeten Freund zu rächen hat!"

„Bedenke, Hubert, was eine Verschüttung in den Katakomben heißen will! Man wird nicht zerschmettert, denn der Einsturz geschieht nachdem man vorüber ist, aber die Rückkehr wird unmöglich, der Weg ist verschlossen und nur mit Zeit und Hülfe kräftiger Arme kann er wieder geöffnet werden. Frage einmal Monsignore Nardi, der Zeuge mehrerer solch plötzlich vorkommender Einstürze war. Die vom Gehen hervorgebrachte Erschütterung, der Luftdruck, ein herabfallender Stein, kurz die geringste Ursache bewirkt dieses Ereigniß..."

„Somit könnte man nur eines nach dem andern der Löcher untersuchen, die von der Porta San-Lorenzo an in der Campagna vorkommen."

„Sieh nur, dieser Löcher sind unzählige, hier neue,

dort ältere, alle tief und mit schwierigem Zugange; es wäre, ich versichere Dich, die Arbeit einer Penelope, die Untersuchung dieser Art Schächte zu wagen, ohne sondiren, ohne den Boden stützen zu lassen . . "

„Sprechen wir nicht weiter davon," unterbrach ihn Robert ungeduldig. „Ich dachte mein Plan werde begriffen und genehmigt . . . Du hast ohne Zweifel Recht und ich Unrecht. Ich fühle in der That den Boden unter mir wanken und das Erdreich sich senken... Ach!"

Hubert Robert eilte, den Platz, auf welchem er stand, zu verlassen und mit Richard von Saint-Non, den er bei der Hand ergriffen, rückwärts zu springen: der unterirdische Einsturz, der an dieser Stelle stattfand, vergrößerte noch den Schlund der nahgelegenen Oeffnung und senkte rings herum das Erdreich. Saint-Non fuhr fort, seinem Feunde die Gefahren aufzuzählen, die mit einem Gang in die Katakomben verbunden wären, während dieser kaum zuhörend und auf Nichts antwortend einen topographischen Plan von der Umgegend von Rom zeichnete und sorgfältig und genau alle Wege, Ruinen und die hauptsächlichsten Löcher der Katakomben angab. Saint-Non schaute ihm nicht lange zu; er ahmte ihm nach und fing an, das Panorama der Stadt mit den sie umringenden Mauern voller Zinnen, Schießscharten und mittelalterlichen Thürmen zu zeichnen, welche tausende von Kirchenthürmen, Domen, Säulen, Gebäuden, Ruinen und vor allen, wie ein Riese unter Zwergen, die ungeheure Kuppel der Basilika von St. Peter überragen.

Robert, der immer nachdenklich und schweigend blieb, schützte das Bedürfniß nach Ruhe und eine leichte Unpäßlichkeit vor, um Saint-Non nicht in die Sixtinische Kapelle folgen zu müssen, wo die Musik von Pergolesens Englischen Gruß aufgeführt werden sollte. Er ging allein nach Hause, und statt sich schlafen zu legen, richtete er sich in seinem Zimmer ein, um die ganze Nacht über zu arbeiten.

Fragonard hatte sich mit einigen Zöglingen der französischen Akademie an die Belustigungsorte des Volkes begeben, das in den Weinschenken des Monte-Testaccio, jenes Hügels, der ganz nur aus einem Haufen von Thonscherben, die seit Jahrhunderten da aufgeschichtet liegen, besteht und den Weinhändlern der römischen Zunft als Keller diente zechte und tanzte. Durch Vermittelung des Grafen von Noriac hatte es Fragonard dahin gebracht, daß dem Handel in Frosinone keine weitern Folgen gegeben wurde, unter der Bedingung, daß er den Umkreis von Rom nicht mehr verlasse und einstweilen noch unter der Aufsicht des Präsidenten der Justizbehörde stehe. Um seine Freiheit zu genießen, hatte er daher nicht gesäumt, außerhalb der Stadt das malerische Schauspiel der Volksfreuden aufzusuchen, in die er sich troz seinem ausgezeichneten Geist und Geschmacke doch besonders gern mischte. Robert hingegen hätte geglaubt, ein Verbrechen zu begehen, wenn er ebenfalls an den Vergnügungen Antheil genommen haben würde, während Seila unter einer schweren Anklage im Gefängniß und unter der Willkür des schändlichen Badolfo schmachtete.

Bevor er sich in sein Zimmer einschloß, hatte er aus der Bibliothek des Abbé von Saint-Non, die auf die Katakomben bezüglichen Werke von Antonio Bosi und seinen gelehrten Nachfolgern Severano, Boldetto und Bottari herbeigeholt. Die Ellbogen auf diese ungeheuren Sammlungen von Beobachtungen, Beschreibungen und Kupferstichen gestüzt, musterte er sie mit unermüdlicher Aufmerksamkeit durch; er studirte eilig, aber genau dieses unterirdische Rom, das die ersten Christen in den Zeiten ihrer Verfolgung bewohnten und mit ihren Gräbern anfüllten. Er kümmerte sich nicht darum, zu erforschen, ob diese Katakomben, die in neuern Italiänisch wie in den Kirchenvätern Kirchhöfe genannt werden, nur dazu bestimmt waren, die heiligen Leiber der Märtyrer und der Priester aufzunehmen

oder ob die Mehrzahl der Todten, welche diese unzähligen Gruften bevölkern, die heidnischen Sklaven des alten Roms, die Hingerichteten und Selbstmörder seien, ob etwa der Gottesdienst in den Katakomben nur eine fromme Erfindung des siebenten und achten Jahrhunderts sei, um Reliquien verkaufen und verschenken zu können, oder ob endlich die Bildhauereien und Malereien, die man in den Katakomben gefunden, nur von den Päbsten des Mittelalters geweihte Votivmonumente wären. Robert ließ solche wichtige Fragen der Lithurgie und christlichen Archäologie bei Seite: er würdigte nicht einmal die Kupferstiche, welche die Gräber und die seit dem siebenzehnten Jahrhundert entdeckten und meistentheils in der Bibliothek des Vatikans aufbewahrten Inschriften und Kunstgegenstände darstellten, eines Blickes. Es war ihm nur daran gelegen, sich eine genaue Kenntniß der Lage der Katakomben, der zahlreichen Kirchhöfe, aus welchen sie bestehen, der verschiedenen Eingänge oder **foramina**, welche dahin führen, und der Gefahren, gegen die man sich vorzusehen hat, zu verschaffen.

Die Nacht war angebrochen; er hatte die Lampe angezündet, die ihm so oft bei seinen Nachtwachen leuchtete. Als Saint-Non nach Hause kam, verdeckte er ihren Schein und stellte sich, als ob er schliefe. Saint-Non wollte ihn nicht in seinem Schlummer stören und zog sich sachte zurück. Robert war eben beschäftigt, den im Jahre 1620 von Bosio dargestellten und seither von seinen Nachfolgern ergänzten Plan zu studiren; mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte er die Kirchhöfe von Santa-Priscilla, San-Damaso, San-Nicodemo und San-Marcello, die zwischen der Porta Latina und der Porta Salaria liegen, mit Auge und Finger verfolgte er die Krümmungen der sich kreuzenden und zusammenlaufenden Wege; er maß mit dem Zirkel die Distanzen, er suchte den sichersten und kürzesten Weg, um in denjenigen Theil der Katakomben zu kommen, den er untersuchen wollte;

er prägte seinem Gedächtniß alle Einzelheiten ein, die ihm behülflich sein sollten, sich darin zurecht zu finden. Indem er den Plan der **Roma sotterranea** mit dem der Umgegend von Rom, den er selbst aufgenommen hatte, verglich, beschrieb er den Umfang des Raumes, den er durchwandern mußte, um Pater Alexanders Leichnam aufzufinden. Die Stunden flossen hin, ohne daß seine schweren Augenlider sich über den Büchern geschlossen hätten; er bemerkte erst, welche Zeit er an dieses Studium der Katakomben verwendet, als der Schein seiner Lampe vor einem Sonnenstral erblaßte.

In diesem Augenblick wurde die Hausklingel gezogen; Saint-Non schlief noch und erwachte erst beim Schall der Glocke. Robert, der völlig angekleidet war, verließ sein Zimmer, um einem Bedienten zu öffnen, der eine rothe mit vielfarbigen Flecken gesprenkelte Livree an hatte.

„Excellenz," sagte der Lakai zu ihm, indem er sich bis auf den Boden verneigte, „ich komme von Seiten des Monsignore Badolfo und seiner Familie..."

„Seiner Familie?" unterbrach ihn Robert, dem dieser in Rom übliche Ausdruck für Bezeichnung aller Personen eines großen Hauses auffiel.

„Ja, Excellenz, und ich bringe Ihnen in diesem Beutel sechshundert römische Thaler als Preis eines Gemäldes..."

Robert hatte mechanisch einen großen, sammtenen Beutel, der die besagte Summe enthielt, angenommen und wollte ihn schon Badolfos Abgesandten unter Schmähungen und Verwünschungen ins Gesicht werfen, als ein anderer Gedanke ihn zurückhielt und das Geld behalten ließ: er schuldete Fragonard fünfzig Louisd'or, der dieselben wiederum Saint-Non schuldete. Ueberdieß sollte er auch Baretti für den ausgezeichneten Dienst belohnen, den er ihm an eben diesem Morgen zu erweisen versprochen hatte. Zudem hatte der Abgeordnete sich nicht sobald seines Auftrags entledigt, als er sich

über Kopf und Hals davon machte, wie wenn er gefürchtet hätte, seine **buona maciaa** in einer Tracht Prügel und Scheltworten zu kriegen. Zu gleicher Zeit kam auch Saint-Non, halb angekleidet, heran.

„Schau,“ sagte Robert mit einem Seufzer zu ihm, „ich habe mein Gemälde der Susanna im Bade für sechshundert römische Thaler verkauft...“

„Sechshundert Thaler!“ rief Saint-Non, „Bouchar verkauft seine Gemälde nicht so theuer!.., Wer ist der Mäncenas, der solchergestalt die Künste ermuthigt?“

„Ich werde einzig hundert Thaler zu einem dringenden Gebrauch davon behalten,“ entgegnete Robert, der dieses Geld nur mit äußerstem Widerwillen annahm. „Und aus dem Uebrigen... wirst Du die an Fragonard geliehenen fünfzig Louisd'or als Rückzahlung nehmen... Nein, das Uebrige vertheilen wir den Armen.“

Während dieser Unterredung erschien der Laufbursche der französischen Akademie und übergab Robert einen Brief des Grafen Noriac, worin ihm angezeigt wurde, daß als Genugthuung der an einem Franzosen durch die Inquisition geübten Gewaltthätigkeiten der Pabst dem König Ludwig XV; die Reliquien der heiligen Valeria anerbiete und den Großinquisitor verpflichte, das zerstörte Gemälde bis auf den letzten Heller zu bezahlen. Dieser Brief war in den für Robert ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßt, indem ihm der Botschafter zugleich eine glänzende Zukunft verhieß.

„Ich fürchte sehr, die schmeichelhafte Prophezeihung des Herrn von Noriac nicht zu erfüllen!“ murmelte Robert, „Todesgedanken verfolgen mich!“

„Todesgedanken?“ wiederholte Saint-Non. „Ach! mein armer Freund, welch ein Unglück verliebt zu sein! Nur die Liebe, die verwünschte Liebe setzt Dir solch traurige Ahnungen in den Kopf! Sterben, wenn Du vor Dir eine lange Laufbahn des Ruhmes hast, wenn Du berufen bist, Joseph Vernet zu übertreffen!“

„Wenn ich sterbe," entgegnete Robert schwermüthig, „wenn ich heute sterbe, so beauftrage ich Fragonard und Dich, über Seila zu wachen!"

„Ueber Seila! die Jüdin?" sagte Saint-Non bei dieser Anempfehlung erstaunt. „Ach! ich fürchte nur, es werde unsern vereinigten Kräften nicht gelingen, sie zu retten!"

Robert wandte sich ab und ging wieder in sein Zimmer; ersticktes Schluchzen durchwogte seine Brust und Thränen rieselten ihm über die Wangen. Er sehnte sich nach der mit Baretti besprochenen Zusammenkunft und zitterte, sich zu verspäten. Er räumte alle Spuren seiner nächtlichen Arbeit weg, löschte die Lampe, brachte die Bücher wieder an ihren Ort und verbarg den abgezeichneten Plan der Katakomben in seiner Mappe. Dann ging er hastig fort. Saint-Non hielt ihn noch auf dem Wege an und betrachtete ihn fest, mit argwöhnischer Miene den Kopf schüttelnd.

„Wohin gehst Du?" sagte er mißtrauisch. „So früh! Soll ich Dich begleiten? soll ich . . ."

„Du sollst mich nicht eine Minute aufhalten, Saint-Non! Ich gehe . . . ja, ich gehe, Monsignore Nardi zu besuchen, und noch mehrere Personen will ich besuchen . . Erwarte mich nicht, ich komme vielleicht erst spät wieder zurück; vor allen Dingen beunruhige Dich nicht meinetwegen. Ach! ich vergaß das Geld . . . Hundert Thaler reichen hin. Ich hätte diese Summe beinahe ausgeschlagen, und das wäre eine Dummheit gewesen . . . Lebwohl, mein Freund, umarme mich; umarme auch Fragonard für mich . . . Ich hätte ihm gerne noch Lebewohl gesagt . . . Wünsche mir Glück und laß Dich noch einmal küssen!"

Wider Willen entriß sich Robert der Umarmung, die der Abbé von Saint-Non mit immer steigender Rührung verlängerte; er stürzte sich aus dem Hause und

wandte sich noch mehrmals um, um das freundliche Lebewohl und Zuwinken seines Freundes zu erwiedern, der ihm auf der Thürschwelle stehend mit den Augen folgte und ihn wiederholt zurück rief.

21.

Die Folter.

Es ist eine große Strecke Weges vom Monte Pincio bis zum Borgo die San Pietro; Robert hatte sie jedoch in schnellem Laufe und nicht ohne hie und da die Vorübergehenden anzurennen, die sich nach und nach in den Straßen zeigten, zurückgelegt. Eine Stunde früher, als nöthig war, befand er sich schon auf der Piazza del Borgo und erwartete nun die Ankunft Barettis, das Auge auf das Zifferblatt der Thurmuhr der Basilika geheftet und den Gang der Zeiger beobachtend, bis er plötzlich bei der Berührung einer Hand zusammenschauerte, die ihn vertraulich auf die Schultern klopfte.

„Heilige Jungfrau!“ sagte lustig der Barbier zu ihm; „Ihr erwartet mich wohl schon seit gestern Abend hier, Gevattermann? Sollte man nicht meinen, Ihr liebäugelt mit der Thurmuhr, die deßwegen nichtsdestogeschwinder geht? . . . Böse Nachrichten, mio caro, sehr böse!“

„Und welche?“ rief mit flehendem Tone Robert, der sich schon das größte Unglück dachte.

„Sie werden viel Mühe haben, zu Ihrer Jüdin zu gelangen, und würden klug thun, darauf zu verzichten ... Ja, carissimo, Monsignore Badolfo schläft noch, es ist wahr; aber die Mitglieder der Behörde sind da ... es ist gescheidter, das Ding aufzugeben.“

„Baretti, Dein Versprechen!“ sagte mit dumpfer, feierlicher Stimme Robert, indem er dem Barbier die in ein Schnupftuch geknüpften hundert römischen Thaler gab.

„Teufel! was ist das?“ entgegnete Baretti, den Pack in seiner Hand wiegend; „das zieht mehr als aller Ablaß des Jubelpriesters.“

„Ich beschwöre Dich, mich nicht länger schmachten zu lassen und mich, wie Du mir versprochen, bei meiner Geliebten einzuführen! . . .“

„Guter Gott! was thut man nicht für Liebende! Aber Excellenz,“ fügte er, die Summe immer nach ihrem Gewichte berechnend, hinzu, „das sind doch keine Bajoccis?“

„Es sind hundert Thaler, die Du erhalten sollst, wenn Du mir das Mittel lieferst, Seila in ihrem Gefängnisse zu besuchen!“

„Hundert römische Thaler! O den Herrn Franzosen bin ich ein ganz ergebenster Diener, Excellenz. Doch ein Wort im Vorbeigehen; haben Sie Ihre Ostern gefeiert? . . .“

„Wie kann es sich jetzt um das handeln!“ unterbrach ihn lebhaft Robert; „solltest Du mich getäuscht haben? hast Du die Absicht, mich zum Besten zu halten?“

„Ich frage Sie, ob Sie Ihre Sünden gebeichtet und im Zustand der Gnade sind, denn Sie könnten . . .“

„Das Leben zum Opfer bringen müssen? Ich bin bereit, mich den größten Gefahren auszusetzen, um Seila, wenn auch nur einen Augenblick, zu sehen.“

„So kommen Sie denn? Aber auf Ihr Ehrenwort als Franzose, was auch begegnen möge, nennen Sie meinen Namen nie! Ich anempfehle Ihnen, Alles was ich Sie thun heiße, zu befolgen und das ohne ein Wort zu sprechen. Sie können dann Ihre Jüdin eine Viertelstunde lang sehen.“

Robert drückte Barettis Hände und folgte ihm voller Hoffnung. Der Barbier begab sich nun an das Pfört-

chen des Hospitals der bekehrten Ketzer, zog die Klingel und indem er zuerst eintrat, ohne die Thür zu schließen, stieß er einen Schmerzensschrei aus und fing an auf einem Beine zu hinken, als ob er verwundet wäre.

„Ai! eine Verrenkung!" sagte er mit aller Arten Grimassen; „ich habe vielleicht das Bein gebrochen! Schnell, Bruder Niklas, hohle mir einen Wundarzt herbei!"

Bruder Niklas, der ein seelenguter Pförtner war, ließ sich von diesem Geziere zum Besten halten und lief nach dem Wundarzte, indem er die Bewachung der Thüre vergaß. Sobald er weg war, ließ Baretti Robert eintreten und befahl ihm, sich vor der Rückkehr des Pförtners in ein dunkles Gewölbe zu verkriechen, das er zur Linken finden würde. Der Barbier zögerte dann nicht, sich wieder zu dem jungen Manne zu gesellen, den er durch eine Communicationsthüre, die nie verschlossen war, in den Palast der Inquisition einführte. Er ging voraus mit leichtem, kühnen Tritt, spähend und laurend mit Ohr und Augen, indem er mit der Hand Roberts Bewegungen leitete, den er mehr oder minder nah bei sich hielt. Zweimal kehrte er plötzlich wieder um, um nicht mit den Personen zusammenzutreffen, die man kommen hörte und die vorübergingen, ohne Baretti bemerkt zu haben. Dieser eilte durch mehrere dunkle und kalte Corridore, durch offne Gallerien, die innere Hofräume einschlossen, durch einige große düstere und nackte Säle: überall trafen sie auf drohende Inschriften, symbolische Schwerter und Flammen, überall sahen sie die Marterwerkzeuge Christi an den Mauern ausgehauen oder gemalt.

Robert schauderte bei dem Gedanken an Seila. Er kam an der Folterkammer vorbei: durch die halboffene Thür blickte er Räder, Folterbänke, Zangen und Schrauben; in einem Ofen war ein großes Feuer angezündet, wo schon die Eisen glühend gemacht wurden;

ein von geronnem Blut geschwärzter Tisch, war mit zinnernen Gefäßen, eisernen Keilen und Hämmern beladen. Robert glaubte ohnmächtig zu werden. „Wozu diese fürchterlichen Zurüstungen?" fragte er sich, und er dachte an Seila. Baretti bedeutete ihm, sich zu beeilen, und führte ihn in das Ankleidezimmer, wo er ihm schweigend half, eine schwarze Büßerkutte über seine Kleider zu ziehen. Die Kapuze, in die sich Robert den Kopf hüllte, hatte an der Stelle der Augen Löcher und gestattete ihm, zu sehen ohne erkannt zu werden.

„Der Streich ist gespielt," sagte Baretti sich die Hände reibend. „Jetzt, Meister, mich nicht combromittirt! Sie werden wenigstens eine Viertelstunde zum Schwatzen mit Ihrer Jüdin haben. Keine Unbesonnenheit, keine Thorheit! Sie würden uns Alle verderben! Natürlich sprechen Sie mit keinem Menschen als mit der Gefangenen und mir. Sollte Jemand anders Sie anreden wollen, so antworten Sie nur durch das Zeichen des Kreutzes."

Während Baretti Robert solche Anweisungen gab; ließ er ihn in ein an die Gemächer Badolfos stoßendes Zimmer treten und zeigte ihm mitten im Fußboden eine kreisrunde Oeffnung; der Maler brauchte nur einen Blick in dieselbe zu werfen, um eine Zelle zu erkennen, die jener, welche er in der Nacht seiner Verhaftnehmung bewohnt, vollkommen ähnlich war: rothe Flammen auf den schwarzen Mauern, eine in Frescogemalte Madonna, ein hölzernes schlechtbemaltes Kruzifix, das waren die Verzierungen dieser Zelle, in welcher er noch Niemand erblicken konnte. Endlich hörte er einen tiefen Seufzer von der Pritsche herkommen, die ihm Anfangs leer geschienen hatte.

„Sie ist dort," sagte der Barbier. „Sprechen Sie so leise als nur immer möglich zu ihr und sparen Sie die Worte nicht, denn Sie haben nicht mehr gar eine Viertelstunde."

„Seila!" sagte halblaut Robert, der mehrmals se

rufen mußte, bevor er die Betttücher sich bewegen sah, in welche die auf dem schlechten Lager ruhende Person sich gehüllt hatte. „Seila! um's Himmelswillen, antworte! Ich bin es, ich, Robert, Dein Freund, Dein Geliebter, Dein Verlobter!"

„Mein Verlobter!" wiederholte traurig die Stimme, welche wirklich die Seilas war. „Es ist um mich geschehen, meine Lebenskraft ist gebrochen, unser Glück vernichtet!"

„Fasse Muth, theure Seila! Du wirst diese harte Probe überstehen, Du wirst bald wieder in meinen Armen sein! Ich wache über Dich, ich werde Dich mit meinem letzten Blutstropfen vertheidigen! Aber hebe Deine schönen Augen zu mir auf . . . sage mir, daß Du mich immer lieben wirst!"

„Immer, immer!" wiederholte sie mit dumpfer Stimme, ohne ihr Gesicht sehen zu lassen, das sie in ihren Händen zu verbergen schien.

„Was geht vor? was soll ich thun? wie Dich vertheidigen? wie Deine Unschuld beweisen? denn ich weiß, Du bist in der Gewalt eines Schändlichen, der sich rächt, an Dir, an Deinem Vater, an Deiner Tugend und unsrer Liebe."

„Robert, Robert, unsre Liebe! . . . Aber ich muß nur an meinen unglücklichen . . . ohne Zweifel schon verurtheilten Vater denken!"

„Es gibt ein sicheres Mittel, Dich zu retten, Deinen Richtern, das heißt, Deinen Henkern zu entrinnen: werde Christin . . ."

„Christin! ja, ich wollte Christin werden; ich war Christin in geheimster Seele, um Ihnen näher zu stehen..."

„Wohlan! wenn Du Christin bist, wenn Du Dich zum Christenthum bekennst, so kann man Dich nicht länger festhalten, so bist Du frei!"

„Ach! es ist zu spät. Ich werde nimmer Christin, ich werde die Religion meines Vaters nicht abschwören, ich will meinem unglücklichen Vater bei seinem Tode

nicht noch diesen fürchterlichen Kummer machen. O, ich werde vor ihm sterben! Gott gebe es!"

„Du wirst leben, meine geliebte Seila, Du wirst mir zum Glücke leben, leben, um Gattin und Mutter zu werden!"

„Mutter!" murmelte sie schaudernd, „Mutter! . .. Nein!" fügte sie ruhiger und fester hinzu, „ich kann die Religion der Christen, die mir meinen Vater rauben, die ihn ungerecht anklagen, die ihn foltern, die vielleicht eben jetzt sein Blut verspritzen, nicht annehmen! . . . Ich bin Jüdin und bleibe Jüdin, wie mein Vater Jude: so wird er mir wenigstens nicht fluchen!"

„Deine Worte bergen einen Sinn, der mich schaudern macht! . . . Seila, Du hast mich noch nicht angeblickt!"

„Robert, vergessen Sie mich," sagte sie schluchzend; „lassen Sie mich sterben, weil ich hienieden Nichts mehr zu hoffen habe!"

„Theure Seila, ich beschwöre Dich, fasse Muth," antwortete Robert nun auch in Thränen ausbrechend; „das wird nur eine Prüfungszeit sein, wir werden über diesen schändlichen Anschlag den Sieg davon tragen; ich werde den wahren Mörder entdecken und die Unschuld Deines unglücklichen Vaters wird anerkannt werden."

„Mein Vater! wäre er nicht, ich wäre schon todt; ich hätte mir den Kopf an diesen Mauern eingerennt. O, Sie wissen nicht . . ."

„Ich weiß Alles, ich weiß, daß man Dich und Deinen Vater eines fürchterlichen Verbrechens beschuldigt; ich weiß, daß durch einen sonderbaren Zufall der Anschein gegen Euch ist; ich weiß, daß Badolfo sich rächen will . . ."

„Nennen Sie ihn nicht, dieß Ungeheuer!" murmelte sie mit verdoppeltem Schluchzen und konvulsivischen Bewegungen „nennen Sie ihn nicht, Robert! Er ist es . . . er! . . . Hören Sie," hob sie plötzlich wie-

der an, indem sie ruhiger zu werden schien; „nicht mein Loos ist's, das mich beunruhigt, es ist das Loos meines armen Vaters, der unschuldig ist und wegen meiner sterben wird! . . ."

In diesem Augenblick ließ sich markdurchdringendes Geschrei, wie nur der gräßlichste Schmerz es entlocken kann, mit undeutlichen Worten vermischt, in geringer Entfernung vernehmen und Seila beantwortete es durch verzweiflungsvolles Jammergeschrei; sie hatte die Stimme ihres Vaters erkannt! Halbnackt stürzte sie sich von dem elenden Lager, auf welchem sie hingekauert gelegen, ihre langen, schwarzen Haare, die zerstreut über Schultern und Busen wallten, verbargen theilweise ihr thränendurchfurchtes, schreckhaft blasses Gesicht, in welchem sich ein unbeschreiblicher Ausdruck von Trauer, Wahnsinn und Entsetzen abgeprägt hatte. Sie fing an, wie eine Irre in dem Gefängniß herumzulaufen, an die Mauern zu rennen und zu kratzen, und während sie einen Ausgang suchte, fuhr sie fort mit aller Kraft ihrer Lungen zu schreien, ohne auf Roberts Bitten Rücksicht zu nehmen, der sie dringend zur Klugheit ermahnte und mit Entsetzen befürchtete, die Thüre hinter sich öffnen zu sehen.

„Seila, Seila," sagte er mit flehendem Tone, „Du richtest Dich, Du richtest auch mich zu Grunde! Seila, man kommt, man wird kommen!"

„Mein Vater, mein Vater!" schrie sie händeringend und das Gesicht zerfleischend. „Mein unglücklicher Vater! Hört Ihrs? Er ist in der Folterkammer! Ha! man foltert ihn, um ihm das Geständniß eines Verbrechens zu entlocken, das er nicht begangen hat!"

„Hätte ich Waffen!" sagte Robert, Seilas Aufregung theilend. „Was thun? Wo Hülfe finden?"

„Geh, Robert, geh, vertheidige ihn! Rette ihn, schütze ihn vor seinen Henkern! . . . Verruchter! Verruchter! er hatte mir das Leben meines Vaters versprochen! . . . Doch nein, es ist nur gräßlicher Hohn . . .

Ich habe seine Versprechungen nicht angenommen, um diesen Preis wollte ich ihn nicht erkaufen . . . Robert, räche mich! Das Blut dieses Bösewichts, der mich verhindert, die Deine zu sein, der meine Zukunft zerstört hat! . . ."

Der junge Mann, den Seilas Verzweiflung und Schmerz in eine Art Schwindel versetzten, lief zur Thüre in der Absicht, Mondaio zu Hülfe zu eilen, aber Baretti hatte die Vorsicht gehabt, Robert einzuschließen, der nun vergeblich die Thüre rüttelte und vergeblich rief. Das Geschrei der Unglücklichen, den man auf die Folter schraubte, wurde nach und nach schwächer und ließ sich nur noch in einem mit Zähneknirschen begleiteten Röcheln vernehmen; bald erstarb auch dieses.

„Seila!" sagte Robert mit düstrer Miene, indem er wieder zu der Oeffnung des innern Gefängnisses trat; „ich bin gefangen, wie Du!"

„Er ist todt! sie haben ihn getödtet!" sagte Seila den Kopf an der Mauer zerstoßend. „Und ich allein bin Schuld an seinem Tode! . . ."

„Nein, Dein Vater wird nicht sterben, ich hab' es Dir geschworen, ich schwöre es noch; aber antworte mir nur: bist Du seiner Unschuld gewiß? Du bezeugtest sie schon einmal und ich glaubte es, bevor ich es von Dir hörte. Sage mir, zu welcher Stunde Pater Alexander Euer Haus verlassen hat?

„Um die dritte Stunde der Nacht ungefähr, während das Gewitter am heftigsten war. Ich sah ihn das Ghetto in Begleit des Custode verlassen . . ."

„Marcos! nur er kann Pater Alexander ermordet haben! es sind alle Beweise dazu vorhanden."

„Ach! es gibt leider Augen, die nicht sehen, und Ohren, die nicht hören wollen! Dieser elende Marco schützt sich hinter gänzlichem Längnen und unsre Richter sagen zu meinem unglücklichen Vater: Da ist das Blut, da sind die Gebeine eures Opfers!"

„Und Badolfo klagt Euch an, Badolfo verfolgt

Euch, Badolfo wird Euch verdammen, er, Euer niederträchtiger ehrloser Feind!“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Robert,“ hob sie mit feierlicher Traurigkeit wieder an; „ich hätte mir schon Recht geschafft, ich würde zu dieser Stunde nicht mehr leben, wenn ich nicht die hohe Pflicht zu erfüllen hätte, die Unschuld meines Vaters zu betheuern und meine Kräfte zu seiner Rettung zu verwenden.“

„Und um ihn zu retten muß man beweisen, daß der Mord außer seinem Hause durch eine andere Hand als die seine begangen wurde; man muß seinen Richtern den Leichnam des Pater Alexander schaffen können . . . Bitte den Himmel, daß er miner Absicht behülflich sei!“

„Sie besitzen ein edles Herz, Robert!“ lispelte sie, ihr thränenbenetztes Antlitz verbergend, „wie werde ich leben können, nachdem ich Sie verloren habe?“

Die Thüre wurde geöffnet und der Barbier trat ein; er ergriff Roberts Arm und suchte ihn fortzuschleppen, indem er ihm bedeutete, keinen Widerstand zu leisten und kein Wort verlauten zu lassen. Allein Robert, der über die Zelle hingebeugt war, in welcher Seila seufzte, weigerte sich hartnäckig, sich von ihr loszureißen.

„Stille!“ sagte Baretti leise. „Folgen Sie mir! denn es geht um unsre Freiheit, vielleicht um unser Leben!“

„Einen Augenblick! nur einen Augenblick noch! Seila, leb wohl! Seila, meine geliebte Seila! . . . Wie! ich soll sie verlassen? . . . Nein, o! nein . . .“

„Sie sind ein Ehrenmann, Excellenz, und Sie haben versprochen, mich nicht zu gefährden . . . Kommen Sie, es ist Zeit; Monsignore Badolfo ist wach und alle Mitglieder der Inquisitionsbehörde sind in der Folterkammer versammelt . . .“

Hubert Robert sandte Seila noch einen Abschiedskuß, die ohne zu antworten den Kopf senkte, und folgte dann mit stummer Ergebung Baretti, der voranging,

um ihm den Weg zu weisen. Sie kamen wieder an der Folterkammer vorbei; die Thüre war verschlossen, aber das Stöhnen, das von Innen ertönte, zeigte, daß Mondaio immer noch unter den Händen seiner Henker sei. Robert, der nur Seilas Bitten gedachte; stand auf dem Punkt, sich in die Folterkammer zu stürzen; erinnerte sich jedoch, daß er keine Waffen bei sich trug und daß er über dieß besser thue, Seilas und ihres Vaters Unschuld an den Tag zu fördern, als diesem ein ohnmächtiges und gefährliches Mitleid zu beweisen. Er beeilte den Schritt, um das erstickte Wimmern, das sein Herz durchbohrte und ihm Thränen entlockte, nicht mehr hören zu müssen.

„Baretti, mein Sohn!" rief hinter ihm eine Stimme, die er als die Badolfos erkannte, „wohin gehst Du denn so schnell? Wirst Du mich diesen Morgen nicht rasiren?"

„Stehn Sie nicht stille," sagte der Barbier zu Robert, der Miene machte, wieder umzukehren; gehen Sie immer vorwärts, bis ich Sie wieder einhole."

„Ohne das wüthende Geschrei dieses verdammten Juden würde ich noch schlafen!" fügte der Großinquisitor mit einer Art sardonischer Lustigkeit hinzu. „Diese Ketzer sind weichlich und feige, als ob sie den Messias in ihrer Haut trügen. Man sollte ihnen eigentlich die Zunge ausschneiden, bevor sie auf die Folterbank gelegt werden!"

„Sie haben wundervolle Ideen, Monsignore! Der Fehler ist eigentlich, daß diese Spitzbuben von Juden nicht heiser sind, wenn man sie foltert."

„Nun, morgen werden wir endlich einen verbrennen!" entgegnete mit zufriedner Miene das Oberhaupt der Inquisition. „Aber," fügte er mit einem Seufzer hinzu, „Seine Heiligkeit will, daß er zuvor gehängt werde. Das hat man davon, wenn man den französischen Atheisten und Philosophen Vergünstigungen einräumt."

Der Barbier säumte nicht, schnellen Laufes Robert einzuholen, der immer noch mit seinem Büßerkostüm bekleidet war. Sie traten mit einander in das Hospital der bekehrten Ketzer. Dort verließ Baretti seinen Gefährten neuerdings, um den Pförtner zu entfernen, und öffnete dann dem jungen Franzosen, welchen er des im Ankleidezimmer der Inquisition entlehnten Rockes nebst Kaputze entledigte, die Thüre nach der Straße.

„Sind Sie zufrieden mit mir, Excellenz?" sagte Baretti sich beglückwünschend, daß der Streich so gut gelungen war.

„Ja, und meine Erkenntlichkeit . . . Aber wann wirst Du mir eine zweite Unterhaltung mit Seila verschaffen können! Diesen Abend? morgen? . . ."

„Unmöglich, Excellenz, unmöglich! Diesen Abend und diese Nacht werden die Doktoren an der Bekehrung Mondaios und seiner Tochter arbeiten."

„Und morgen, zur gleichen Stunde wie heute vermittelst der nämlichen Verkleidung . . . Rechne auf schönen Lohn für diesen Dienst?"

„Morgen, Excellenz, zu dieser Stunde? da wird die Inquisition in großer Prozession den Borgo verlassen und den Juden auf die Piazza di Spagna führen. Wir werden uns jedoch sehen . . ."

„Welche Prozession? Warum auf die Piazza di Spagna? Und Seila? um Himmelswillen, beunruhige mich nicht so schrecklich . . . Morgen? . . ."

„Ja, morgen müssen der Jude und seine Tochter Kirchenbuße thun vor dem Ghetto und auf dem Judenplatze, wo man ihnen das Kapitel lesen und das Urtheil sprechen wird. Dann führt man sie in Prozession auf die Piazza di Spagna, wo die Hinrichtung stattfinden soll . . ."

„Morgen! morgen!" wiederholte Robert, der durch die Straßen stürzend wie ein Wahnsinniger aufs Geradewohl lief, ohne zu bemerken, daß die Hunde ihn

anbellten und die Vorübergehenden mißtrauisch murmelten. „Morgen die Hinrichtung und heute die Folter! O, meine arme Seila!"

22.

Der Gang in die Katakomben.

Robert wurde ruhiger, wo nicht ergebner, indem er bedachte, daß Seilas Hoffnung nur auf ihm beruhen könne; er fühlte daher eine ungeheure Verantwortlichkeit, die ihm befahl, Alles zu wagen, um die Unschuld der Jüdin und ihres Vaters zu beweisen. Es schlug Mittag, als er über die Piazza Trajana dem Pincio zueilte, in der Absicht, nach Hause zu gehen um Saint-Non und Fragonard noch einmal zu sehen und ihnen Lebewohl zu sagen; allein nun fand er die Zeit zu vorgerückt und die Umstände zu dringend, als daß sein kühnes Unternehmen noch einen Aufschub gestattet hätte. Er war nämlich entschlossen, in die Katakomben hinabzusteigen und dort den Körper des Pater Alexander zu suchen.

Er trat in einen jener der Stadt Rom eigenthümlichen Läden, die eine Art kleiner Bazars sind, in welchen man aller Arten Gegenstände zum Verkauf ausgeboten findet. Dort kaufte er sich einen mächtigen Knäuel Bindfaden, mit vier Wachskerzen, einen Feuerstein, Zunder und Schwefelhölzchen. Der Krämer, der ihm dieses Alles zu übermäßigem Preis verkaufte (denn er wußte sich die Fremden zu Nutze zu machen), fragte ihn mit der höflichsten Miene und unter ehrerbietigen Verbeugungen, ob er nicht zu ganz billigem Preise ein Fenster miethen wolle, um am morgenden Tage das Gefolge des Juden, der per la neli-

gione gehängt und verbrannt werden sollte, vorüberziehen zu sehen. Robert schleuderte ihm einen Wuthblick zu und entfernte sich, ohne dieses höfliche Anerbieten zu beantworten.

Er ging in seinem Gedächtniß den Plan des Weges noch einmal durch, den er sich in letzter Nacht nach den mit der Campagna von Rom verglichenen Plänen der Katakomben vorgezeichnet hatte; die Gefahren, denen er sich aussetzte, beschäftigten ihn nicht; er dachte nur an die Mittel, sich von dieser unterirdischen Reise Erfolg zu verschaffen. Durch die Porta Latina, welche auf die alte Straße Appienna führt, auf der sich die Triumphatoren ehemals znm Capitol begaben und zu deren Seiten sich früher prachtvolle Grabmäler erhoben, verließ er Rom, ging längs der Ruinen des großen Cirkus hin, dessen Umfang einst bei zweimalhunderttausend sitzender Zuschauer fassen konnte, und betrat das reizende Thal, das den Namen der Familie Caffarelli trägt und voller antiker Monumente ist. Hier schlug Coriolan an der Spitze der Volsker vormals sein Lager auf, das Rom bedrohte, bis er sich durch die Thränen seiner Mutter erweichen ließ: der Tempel der Fortuna Muliabra, welcher zu Ehren des durch eine Frau errungenen Sieges errichtet wurde, steht heutzutage noch; da führte ein noch unversöhnlicherer Feind als Coriolan, Hannibal, seine Karthaginenser vor die Mauern der ewigen Stadt und ward zum Rückzug genöthigt! der Tempel des Gottes Ridicola erinnert zu unsern Zeiten noch an die Niederlage jenes berühmten Feldherrn. Etwas weiter erblickt man einen mit Olivenbäumen bekränzten Hügel: es sind die Ueberbleibsel des heiligen Haines, wo Numa Pompilius das Orakel der Nymphe Egeria befragte. Der Brunnen, der den Namen dieser Nymphe behalten, fließt ununterbrochen fort: er hat die Säulen und Statuen von Marmor, welche die Verehrung der Römer da aufgepflanzt, verloren, aber sein myste-

riöses Wesen, seine frische klare Quelle und den Schatten seiner grünen Eichen hat er sich erhalten.

Robert schenkte diesen Trümmern des Alterthums nicht einen Augenblick seine Aufmerksamkeit; er erstieg den Hügel, welcher die Aussicht auf diesen Theil der Umgegend Roms gewährt, und bevor er das Olivengehölz betrat, betrachtete er noch die Ebene, um sich zu orientiren; er maß die Entfernung von der Porta San-Lorenzo bis zu den Wasserleitungen und dachte sich die Lage der Katakomben, die er durchsuchen wollte. Dann schlüpfte er unter den Bäumen hin, um dort den Eingang zu entdecken, den Bosio und seine Nachfolger als den ersten der Kirchhöfe von San-Damasso, San-Nicodemo und San-Marcellino bezeichnet hatten. Er kam bald zu einem Hohlwege, der ziemlich abschüssig lief und in einer von Alters herrührenden, mehr von Rothwild als von Menschen besuchten Vertiefuug endete. Beim Näherkommen bemerkte man die Fährte von Wölfen und die gebleichten Knochen der Lämmer, die in dieser Wolfsschlucht verzehrt worden waren; die Oeffnung hatte kaum zwei und einen halben Fuß Höhe, und um hineinzukommen, mußte man auf Bauch und Händen kriechen. Robert säumte nicht, seinen Plan zu vorfolgen, allein er brach einen Olivenzweig, um damit den Boden zu sondiren, das Gewürme von sich abzuwehren und die Wölfe, die sich etwa zeigen könnten, in gemessener Entfernung zu halten. Das Ende seines Bindfadens band er an eine Baumwurzel und entrollte den Knäuel fort und fort, je weiter er in dieser engen Schlucht voll Fledermäusenester, Vogelmist und dürrem Laube vorwärts schritt. Glücklicherweise blieb er mit jedem gefährlichen Zusammentreffen verschont.

Ungefähr fünfzehn Schritte vom Eingang konnte er aufstehen und sich gerade halten; er schlug Feuer und zündete eine seiner Wachskerzen an, bei deren Schein er seinen Weg fortsetzte. Er sah sich in einem niedern Gewölbe zwischen zwei Mauern von Pozzolan, einer

violettfarbenen Erdart, die vom Feuer eines hundertjährigen Vulkans gebrannt und verkohlt scheint. Es war ein Pozzolansteinbruch, wie er von Altersher nach einer geschickten Ausbeutung zur Zeit, wo der Bau der Gebäude Roms eine beträchtliche Masse dieser vulkanischen Erde zur Fabrikation des Kittes erforderte, geblieben war. Der Weg, der in einen Raum von einigen Klaftern beinahe eben war, senkte sich plötzlich und stieg in Stufen zu einer Tiefe von vierzig Fuß unter die Erde hinab; der Gang erweiterte sich, das Gewölbe wurde höher und Robert erkannte mit Freuden, daß er sich in den Katakomben befinde, indem er zu jeder Seite in den Mauern die Vertiefungen sah, welche ehemals die Leichname der ersten Christen aufgenommen hatten. Robert konnte sich nicht enthalten, einen Blick auf diese Grabgewölbe zu werfen, welche in vier bis fünf Reihen beinahe durch den ganzen Umfang der Katakomben hinlaufen und jetzt meistentheils leer stehen, nachdem sie während fünfzehn Jahrhunderten die christliche Welt mit Reliquien ausgesteuert hatten.

Der erste Kreuzweg, den er antraf, machte ihn unschlüssig über den Weg, den er einzuschlagen hatte; er überzeugte sich sogleich von der Unmöglichkeit, einer zum Voraus bestimmten Richtung in diesem Labyrinthe zu folgen, in welches er sich ohne Führer vertiefte. Er empfahl sich daher der Versuchung und bestärkte sich in dem muthvollen Entschluß, indem er an die gefangene, angeklagte und vielleicht schon verurtheilte Seila dachte. Bei seinem Vorwärtsschreiten beobachtete er die von den Alterthumsforschern angerathenen Vorsichtsmaßregeln, welche sie bei Untersuchung der Katakomben als zweckmäßig erachtet hatten: er ging langsam, mit gleichmäßigem, leichtem Schritte, jede Berührung, ja sogar das Anstreifen seiner Kleider an die Pozzolanwände vermeidend, denn bei der geringsten Erschütterung konnte ein Theil des Gewölbes herabfallen und den Weg hinter ihm verschütten, was die Rückkehr unmöglich ge-

macht hätte. Er fühlte sich beim Erscheinen eines in die Finsterniß dringenden Sonnenstrals von einer drückenden Last erleichtert: es war eine breite Spalte, welche durch eine frühere Verschüttung, die den Weg beinahe verstopft hatte, hervorgebracht worden war. Hastig eilte er dieser Oeffnung zu, durch welche er den Himmel erblicken konnte, während er mit vollen Zügen die frische Luft der Campagna Roms schlürfte. Nicht ohne eine düstere Beklemmung vertiefte er sich dann neuerdings in die grause Dunkelheit und die dichte Atmosphäre dieser schauerlichen Einöde.

Nur mit vieler Mühe konnte er vorrücken; jeden Augenblick war er genöthigt, umzukehren und einen andern Weg einzuschlagen, da Erderschütterungen den Paß versperrt hatten und Spuren kürzlich stattgehabter Verschüttungen die unvermeidliche Gefahr andeuteten, welcher der Unbesonnene beim Vorwärtsdringen entgegengehen würde. Von Strecke zu Strecke war die Wölbung durchlöchert und mehr oder minder weite Ritzen und Spalten gestatteten den blauen, sonnbeleuchten Himmel zu sehen. Aus diesen Anzeichen entnahm Robert, daß er sich in jener mit Löchern und Vertiefungen übersäeten Ebene befinde, in welcher der Mord des Pater Alexander begangen worden sein mußte. Er betrachtete daher alle die Oeffnungen, durch welche der Leichnam hatte herabgestürzt werden können, mit besonderer Aufmerksamkeit. Er entdeckte Nichts außer zwei bis drei Gerippe von Wölfen, die nach ihrem Sturz in diese Höhlen vor Hunger umgekommen waren. Der Knäuel, vermittelst dessen er den Ausgang aus diesem Labyrinth wieder zu finden hoffte, entwand sich immer mehr und seufzend bemerkte Robert, daß derselbe bald abgerollt sein würde.

Plötzlich stößt er einen Schrei aus: das Licht der Wachskerze, die er in der Hand hält, fällt auf einen Gegenstand, der einer menschlichen Gestalt gleicht, er stürzt darauf zu, er zündet mit der brennenden Kerze

hin, er erkennt den Pater Alexander in knieender Stellung, den Kopf an den Rand einer Gruft gelehnt, die Hände in wurmstichige Gebeine gekrallt. Robert glaubt, der Mönch sei noch lebend; er ruft ihn, er schüttelt ihn, er betrachtet ihn; aber Pater Alexander öffnet die Augen nicht mehr, seine Lippen bleiben blaß und sein Gesicht leichenfarb, seine Hände sind starr: er ist todt, todt seit mehreren Tagen, obwohl seine Glieder sich biegsam erhalten und die Verwesung sich des Leichnams in dieser luftleeren Atmosphäre, welche vordem auch die heiligen Körper lange vor Fäulniß bewahrte, noch nicht bemächtigt hat. Robert überzeugt sich nur mit großer Mühe, daß Pater Alexander ihn nicht mehr hören kann; er hebt ihn auf, er legt ihn auf den Rücken, er befühlt mit der Hand die Stelle des Herzens, das aufgehört hat zu schlagen, er glaubt, der Greis mache eine Bewegung, doch nein, das unglückliche Opfer ist auf der einen Seite von Stichen durchbohrt; er hat sich aus diesen Wunden verblutet, und das Messer, das er selbst daraus zog, liegt da, mit blutigem Rost gefärbt, zu seinen Füßen.

Robert hebt das Messer auf, das ihm als Beweis gegen den Mörder dienen kann; er befestigt dieses Messer, in dessen Heft hebräische Buchstaben eingelegt sind, in seinem Gürtel, dann ladet er den Leichnam des Mönchs, den er mit dem linken Arm unterstützt, während er in der rechten Hand das Licht trägt, auf seine Schultern. Er eilt, die Katakomben zu verlassen, er bringt einen unverwerflichen Zeugen von Seila's Unschuld und Marco's Strafbarkeit mit: den leblosen, blutigen Körper. Er vergißt die Vorsicht, welche er bis dahin beobachtet hat, er beeilte den Schritt: der Boden erdröhnt unter seinem schweren Tritt und das Echo vervielfältigt den Schall. Ein andauerndes Krachen mahnt ihn zur Flucht und der Luftdruck, der nach einer großen Verschüttung entsteht, wirft ihn beinahe nieder. Er wendet sich um und sieht mit Bestürzung daß die Rückkehr auf diesem Wege unmöglich geworden ist; eine Erdmasse von zwan-

zig Fuß im Umfange trennt ihn von dem Orte, wo er den Körper gefunden hat, den er wie einen Schatz und zitternd, ihn verlieren zu können, mit sich schleppt. In seinem Herzen segnet er die Vorsehung, die ihn geleitet, die ihn geführt, die sich seiner bedient, um Seila zu retten.

Doch plötzlich steht er stille: ein Schauder des Entsetzens durchrieselt ihn, kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirne, er sucht an sich herum, er bückt sich, forscht mit dem Auge, tastet mit der Hand, der Bindfadenknäuel, den er entrollt, um den Rückweg zu finden, ist verschwunden; er hat ihn ohne Zweifel auf dem Boden zurückgelassen, als er versuchte, Pater Alexander wieder in's Leben zu rufen; er will umkehren, aber er trifft auf das unübersteigliche Hinderniß, das die Verschüttung hinter ihm aufgethürmt hat; er ist nun gezwungen, einen andern Weg zu suchen, und indem er sich orientirt, hofft er die Stelle, wo der Leichnam lag, wieder aufzufinden. Er beeilt sich, er wird unruhig, er verirrt sich immer mehr und mehr, er entfernt sich immer weiter. Sein Blut erstarkt in den Adern vor unbeschreiblichem Entsetzen, seine Haare sträuben sich. Inzwischen eilt er vorwärts und vertieft sich immer mehr in diesen unterirdischen Grüften, die sich nach allen Richtungen durchkreuzen und deren Gassen immer wieder in Kreuzwege auslaufen, von denen jeder dem andern so ähnlich ist, daß man zehnmal an derselben Stelle vorbeikommen kann, ohne es zu wissen.

Der Theil der Katakomben, in welchem sich Robert verirrt hat, scheint in einen festern Boden gehöhlt zu sein; keine ältere noch neuere Verschüttung hat die Ausgänge verschlossen oder das Gewölbe durchlöchert; die Gräber sind beinahe alle unversehrt und mit großen Backsteinen oder Marmorplatten bedeckt, je nach dem Range der Todten, die dort begraben liegen; einige lassen halb verblichene Malereien sehen; Lampen von gebrannter Erde, Thränenvasen, gläserne Phiolen sind an die Pozzolanwand neben den Gräbern gekittet. Robert

sieht ein, daß er sich nicht mehr unter jener hie und da durchlöcherten Ebene befindet, die er Abends zuvor mit Saint-Non besuchte; er bemerkt, daß er schon weit, weit von dem Brunnen Egeria und dem Olivengehölze weg ist, aber jeder Schritt, den er in der Hoffnung, sich denselben zu nähern, vorwärts thut, bringt ihn immer ferner. Er steigt in eine untere Galerie hinab, in welcher er nur gekrümmt gehen kann, allein als er eben zwanzig Fuß tief in eine Art Brunnen stürzen will, den das murmelnde Wasser ihm noch zeitlich zu erkennen gibt, enteilt er schleunig dem verderbendrohenden Abgrund.

Er steigt wieder in die obern Gänge hinauf und legt seine Bürde nieder, um, von Müdigkeit erschöpft Athem zu holen und den Schweiß abzuwischen. Jetzt erst erscheint ihm seine gräßliche Lage unter den schwärzesten Farben. Wird er je das Tageslicht wiedersehen? ist er nicht bereits in seinem Grabe? Und Seila, was wird aus ihr werden? wer wird ihre Unschuld bezeugen? wer sie der Rache Badolfo's entziehen? O! wenn Robert den Leichnam, den er mit sich trug, auf die Oberfläche der Erde hätte schieben können, so wäre ihm der Tod weniger schrecklich erschienen; er hätte sich vielleicht ruhiger darein ergeben, indem er Seila wenigstens gerettet wüßte. Doch jetzt, jetzt, da ihm das kühne und schwierige Unternehmen gelungen, jetzt, da er den materiellen Beweis, wovon das Leben seiner Geliebten abhing, in Händen hatte, jetzt konnte er sich dieses Beweises nicht bedienen, seine Stimme sollte nicht zu den Richtern Mondaio's und seiner Tochter dringen, seine Stimme hatte außer diesem Grabe keinen Wiederhall mehr. Es war geschehen: Seila mußte auf dem Schaffotte sterben oder in ewiger Gefangenschaft hinsiechen, und er, er gehörte schon nicht mehr unter die Lebendigen.

Diese trostlosen Gedanken drückten ihn so sehr, daß er nicht mehr die Kraft fand, seinen Weg fortzusetzen und stille stand, als ob er nicht mehr weiter zu gehen

gebraucht hätte. Er legte Pater Alexanders Hülle auf den Boden und setzte sich weinend neben sie hin. Er weinte lange und mehrmals schwebte Seila's Name auf seinen Lippen. Die Wachskerze, die er an die Pozzolanmauer angelehnt hatte und die nun aufgezehrt war, flackerte vor dem Erlöschen noch einmal hell auf; er bemerkte es mit Entsetzen, schauderte bei dem Gedanken an die Dunkelheit, in die er versetzt werden könnte und eilte, eine zweite Kerze anzuzünden, indem er sich vorwarf, die köstliche Zeit in fruchtloser Muthlosigkeit verloren zu haben, und wieder Hoffnung faßte, indem er bedachte, daß ihm noch drei Kerzen blieben, um sich in den unbekannten Krümmungen dieser tiefen unterirdischen Grüfte wieder zurecht zu finden. Drei Wachskerzen spendeten ihm noch während sechs Stunden Licht und in sechs Stunden erreichte er gewiß irgend einen Ausgang der Katakomben. Aber war es ihm möglich, während diesen sechs Stunden den Leichnam des Pater Alexander nachzuschleppen? würde er wohl nicht der Last unterliegen? Er zögerte einen Augenblick, dann aber sagte er sich, daß er diesen werthvollen Zeugen der Unschuld Seila's nicht zurücklassen dürfe, nachdem er ihn mit so großer Gefahr aufgefunden hatte. Er änderte jedoch, wenn nicht seinen Entschluß, doch sein Verfahren, und fing an, eine nach der andern der zunächst liegenden Galerien zu durchlaufen, indem er immer wieder zu dem Leichnam zurückkehrte, von dem er sich nicht trennen wollte. Von Strecke zu Strecke machte er ein leicht bemerkbares Zeichen, um die Gänge zu erkennen, durch die er schon gekommen und die er nicht ein zweites Mal durchlaufen wollte. Als er an einen Kreuzweg gelangte, in welchen sich fünf bis sechs verschiedene Wege mündeten, brachte er auch den Leichnam dahin und fing dann sogleich an, eine nach der andern dieser Straßen zu versuchen, die hier ein gemeinschaftliches Centrum bildeten.

Er mußte sich jedoch bald überzeugen, daß er sich

immer weiter von dem Orte entferne, von welchem aus er hinabgestiegen war; er traf keine Oeffnung an, die in's Freie führte und bemerkte sogar, daß die Foramina schon in frühern Zeiten vermacht worden waren. Das Aussehen dieser Orte ließ ihn vermuthen, daß seit mehreren Jahrhunderten Niemand da hineingedrungen sei. Alle Gräber waren verschlossen; der vom Gewölbe herabgefallene Pozzolan war nicht von Füßen zertreten; hie und da zeigten sich Inschriften, eherne Münzen und heidnische oder christliche Votivtafeln aus gebrannter Erde. Aus diesen Anzeichen entnahm Robert, daß er sich nicht dem Ziele seiner Befreiung nahe. Endlich erinnerte er sich, daß er den von Bosio dargestellten Plan der Katakomben in seiner Brieftasche bei sich trage; mit zitternder Hand entfaltete er ihn und suchte, vermittelst dieses ehmals so genauen, aber immerhin unvollständigen Planes sich einen Weg vorzuzeichnen. Eine zweite Wachskerze war aufgebraucht, als er wieder weiterschritt. Zum erstenmal stellte sich nun auch der Gedanke an Hunger ein: er fühlte ihn grollend in den Eingeweiden erwachen, denn seit dem vorhergehenden Abend hatte er keine Nahrung zu sich genommen.

Neue, vorsichtigere und unruhigere Nachforschungen verschafften ihm nicht bessern Erfolg. Wenn er, mitunter der vorhandenen Sandhaufen wegen sehr mühsam, wieder eine lange Gasse durchlaufen war, die er mit pochendem Herzen und voller Hoffnung betreten, befand er sich wieder in einem jener Räume oder cubicula mit mehreren Ausgängen, deren jeder zu einem Kreuzwege führte, in welchen andere entgegengesetzte Wege ausliefen, die wieder mit andern Kreuzwegen in Verbindung standen. Jeden Augenblick mußte sich Robert sagen, daß seine beharrlichen Anstrengungen vergeblich seien. Wäre er nicht von einem kräftigen Willen, Seila zu retten, beseelt gewesen, so hätte er sich auf den Boden gelegt, um den Tod zu erwarten, vielleicht hätte er ihn auch nicht erwartet. Mit der schmerzlichsten Empfin-

dung zündete er dann seine vierte und letzte Kerze an, obwohl er sich sagte, daß er rettungslos verloren sei und seine Todesqual nur noch verlängere. Von moralischer und physischer Ermattung erschöpft, lud er nichtsdestoweniger beharrlich seine traurige Bürde auf; in der Voraussicht, daß er bald in völlige Finsterniß gehüllt sein werde, machte er sich's zur Pflicht, den Leichnam nie mehr zurückzulassen, obgleich dieser ihn im Laufen hinderte und seine letzten Kräfte lähmte. Er überließ sich nun dem Zufall und versuchte nicht mehr sich in diesem trügerischen Labyrinth eine Richtung vorzuzeichnen; er hatte nicht einen Funken Hoffnung mehr und dennoch schritt er immer vorwärts, keuchend unter der Last des Körpers, den er trug.

Der Hunger, der gräßlichste Hunger verursachte ihm weniger Furcht als die gänzliche Dunkelheit, in der er sich schon irren, unaufhörlich irren sah; bestürzten Blickes betrachtete er auch die schwindende Wachskerze und die Flamme, die mit ihr zugleich abzunehmen schien. Er ging langsamer, er hielt seinen Athem zurück, aus Furcht, das Wachs möchte sich zu schnell verzehren. Vor diesem Gedanken schwanden alle andern und er suchte nur noch, wie er so lange als möglich das köstliche Licht sich erhalten könnte, das wie ein Hoffnungsstral, wie der Leuchtthurm am rettenden Port vor seinen Augen glänzte. Aber die Minuten waren gezählt: er konnte immerhin das Wachs, das vom Docht herabfloß auffassen und in seinen Fingern festkneten, er konnte immerhin den Docht, der sich neigte und wegzufallen drohte, aufrichten, den schrecklichen Augenblick, den er vorausgefühlt und den er mehr fürchtete als Hunger, mehr als Tod, konnte er nur noch um einige Minuten verschieben. Die Kerze mußte jetzt erlöschen und schon war die Hitze des brennenden Dochtes für die Hand, in der er lag, unerträglich geworden. Robert stand stille, mit glanzlosem Auge auf die von ihm schwindende Helle hinstarrend; er empfand unsägliche

Qualen der Wuth und des Entsetzens, dann stieß er einen fürchterlichen Schrei aus.

Der Rest der Kerze war seiner verbrannten Hand entglitten, sie erlöschte im Fallen noch nicht gänzlich, und indem Robert den Körper des Pater Alexander bei Seite warf, stürzte er sich auf den hinsterbenden Docht. Vergeblich versuchte er die verglimmende Flamme noch zu beleben, er sah sie ein letztes Mal aufflackern, dann blieb nur noch ein leuchtendes Pünktchen, das rauchend immer kleiner und kleiner wurde, bis es vollends verschwand. Robert glaubte es noch zu sehen, als schon Alles in Finsterniß versunken war; als er dann aber die ungeheure Nacht ihn umringen, ihn von allen Seiten bedrücken fühlte, empfand er eine Regung der Verzweiflung, die jeden andern Gedanken verdrängte. Er fing an mit einer Art Wuth zu schreien; aber dieß Geschrei, das sich rechts und links hin ausbreitete und in die Ferne zu hallen schien, schlug wieder an sein Ohr, als ob ihm Jemand geantwortet hätte. Er stand auf, um dem eingebildeten Wesen, das er zu hören glaubte, entgegenzugehen, er eilte, immer schreiend, weiter, bis er endlich seine eigene Stimme erkannte. Dann kam er tastend wieder zu dem Leichnam zurück, neben den er sich hinsetzte und sich zum Sterben vorbereitete. Er hielt sein Befreiungsmittel in den Händen: das Messer von Pater Alexanders Mörder.

23.

Der heilige Leib.

Fragonard und der Abbé von Saint-Non bemerkten Roberts Verschwinden zuerst. Als sie ihn um zwei Uhr Nachmittags nicht zum Mittagessen heimkommen sahen, dachten sie Anfangs, er habe sich beim Zeichnen oder Malen irgend einer Ruine oder einer malerischen Stelle vergessen. Sie waren daher Anfangs über seine Abwesenheit nicht besonders erstaunt; aber als die Nacht angebrochen und er noch nicht in seine Wohnung zurückgekehrt war, wuchs ihre Besorgniß von Minute zu Minute, von Vermuthung zu Vermuthung. Diese Verspätung war in der That zu ungewöhnlich und zu unerklärlich, als daß Robert's beide Freunde noch länger hätten zuwarten dürfen. Sie theilten sich eilig ihre Befürchtungen und Vermuthungen mit: es hatte sich in Rom das Gerücht verbreitet, daß der Jude, der Mörder des Pater Alexander am folgenden Tage in mezzo giorno auf der Piazza di Spagna werde hingerichtet werden. Obgleich es nicht verlautete, daß die Tochter mit ihrem Vater sterben müsse, so vermuthete Fragonard doch, daß Robert bei der Gefahr, die seine theure Seila bedrohte, nicht gleichgültig habe bleiben können, und er schloß daraus, daß ein verwegener Schritt ihn vielleicht zum zweitenmale in die Gefängnisse der Inquisition gebracht habe. Saint-Non, der an Robert's Liebe zu der Jüdin zweifelte oder vielmehr die Liebe nicht kannte, schrieb diese Abwesenheit einem unvorhergesehenen Zufalle zu, und war deßhalb nur um so ängstlicher.

Sie begannen sogleich ihre Nachforschungen, um zu entdecken, was aus Robert geworden war; Saint-Non ging zum Direktor der französischen Akademie, der Fragonard nicht Zutritt verstattet hatte; dieser begab sich in tiefer Bewegung nach dem französischen Gesandtschaftshofe und erhielt auf der Stelle eine Audienz bei Herrn von

Noriac, der ihm versprach, seinen Nachforschungen behülflich zu sein. Aber der ganze Abend, der zu verschiedenen Gängen und thätigen Schritten verwendet wurde, brachte keine Nachricht von Robert, den an jenem Tage Niemand in der Stadt erblickt hatte. Nur Monsignore Nardi, welchen Saint-Non schleunig mit dem neuen Verschwinden Robert's bekannt machte, erinnerte sich, ihn gegen Mittag über die Piazza Trajana eilen gesehen zu haben. Auf diese Anzeige hin begaben sich Saint-Non und Fragonard in alle Läden des Corso, um Erkundigungen einzuziehen, die Niemand ihnen zu verschaffen wußte. Nur Baretti, den sie fanden, als er eben seinen Laden schloß und den Barbierschild abnahm, beruhigte sie ein wenig, indem er ihnen betheuerte, den jungen Maler, der ihm eine Zusammenkunft auf den folgenden Morgen versprochen, gegen Mittag verlassen zu haben. Baretti wußte seine Zunge so im Zaum zu halten, daß er den Gegenstand dieser Zusammenkunft nicht verrieth und ebensowenig von dem Dienste sprach, den ihm Robert theuer genug hatte bezahlen müssen. Zwar staunte auch er, daß dieser Letztere nicht wieder erschienen sei und fürchtete höchlich, durch irgend eine Unbesonnenheit dieses verzweiflungsvollen Liebhabers gefährdet zu werden; denn aus Badolfo's Munde selbst hatte er Mondaio's Verurtheilung erfahren, welchem auch die Folter das Geständniß des ihm aufgebürdeten Verbrechens nicht hatte entreißen können. Was Seila anbetraf, so sollte die durch Vermittelung des Großinquisitors nur bei der Hinrichtung ihres Vaters anwesend sein, und nachdem sie Kirchenbuße gethan, in ewiger Gefangenschaft in den Kerkern der Inquisition schmachten.

„Excellenz," sagte mit vertraulicher Miene Baretti, der sich stellte, als wüßte er Etwas, „Herr Robert überläßt sich zu sehr seiner **furia francese**."

„Was meinst Du hiermit?" entgegnete lebhaft Fragonard. „Du weißt also, daß Robert?..."

„Ich weiß Nichts, Excellenz, außer daß Herr Ro-

bert die Perle aller französischen Herren ist und daß, wenn er die Hand immer voll Thaler hätte, dieselbe auch nie geschlossen wäre. Aber ich rathe ihm, in Wort und That klug zu sein, besonders was die Inquisition betrifft..."

„Die Inquisition? O das ist unmöglich! Meister Badolfo hat Verstand genug, um sich nicht zweimal nach einander mit dem französischen Botschafter zu messen... Indessen darf man einem Inquisitor so wenig als einem Weibe trauen, und wenn die Verhaftnehmung unsers armen Roberts am Abend des Hohendonnerstags hätte geheim bleiben können, so hätte sich Badolfo gewiß nicht damit gebrüstet... Holla! schönen Dank für den Wink, den werden wir beachten."

Fragonard lief auf den Borgo San-Pietro und wollte sich Eingang in den Palast der Inquisition verschaffen; aber wie lange er auch an dem Thor klopfte, den Pförtner rief, Steine in die Fenster warf, wodurch zwei bis drei Scheiben zerbrachen, der Palast blieb dunkel und schweigend, als wäre er unbewohnt gewesen. Der Lärm, den Fragonard machte, zog jedoch Leute von der Polizei herbei, welche ihn verhafteten trotz seines Widerstandes und der Erklärungen, die er gab. Man führte ihn in's Schloß San-Angelo, wo er die Nacht über als Ruhestörer und Vagabund in Verwahrung gehalten wurde. Saint-Non wußte Nichts von dem Unfall seines Freundes und konnte daher seine Befreiung nicht auswirken. Er legte sich nicht zu Bette und erwartete nun Fragonard und Robert mit gleicher Ungeduld. Ersterer war in einen Kerker eingesperrt, in welchem er bis um sieben Uhr Morgens unaufhörlich schrie und Mauern und Thüren zerschlug. Man befreite ihn dann, um ihn vor Monsignore Nardi zu führen, der nicht wenig erstaunt war, ihn als nächtlichen Lärmens angeklagt erscheinen zu sehen.

„Wie! Herr Fragonard, Sie sind es!" rief der Beisitzer der Rota, verdrießlich über die Behandlung,

die einem Franzosen, welchen er besonders schätzte, zu Theil geworden. „Sie sind es, der diese Nacht das Inquisitionsgebäude belagert und Monsignore Badolfos Scheiben eingeworfen hat!"

„Und Robert? Robert?" fragte der Maler ängstlich, „wissen Sie Etwas von ihm? ist er aufgefunden?"

„Er muß da sein; denn gestern Abend sah man ihn die Stadt durch die Porta Maggiore verlassen: so sagen wenigstens die Custodi jener Porta."

„Rom verlassen? und warum?... Das ist ein Irrthum, eine Fabel... Man will unsre Nachforschungen auf eine falsche Spur leiten... Er ist in Rom; er ist gefangen..."

„Gefangen, mein lieber Fragonard? Sie träumen nur von Gefängnissen, weil Sie durch einen Unfall, den ich bedaure, selbst Gefangener wurden."

„Nein, glauben Sie mir, Monsignore, Badolfo hat da einen neuen Streich gemacht, er haßt Robert und verzeiht ihm nie, die Liebe der schönen Jüdin erworben zu haben. Badolfo hat ihn ein Mal verhaften lassen, er kann es auch ein zweites Mal thun, dieser Schurke von Badolfo!..."

„Hüten Sie sich, Herr Fragonard," sagte freundschaftlich zu ihm Monsignore Nardi. „Sie sprechen von einem Prälaten und einem mächtigen Feind..."

„Ich spreche von einem Bösewicht, den ich nach Verdienst entlarven werde. Auf mein Wort, er muß uns Robert zurückgeben, oder..."

Fragonard, der unter allen Arten Entschuldigungen und Achtungsbeweisen in Freiheit gesetzt wurde, kehrte geraden Weges wieder zum Palast der Inquisition zurück und dießmal klopfte er nicht vergebens. Ein Büßermönch kam ihm zu öffnen und bemerkte ihm auf sein Verlangen, zum Oberhaupt der Inquisition geführt zu werden, daß Monsignore Badolfo sich schon früh nach San Lorenzo zur Hebung des in den Katakomben gefundenen Körpers der heiligen Valeria begeben habe.

Fragonard wollte wissen, ob die Ceremonie lange dauern würde und vernahm, daß der Großinquisitor der allgemeinen, vom heiligen Vater zur Sühnung von Pater Alexanders Morde anbefohlenen Prozession nicht beiwohnen werde. Mehr und mehr in seinem Argwohn bestärkt, war Fragonard überzeugt, daß Badolfo sich jetzt aus Vorsicht Roberts bemächtigt, um ihn während der Hinrichtung des Juden und seiner Tochter in seiner Gewalt zu wissen; er urtheilte demzufolge, daß das Einzige, was er thun könne, ein Zusammentreffen mit dem Großinquisitor wäre, von welchem er, gern oder ungern, Roberts Befreiung verlangen würde. Während er eilig den Weg nach San Lorenzo einschlug, begegnete er Saint-Non, der ruhig dieselbe Straße wandelte. Der Abbé bezeugte keine Ueberraschung, ihn zu sehen: er hatte Alles vergessen.

„Und Robert?" rief ihm Fragonard zu, der sich durch die Ruhe seines Freundes gleichfalls etwas beruhigt fühlte.

„Robert?" antwortete Saint-Non. „Hat er nicht diesen Morgen ein Zusammentreffen mit Baretti? ohne Zweifel, um sich rasiren zu lassen."

„Welch ein Mensch!" entgegnete Fragonard, mißvergnügt über diese Sorglosigkeit, die nur von einem zerstreuten und friedseligen Charakter herrührte. „Welch ein Abbé!"

„Du hast Recht! ich weiß wahrlich nicht, wo mir der Kopf steht! . . . Wir müssen Robert bei Baretti abholen und ihn mit nach San Lorenzo nehmen, wo die Hebung der heiligen Valeria vorgenommen werden soll. Es ist dieß eine schöne Ceremonie, welche in Rom ziemlich selten ist und die ich abzeichnen will . . ."

„Die Pest über Dich wüthenden Zeichner! Tausend Sapperment! auch ich gehe zu dieser Ceremonie und gedenke da ebenfalls meine Rolle zu spielen!"

Schweigend und gesammelt ging nun Fragonard neben dem Abbé von Saint-Non einher, der, wenn er

gleich die Traurigkeit seines Gefährten theilte, doch nicht umhin konnte, neugierig den geringsten römischen Backstein, den er in einer Mauer erblickte, zu untersuchen. Sie trafen viel Volk an, besonders Weiber der niedern Klasse und aus der Umgegend Roms, welche in der Absicht, bei der neuen Heiligen, die zum großen Leidwesen der römischen Frommen nach Frankreich geschickt werden sollte, Ablaß zu kriegen, alle denselben Weg machten, Sie kamen durch die Porta San Lorenzo, die alte Porta Esquilina, Taurina und Tiburtina, unter welch verschiedenen Namen dieses Thor in der Geschichte bezeichnet ist.

Die Basilika von San Lorenzo, welche von Constantin erbaut wurde, liegt eine Meile außerhalb der Stadtmauern. Diese patriarchalische Kirche, welche von ihrer Gründung her nur ihre drei Schiffe, ihr Mosaikpflaster aus harten Steinen, ihre zwei und zwanzig großen Säulen aus orientalischem Granit, ihr von zwölf aus grünem Porphyr bestehenden Säulen unterstütztes Orgelchor, ihre Emporkirchen und die marmorne Kanzel, von wo herab ehemals die Episteln und Evangelien gelesen wurden, erhalten hat, wurde von den Päbsten nach und nach wieder aufgebaut, ausgebessert und ausgeschmückt. Sie ruht auf dem Kirchhofe von Santa-Cyriaca, in welchem eine Menge Märtyrer und unter andern auch der heil. Laurentius begraben wurden. Seit die Katakomben von San-Sebastian der Reliquienbrüderschaft keine heiligen Körper mehr liefern, verschafft dieser Kirchhof ihnen deren hinlänglich, denn die Gräber sind noch voll und man glaubt, daß die Barbaren, welche in die meisten der Katakomben hinabstiegen, um verborgene Schätze daselbst zu suchen, in diesen Theil nicht gedrungen seien, weil entweder der Eingang damals nicht bekannt war, oder die Schwierigkeiten des Weges selbst die Kühnsten zurückschreckten. In der That sind auch die Gänge dieser Katakomben, welche von Christen zur Zeit ihrer Verfolgung ausgehöhlt scheinen, oft so

enge und niedrig, daß man sich nur kriechend hindurch winden kann; es sind keine der Ausbeutung geöffnete Pozzolansteinbrüche nach Art der alten Römer, sondern es sind unterirdische Wege, von ungeschickten Händen mit dem einzigen Zweck ausgegraben, sich unverletzliche Gräber zu bereiten.

Ein längerer Aufenthalt in diesem Kirchhofe kann tödtlich werden, denn obwohl die Luft daselbst nicht mephitisch ist, so athmet man doch eine dichte Atmosphäre voll warmer Dünste ein, welche auftrocknen, als ob sie dem Krater eines Vulkans entstiegen. Dennoch besteht eine fromme Brüderschaft, deren Mitglieder sich der Arbeit in den Katakomben geweiht haben. Diese guten Leute, die sich Brüder **della Fossa** betiteln, müssen einen reichen Lohn im Himmel empfangen; auf Erden sind sie immer im Zustand der Gnade und sie genießen des eigenthümlichen Vorrechts, das Abendmahl nehmen zu dürfen, ohne in der Beichte durch einen Priester absolvirt zu werden, ganz als ob sie selbst Priester wären; aber dafür setzen sie sich in einem Zeitraum von zwei bis drei Jahren einer tödtlichen Schwindsucht aus. Ihr Beruf ist, den Schutt aus den Gängen hinwegzuräumen, den Boden zu säubern und die heiligen Körper aufzusuchen, denn nicht alle in den Katakomben begrabenen Körper anerkennt die Kirche als Heilige und hierin theilt sie schweigend die Meinung der Gelehrten, die mit Recht glauben, daß der größte Theil der Katakomben lange vor der christlichen Zeitrechnung bestimmt war, die Leichen der Sklaven, der Bettler, der neugebornen Kinder und der Hingerichteten aufzunehmen, welche zur Ehre des Scheiterhaufens kein Recht hatten.

Die Brüder **della Fossa**, deren Anzahl zum Andenken an die zwölf Apostel auf zwölf Mitglieder festgesetzt ist, arbeiten indem sie unablässig halblaute Gebete murmeln und kennen kein größeres Glück als die Entdeckung eines Märtyrers oder eines Gläubigen, den

sie an der Marmorplatte des Grabes, an der in den Marmor eingegrabenen Inschrift und dem Zeichen des Kreuzes, an einer an die Füße des Todten befestigten Phiole mit Blut oder an den um das Grab herum in Fresco gemalten Palmen erkennen.

Als Fragonard und der Abbé von Saint-Non vor der Säulenhalle von San-Lorenzo ankamen, konnten sie nur mit Mühe durch den dichten Volkshaufen dringen, der sich vor der Basilika drängte und gierig jedem Gerüchte, jedem Tone lauschte. Das Oberhaupt der Inquisition war in die Katakomben hinabgestiegen um den Leib der Heiligen zu heben; der Körper dieser Heiligen war so wohl erhalten, daß man noch die Spuren ihres Märtyrerthums deutlich sah; unglücklicherweise sollten ihre Reliquien nicht in Rom bleiben, da der heilige Vater sie dem Könige von Frankreich versprochen hatte; man hoffte wenigstens, die Bruderschaft der Reliquien werde die verschiedenen im Grabe aufgefundenen Gegenstände, die Ueberbleibsel des Schweißtuchs, die Phiole mit Blut und sogar einige Theilchen der Knochen zurückbehalten, da dieselben ohne Zweifel große Wunder bewirken müßten, denn schon, flüsterte man sich zu, sei ein Blinder sehend geworden und ein Lahmer gewandelt. In der Hoffnung auf diese Wunderthätigkeit hatten sich daher viele Kranke und Gebrechliche hieher geschleppt, um die ersten zu sein, welche Santa Valeria begrüßten und ihrer Gnade theilhaftig würden. Der Glaube verlieh denen Kraft, welche sich vor Alter oder Krankheit schwach fühlten. Man sah Leute, die seit Monaten das Bett nicht verlassen hatten und nun schon mehrere Stunden dastanden.

Die beiden Freunde waren nicht hieher gekommen, um Zeuge der vorgehenden Wunder zu sein, und doch schienen sie noch ungeduldiger als ihre Nachbarn. Langsam rückten sie gegen die Katakomben vor, indem sie sich durch die Menge, welche ihnen den Weg versperrte, mit aller Anstrengung Bahn brechen mußten. Frago-

nard, der nie vor einer Schwierigkeit zurückbebte, nahm sich vor, unverzüglich bis zu Monsignore Badolfo zu dringen, und Saint-Non folgte ihm, um ihn nicht zu verlassen, indem er ihn unumwunden wegen seiner Hartnäckigkeit tadelte. Endlich gelangten sie nach vielem Kampfe, vielem Hin- und Herreden, Bitten und Lügen aller Art in das Kloster und schlüpften in einen inneren Hof, in welchem sich die Thüre zu den Katakomben befand.

Der Eingang in die Katakomben war von schweizerischen Korporalen der päbstlichen Wache beschützt, welche den Befehl hatte, Niemanden einzulassen. Mit dem Schaft iherer Hellebarden stießen sie dann auch den hartnäckigen Fragonard zurück, welcher der Ordre trotzen wollte, und bald ein Abgeordneter des Königs von Frankreich, bald der Sekretär der Gesandtschaft, bald der Botschafter selbst zu sein vorgab. Auf alle diese Einwürfe antwortete der Schweizer Nichts und begnügte sich, ihn mit verzweiflungsvollem Phlegma in gemessener Entfernung zu halten. Der Abbé von Saint-Non war genöthigt, sich in den Handel zu mischen und Fragonard anschaulich zu machen, daß, wenn man ihnen auch den Eintritt in die Katakomben gestattet hätte, sie Badolfo und sein Gefolge nicht gefunden haben würden. Sie entschlossen sich daher, zu warten, verwünschten aber die Langsamkeit der Ceremonie.

Inzwischen kam das Oberhaupt der Inquisition an den Ort, wo die Gruft der Heiligen von den Brüdern **della Fossa** entdeckt worden war. In Bezug auf Verschüttungen bot dieser neuausgekundschaftete Ort keinerlei Gefahren. Das aus festem Tufstein und nicht aus Pozzolanerde gebildete Gewölbe war ungemein dick und drohte nirgends mit Einsturz; der Weg war überall gleich breit und die Arbeiter der Katakomben hatten zu Ehren der Ceremonie, die Allen Freude machte, den Boden völlig geebnet und dann mit feinem Sande, frisch abgemähtem Grase und Blättern bedeckt. Obwohl aber

die Thüre zu den Katakomben kaum eine Viertelstunde entfernt war, mußte man doch so viele Umwege machen und so oft wieder rückwärts gehen, bevor man zur Gruft der heiligen Valeria gelangte, daß der Weg dahin eine volle halbe Stunde dauerte und es einer genauen Kenntniß der verschiedenen Kirchhöfe, durch die man kam, bedurfte, um sich nicht ohne Hoffnung auf Rettung zu verirren, denn dieser Theil der unterirdischen Grüfte war in der Absicht, ihn unzugänglich zu machen, in ein Labyrinth verwandelt worden, als die verfolgten Christen sich mit ihren heiligen Gefäßen, ihrem Evangelium und den Reliquien der Märtyrer in diese tiefen Schlupfwinkel geflüchtet hatten.

Ganz weiß gekleidet und den Kopf mit einem Tuche verhüllt, gingen die Brüder **della Fossa** der Geistlichkeit voran; einige trugen große Pechfackeln, deren Rauch eine Art Wolkenbaldachin über ihnen bildeten; die andern trugen einen Spaten auf der Schulter und eine Haue in der Hand. Hinter ihnen schritt das Haupt der Brüderschaft der Reliquien, in dessen Gegenwart jede Hebung eines heiligen Leibes stattfinden mußte, von weißen Büßern umgeben, die leere Schächtelchen und Reliquienkästchen trugen; dann kamen andere Mönche in verschiedenen Farben gekleidet, welche wohl zwanzig Verbrüderungen angehörten. Hernach sah man zwei Todtengräberbrüder, die zur Hebung des heiligen Leibes besonders auserlesen und zu diesem Zweck mit dem Segen des Pabstes beehrt waren, der sie selbst von allen Sünden absolvirt hatte. Der eine trug einen silbernen Hammer, der andere ein silbernes und vergoldetes Schäufelchen in der Hand. Sie waren beide in himmelblaue Gewänder mit Silberstickereien, welche die Marterwerkzeuge Christi vorstellten, gekleidet. Ihnen folgten zwei Diaconi, mit einer elfenbeineingelegten Kiste von Cedernholz, in welcher die heilige Valeria unter dreifachem Schloß und dem Petrussiegel verwahrt werden sollte. Ungefähr zwanzig graduirte Personen

des Vatikans, Büßermönche, Präfekten, päbstliche Kämmerer in rother Uniform, Kaplane u. s. f. alle vom Pabste als Anwesende bei der Ceremonie und mit dem Rechte des Ablasses ernannt, zogen paarweise einher, indem jeder einen Olivenzweig und eine angezündete Wachskerze hielt. Monsignore Badolfo, der die Stelle des Pabstes versah, war außer den beiden Geistlichen, welche die Schleppe seines Meßgewandes trugen, der Letzte bei der Prozession. Die Macht, mit der ihn Clemens **XIII**. für diese Feierlichkeit ausgestattet, gab sich weniger in dem Reichthum seiner beinahe bischöflichen Kleidung, als in seinen beiden Würdenträgern, seinem Kreuzträger und seinen beiden päbstlichen Scepterträgern kund.

Nicht ohne einen geheimen Schauer und eine düstere Ahnung betrat der Großinquisitor diese unterirdischen Grüfte, in welche er zuvor nie hinabgestiegen. Zuweilen wandte er unruhig den Kopf und ließ verstohlen seinen Blick in die fürchterliche Dunkelheit schweifen, die sich, sobald der Zug vorübergezogen war, sogleich hinter ihnen schloß; er beruhigte sich erst ein wenig, als er vor ihm den Schein der Fackeln und Wachskerzen sah und die Psalmen und Kirchengesänge hörte, die aus zarten, frommen Kehlen erschallten, mit welchen auch er seine Stimme gemischt haben würde, wenn das Ceremoniell ihm nicht Schweigen auferlegt hätte. Er sagte sich in geheimster Seele, daß er lieber sogleich sterben würde, als sich allein, in der grausen Finsterniß verloren und allen Schreckgebilden seiner Phantasie preisgegeben, zu befinden; auf Augenblicke war ihm, als seien die Lichter erloschen, die Gesänge verklungen, die Anwesenden verschwunden und hätte er sich nur noch in das Grab zu legen neben den Gerippen, die ihn zu erwarten schienen. Dann erwachte bittre Reue in seiner Brust und er klagte sich eines geheimen Verbrechens an, das ihn mit der Ahnung ewiger Strafe durchschauerte. Er konnte sich immerhin vor Gott zu rechtfertigen suchen, seine

Thaten als Großinquisitor, seinen Eifer für die Interessen der katholischen Religion, seinen Haß gegen die Gottesleugner, die Ketzer und die Juden sich ins Gedächtniß rufen: er hörte unablässig Seilas Namen wie einen Richterspruch von Oben, wie einen Ruf der Hölle in seine Ohren schallen. Zehn Jahre seines Lebens hätte er gegeben, sich außerhalb dieser Gruft zu sehen; um unter dem freien Himmel wider die frische Luft zu athmen, um seiner Furcht und seiner Gewissensbissen los zu sein. Er hätte sogar aufrichtige Reue gelobt, wenn die Reue ihn schneller den Katakomben entzogen haben würde.

Die Gesänge erklingen lauter und brünstiger, die Prozession hält an. Man ist bei dem heiligen Leib angekommen. Unter allen, den offenen oder nicht geöffneten Grüften, welche in die Wände der Gallerie eingesenkt sind, ist eine, die sich an Größe vor den andern auszeichnet und noch mit einem weißen Marmordeckel verschlossen ist, auf welchem man unter einem ausgehauenen Kreuze die Inschrift liest: **Sub signo requiescit ad vitam eternam** . . . Zu jeder Seite der Gruft sind zwei Lampen und zwei gläserne vor Alter in Regenbogenfarben schillernde Phiolen in den Boden eingekittet. Aller Augen richten sich auf den Marmor, der den heiligen Körper einschließt. Die Gesänge dauern fort, in zwei verschiedenen Tonarten abwechselnd, wie es bei den Chorälen der römisch-katholischen Kirche gebräuchlich ist. Der Ceremonienmeister bemüht sich, einem Jeden den Platz anzuweisen, der ihm nach seinem Range gebührt; die Brüder **della Fossa** stehen der Reihe nach längs der Mauer, wo sich der heilige Körper befindet; auf gleicher Linie, ihnen vorüber die Büßermönche, zur Rechten und Linken sind die Großwürdenträger, die Oberhäupter der Brüderschaften und die päbstlichen Kämmerer gruppirt. Monsignore Badolfo, der immer von seiner Ehrenbegleitung mit dem silbernen Scepter und der rothen Meßruthe umgeben ist,

nähert sich mit seinem Kreuzträger der Gruft, verneigt sich und knieet nieder. Er scheint zu beten, aber er betet nicht, sein Geist ist zu wirre, sein Gemüth von Entsetzen und Gewissensbissen zu befangen. Er steht wieder auf und die Ceremonie beginnt. Er nimmt aus der Hand eines der bezeichneten Todtengräber den silbernen Hammer, klopft sachte damit auf die Marmorplatte indem er murmelt: **Aperite portas Domini**; dann gibt er den Hammer zurück und der andere Todtengräber reicht ihm die silberne und vergoldete Schaufel mit ein wenig Erde beladen. Badolfo wirft in drei verschiedenen Malen diese Erde gegen den Marmor und spricht: **In nomine Patris et Filii et Spiritus sancti.** Er sinkt nochmals auf die Knie und bleibt in der Stellung eines Betenden. Volltönender erschallen wieder die Gesänge, welche die Freude der Gläubigen bei Sammlung der Reliquien eines Märtyrers verkünden. Jetzt gehen die Brüder **della Fossa** an das Oeffnen der Gruft; sie lösen den Mörtel, der den Marmordeckel befestigt, vorsichtig bewegen sie diesen Deckel, sie schicken sich an, ihn zu heben und beim Ton der Klingel, welche der Ceremonienmeister rührt, wirft sich Alles auf die Kniee. Die Gesänge werden nicht schwächer, wenn schon das Grab geöffnet ist.

Aber welch Erstaunen, welch allgemeine Bestürzung, als man die Gruft leer findet und nicht ein Gebeinchen mehr darin entdeckt! Die Brüder **della Fossa**, welche es für Blendwerk des Teufels oder für übernatürliche Täuschung halten, senken ihre Fakeln in die Vertiefung, um wenigstens eine Spur menschlichen Staubes darin zu suchen; auf die Gefahr hin, eine Entweihung zu begehen, betasten sie mit ihren Fingern den heiligen Boden, der Alles, was einst Mann oder Weib, Heide oder Christ war, aufgezehrt hat; sie betrachten sich mit stummem Erstaunen, und beschuldigen Satan, ihnen boshafterweise den Leib eines Seligen entwendet zu haben, sei es nun, um zu verhindern, daß ihm Verehrung ge-

weiht werde, oder um zu zeigen, daß einer der Anwesenden noch eine Todsünde auf sich habe. Dieser Gedanke hat sich auch alsobald Monsignore Badolfos bemächtigt, der stieren Blickes dieses Grab ohne Leichnam und ohne Gebeine betrachtet. Er macht sich den Vorwurf, Schuld an einem Wunder zu sein, welches Gott zugelassen, um ihn zu beschämen, und in seinem lächerlichen Aberglauben sagt er sich, daß ein Heiliger nicht von unreinen Händen dem Grabe enthoben sein wollte.

In diesem Augenblick ertönt fernes Geschrei statt der Gesänge, die unterbrochen wurden. Dieses Geschrei kommt aus der Tiefe der Katakomben; es ist nicht fern; es nähert sich von Secunde zu Secunde; es wird deutlicher: es sind Hülferufe, welche das Echo theilt, wiederholt und vervielfältigt, als ob mehrere Personen auf einmal und an verschiedenen Stellen schrieen.

Dieß unerwartete und unerklärliche Geschrei, dieß Geschrei, dessen Ausdruck ein schmerzlicher, herzzerreißender ist, übt eine so fremdartige Gewalt auf die Gemüthsverfassung der Anwesenden, welche schon Furcht vor dem Teufel beherrscht, daß ein panischer Schreck sich der ganzen Versammlung bemächtigt, die nun auch wahnsinniges Geschrei ausstößt und in höchster Verwirrung und Unordnung die Flucht ergreift. Die Brüder **della Fossa**, noch unwissender und abergläubischer als die Andern, suchen als die Ersten ihr Heil in der Flucht. Sie sind überzeugt, daß der Teufel sie verfolgt und ihr scheues Angstgeschrei ist mit Stoßgebeten, den sonderbarsten Gelübden und frommen Litaneien untermischt. Sie kennen den Weg vollkommen nnd brauchen nicht unter den tausend vor ihnen liegenden Straßen zu wählen. Man folgt ihnen, man läßt sie nicht aus den Augen, man denkt nicht einmal an die Gefahr, sich zu verwirren; im Gedränge stürzt man beim Schein einiger Fackeln und einiger Wachskerzen, die bald den zitternden Händen entfallen, bald im hastigen Laufe erlö-

schen, durch die dunkeln Gänge; Jeder hat weggeworfen, was er in der Hand hielt, um schneller zu gehen; die Furcht hat auch den Aeltesten und Schwächsten Beine gemacht. Es ist ein schauerliches Concert von Jammer und Angstgeschrei, das sich in Einen Laut vermischt, den das Echo verstärkt und mit dem Wiederhall der Tritte auf dem schallenden Boden zurück gibt.

Alles ist verschwunden, Alles schon ferne; aber Badolfo ist noch da, auf dem Boden liegend, seufzend und weinend, wie ein Weib, den Kopf in den Händen verborgen. Als der Schreck seinen von Alter und Gicht gelähmten Füßen wieder eine jugendliche Kraft verliehen, stieß ein Vorübereilender ihn an, er verlor das Gleichgewicht, fiel und konnte nicht wieder aufstehen; vergeblich rang er mit der Qual eines fürchterlichen Alpdrückens, das ringsum hin Höllenflammen aufthürmte, während ein Skelett mit eisernem Arme ihn an die Stelle fesselte. Das Skelett, dessen Schädel aus den Augenhöhlen Feuer spie, war Niemand anders als Seila. Badolfo flehte zu ihr und bat um Verzeihung, ohne daß das Gespenst, eine Ausgeburt seines bösen Gewissens, die Todesqual von ihm nehmen wollte, die ihm ein Vorgeschmack jener der Verdammten schien. Badolfo versuchte, um Hilfe zu rufen, er brachte aber keinen Laut hervor und nur ersticktes Aechzen entwand sich seiner Brust. Er hörte das Geräusch der Stimmen und Schritte in der Ferne verhallen, er war von dichter Finsterniß umhüllt — und glaubte züngelnde Flammen neben ihm knistern zu hören, er glaubte den Richterspruch des Allmächtigen, seine ewige Verdammung aus dem Munde des ihn umwehenden Gespenstes zu vernehmen. Das Grausen, das er empfand, gab endlich seiner Verzweiflung einen Umschwung, der ihm verstattete, auf Händen und Füßen zu kriechen, sich auf Augenblicke zu erheben und tastend einen Weg durch diese fürchterliche Dunkelheit zu suchen; mit gesträubten Haaren, stieren Augen, klaffendem Munde, rückte er langsam vor, indem

er sich mit seinen zitternden, gekrümmten Händen an der Mauer hielt und immer von Seila's abgeschiedener Seele verfolgt zu werden wähnte; er fühlte die Fittige des hinter ihm schwirrenden Gespenstes auf seinem Nacken, fühlte auf seiner Schulter das Einkrallen der Knochenhand, vor seinen Ohren gellten in Grabeslaut die Worte: „Stirb und sei verdammt!"

Die Grabesstimme aber war kein Wahngebild seiner Furcht; es war wirklich menschliches Geschrei, dem das Echo einen übernatürlichen Charakter verlieh, und das, je näher er wider Wissen und Willen demselben kam, immer deutlicher wurde; denn er bemühte sich zu fliehen, um es nicht mehr zu hören, und hörte es bei jedem Schritte, den er vorwärts that, besser; er stand stille, er horchte; sein Schreck fing an, der Ueberlegung zu weichen; er dachte, seine Abwesenheit sei bemerkt worden, man komme ihm zu Hülfe, man rufe ihn; seine Zunge löste sich plötzlich, und er fing an, ein Geschrei auszustoßen, das nicht vergeblich war, denn man antwortete ihm auf eine Weise, die ihm Muth und Hoffnung gab. Er lief schleunig der Seite zu, von woher sich die Stimme, eine schwächere als die seine, die aber nichtsdestoweniger einem lebendigen Wesen und nicht einem Bewohner der andern Welt angehörte, vernehmen ließ. Man kam auch ihm entgegen und schon konnte er einen schweren, schleppenden Tritt unterscheiden, der nach jedem kläglichen, keuchenden Schrei wieder lauter erdröhnte. Badolfo's entsetzliche Einbildungen schwanden, die Hoffnung, seinen Retter bald zu erreichen, verbannte alle andern Gedanken.

Dieser Retter ist ihm nahe, aber noch stralt kein Fackelschein durch die Finsterniß, sondern der nahende Unbekannte scheint selbst um Hilfe zu flehen; er schleppt sich mühsam, röchelnd, ächzend, er ruft mit gebrochener Stimme. Badolfo verfällt wieder in Zweifel und bald wieder in seine Angst; er pflegt bei sich selber Rath, er weiß nicht, welchen Entschluß fassen, er kommt in Ver-

suchung, auf's Neue zu fliehen, denn es ist kein Befreier, vielleicht nicht einmal ein befreundetes Wesen, es ist gewiß ein Gespenst; er kann nicht länger zweifeln. Diese ächzende Stimme kennt er, er hat sie schon anderswo gehört; noch dämmert nur eine unbestimmte, unvollkommene Erinnerung in ihm auf; er erbebt, er schaudert bei jedem Schrei, bei jedem Schritt dieses geheimnißvollen Gastes der Katakomben zusammen; er bleibt unbeweglich in stummer Erwartung.

„Um's Himmels willen!" sagt die Stimme, welche er jetzt erkennt, „wer Ihr auch seid, habt Mitleid mit uns! Rettet, rettet die unschuldige Seila!"

24.

Finsterniß.

Nun zweifelt der Großinquisitor nicht länger, daß er sich einem Gespenste gegenüber befindet, das er nicht sieht, und das, um ihn mehr zu schrecken, Robert's Stimme angenommen hat. Robert kommt, Gnade von ihm für Seila zu erflehen, und doch ist es, kann es nicht Robert sein, der sich in solchem Augenblicke an solchem Orte befindet. Badolfo antwortet nicht, regt sich nicht, Füße und Zunge sind ihm ein zweites Mal gelähmt; eiskalter Schweiß rieselt ihm über den Körper, er zittert, starrt mit scheuem Blicke in die undurchdringliche Dunkelheit, in welcher die Stimme und die Schritte sich nähern, erkennt aber Nichts.

„Gnade für Seila, Gnade!" hebt die klägliche Stimme wieder an, „sie ist unschuldig, und hier ist Pater Alexanders Leichnam, den Marco ermordet!"

Diese Worte verwirren Badolfo's Geist vollends, er sinkt zusammen und rollt schreiend zu Boden; seine

vorwärts gestreckten Hände treffen nur auf Gebeine, welche die Berührung in Staub wandelt. Sein Entsetzen erreicht den höchsten Grad, als er einen Stoß fühlt, in Folge dessen er durch den Fall einer ungeheuern Last, die vom Gewölbe herabzustürzen scheint, beinahe erdrückt wird; er stößt einen durchdringenden Schrei aus und fällt in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kommt, als er sich Rechenschaft von den ihn bestürmenden Eindrücken ablegen kann, fühlt er, bevor er noch alle seine Erinnerungen gesammelt und seine Urtheilskraft wieder erlangt hat, Hände, die tastend über seinen Körper hinstreifen, er hörte ein mühsames pfeifendes Athmen über seinem Kopfe; er selbst hält seinen Athem zurück, macht keine Bewegung und versucht das Klopfen seines Herzens zu unterdrücken, er stellt sich todt und weiß so an sich zu halten, daß er trotz des Schauers, der ihn bei der kalten Berührung dieser Menschen- oder Dämonshand durchrieselt, keinen Laut vernehmen läßt.

Er fühlt sich endlich leichter; die unsichtbaren Hände berühren ihn nicht mehr und scheinen sich zu entfernen; er hört das pfeifende Athemholen, das sich einer andern Brust als der seinigen entwand, nicht mehr; er hofft noch einmal, eines um so schrecklicheren Traumes los zu sein, als er ihn für Wirklichkeit genommen. Er stützt sich auf die Ellbogen und schickt sich eben an, wieder aufzustehen, aber er hört den zischenden Ton eines Feuersteins, der, mehrmals mit dem Stahl geschlagen, Funken sprüht, bei deren Schein er einen Mann neben sich knieen sieht; die Funken haben ein Stück Zunder ergriffen das mit seinem Feuer ein Schwefelhölzchen entflammt. Alle Gegenstände werden nun in eine augenblickliche Beleuchtung versetzt und ein Schrei des Entsetzens entfährt Badolfo, als er sich Robert gegenüber erblickt, der auch ihn erkennt und in heftiger Ueberraschung Alles, was er in der Hand hält, fallen läßt, Feuerstein, Zunder und das Schwefelhölzchen, das auf dem Boden erlischt. Die Nacht scheint sie mit ihren Schwingen näher

und näher zu umkreisen und sie erdrückend in ihr Bahrtuch zu hüllen.

„Sie sind es! Sie, den ich hier finde!“ sagte endlich Robert nach einem augenblicklichen Schweigen. „Träume ich nicht? Monsignore Badolfo!“

Der Großinquisitor, den Robert anredet, antwortet nicht. Seine Zähne klappern auf einander, die Zunge klebt ihm am Gaumen, er schaudert, er ist dem Ersticken nahe, er möchte sich verbergen, möchte fliehen und hat nicht die Kraft, sich zu bewegen; er sieht sich in den Händen seines erbittertsten Feindes. Als er dann noch die Berührung dieser Hand fühlt, die ihn abwechselnd kalt und brennend dünkt, wird sein ganzer Körper von schmerzlichen Zuckungen ergriffen.

„Antworten Sie mir, wenn Sie noch am Leben sind!“ hebt Robert dumpf wieder an; „antworten Sie, ich befehle es! antworten Sie, ich bitte, flehe.“

„Was wollen Sie?“ antwortet Badolfo, der mehr dem Befehle als den Bitten gehorcht. „Sie vielmehr muß man fragen, ob Sie todt oder lebendig sind! Sind Sie todt, so verspreche ich Ihnen Messen und Todtenämter in allen Kirchen Roms; sind Sie noch am Leben, o! so verzeihen Sie mir, tödten Sie mich nicht, lassen Sie mich nicht an diesem schrecklichen Orte sterben, führen Sie mich an's Tageslicht zurück!“

„Und Seila? was haben Sie mit Seila gemacht?“ sagte bitter Robert. „Sie ließen sie verurtheilen und wußten, daß sie unschuldig war!“

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie mir!“ murmelte das Oberhaupt der Inquisition. „Ich bin ein abscheulicher Sünder.“

„Sie ist verurtheilt; aber Sie können sie begnadigen lassen, und Sie werden es thun, ja, Sie werden es bei Strafe Ihres Lebens thun!“

„Ich werde Alles thun, was von mir abhängt, um das Unheil gut zu machen, die böse That zu sühnen, und müßte ich meine Tage in einem Kloster hinbringen.“

„Es handelt sich nicht um ein Klosterleben, es handelt sich darum, Seila und ihren Vater zu retten; man muß das Urtheil aufheben, es ungültig erklären.“

„Nun wohl! ja, ich willige in Alles, ich verspreche Alles, aber enteilen wir diesem Grabe, retten wir uns, retten Sie mich vorerst!“

„Wie hier herauskommen! haben Sie nicht die Mittel dazu? kennen Sie den Weg nicht? wie sind Sie in die Katakomben gekommen?“

„Ich habe mich nach dem Befehle des heiligen Vaters zur Hebung eines heiligen Leibes hieher begeben . . . Aber sind Sie wirklich Hubert Robert?“

„Haben Sie mich nicht wieder erkannt? Ich bin der, den Sie in der Nähe von Trinita del Monte aufgreifen ließen, der, den Sie eine ganze Nacht im Palaste der Inquisition gefangen hielten, der, den durch Ihre Diener geißeln zu lassen Sie wagten, der, welcher Ihnen Gegenzüchtigung versprochen hat: erkennen Sie mich jetzt? Und Seila, wo ist sie? was haben Sie aus ihr gemacht?“

„Gnade! Barmherzigkeit!“ sagte Badolfo sich zu Roberts Füßen windend; „mein Leben ist in Ihrer Hand, seien Sie nachsichtig, großmüthig!“

„Großmüthig! nachsichtig! waren Sie es gegen Seila? Soll ich Ihnen Ihre gottlosen Pläne, Ihre frechen schändlichen Versuche ins Gedächtniß rufen?“

„Ich habe den Tod, ich habe die Verdammniß verdient; aber ungeachtet meines Verbrechens hoffe ich auf Gottes und Ihre Barmherzigkeit.“

„Ich will mich nicht rächen, Ihr Blut kann mir Nichts nützen; aber an Seilas Rettung an Seilas Befreiung ist mir gelegen!“

„Denken wir vorerst an unsre Befreiung, denken wir daran, in diesen schauerlichen Orten nicht vor Hunger und Entsetzen umzukommen . . .“

„Schon manche, manche Stunde irre ich als Ver-

lorner hier herum, schon manche Stunde habe ich keine Nahrung zu mir genommen!"

„Sie haben Hunger? Ach, der Hunger ist eine schreckliche Qual... Schon lange, sagen Sie, irren Sie herum? Warum? Wie kommen Sie in die Katakomben?"

„Ich bin hinabgestiegen, um die Beweise von Mondaios und seiner Tochter Unschuld zu suchen, ich habe sie gefunden."

„Welche Beweise? Ich verstehe Sie nicht. Es scheint mir in der That, dieser Jude sei etwas zu leichthin verurtheilt worden; allein er gestand beinahe..."

„Auf der Folter, nicht wahr? Er hat wohl bekannt, der Unglückliche, daß er Pater Alexander in der Nacht des Hohendonnerstags in seinem Hause umgebracht und den Leichnam durch Verbrennen hinweggeräumt habe? Und Seila, haben Sie die auch auf die Folter gespannt?

„Eilen wir lieber unsers Weges. Horchen Sie! man ruft!... Nein; doch beschäftigt man sich gewiß mit meiner Aufsuchung..."

„Der sprechendste Beweis der Unschuld Ihrer Opfer ist hier! hier der Leichnam des Pater Alexander..."

„Ein Leichnam!" sagte Badolfo mit einer Bewegung des Schauders und des Abscheus; „Pater Alexander! in den Katakomben!..."

„Allerdings; Pater Alexander ist in der Umgegend Roms durch Marco, den Thorwächter des Ghetto, ermordet und durch eine Oeffnung in die Katakomben geworfen worden!"

„So eilen wir denn nach Rom zurück, um einen Unschuldigen zu retten und der Hinrichtung zuvorzukommen!"

„Der Hinrichtung! Wie! schon jetzt?" rief Robert, der trotz seiner ungeheuern Schwäche plötzlich seine ganze Kraft wieder gewann; „Seilas Hinrichtung!"

„Nein, Seila wird leben, aber Ihr Vater... er

ist verurtheilt; Schlag zwölf Uhr soll er erhängt werden... Kommen Sie, zögern wir nicht; kommen Sie doch!"

„Zwölf Uhr! Wer weiß, ob Mittag nicht schon vorbei ist!... Können wir hoffen, das Tageslicht wieder zu sehen?... Dann wird es aber nicht mehr Zeit sein!... schon jetzt vielleicht ist es nicht mehr Zeit!"

„Man sucht mich, seien Sie überzeugt! Man wird uns bald zu Hülfe kommen... Sollen wir warten, bis man kommt oder auf Zufall hingehen?"

„Warten!... Wir könnten bis zum jüngsten Tage warten! Wissen Sie, daß ich mich vor mehreren Tagen verloren habe? So dünkt mich wenigstens."

„Wir haben heute Osterdienstag und unsre Prozession begab sich vor fünf Uhr Morgens in die Katakomben; noch ist seitdem keine Stunde verflossen und gewiß sucht man mich jetzt schon..."

„Wird man uns finden? und wann wird man uns finden? Bleiben wir keine Minute länger hier; vorwärts, immer vorwärts..."

„Ja, aber wenn wir uns mehr verirren?... Wenn wir auf Abgründe, auf Schlangen treffen?..."

„Gleichviel! ob wir auf diese oder jene Art sterben!... Bin ich nicht schon aus Mangel an Nahrung entkräftet? O! so lange mir noch ein Rest von Kraft bleibt, um mich zu schleppen und diesen Leichnam mitzunehmen, werde ich thun, was mir als heilige Pflicht erscheint!"

„Diesen Leichnam mitnehmen! Und zu was? Das ist unsinnig, unnöthig, weil Pater Alexander jedenfalls todt ist."

„Er ist todt, aber Seila, aber Mondaio sind es nicht, und dieser Leichnam ist für mich gleichsam ein Pfand ihrer Rettung."

„Haben Sie nicht mein Wort zum Pfande? Habe ich Ihnen nicht versprochen, das Todesurtheil zurücknehmen zu lassen und..."

„Sie! Ihr Wort!“ unterbrach ihn Robert verächtlich. „Gestatten Sie mir, weniger Vertrauen auf Sie als auf mich selbst zu setzen! Alles, was ich von Ihnen verlange ist, daß Sie mir helfen den Körper tragen, unter dessen Last ich erliege...“

„Ich!“ entgegnete Badolfo mit einer Art Entrüstung; „ich, einen Todten tragen! Vergessen Sie, wer ich bin?“

„Erinnern Sie mich nicht daran, Unglücklicher, denn ich könnte mich vielleicht erinnern, daß ich Seila zu rächen und Sie zu bestrafen habe!“

„Aber, Herr Robert, ich kann doch nicht einen Leichnam berühren! Der Rang, den ich in der Kirche bekleide, die Inquisition, deren Oberhaupt ich bin...“

„Ich könnte Sie mit dem Messer an der Kehle zwingen, mir zu gehorchen, und das wäre meinerseits eine erlaubte Gewalt... Leben Sie wohl!“

„Wohin gehen Sie? Um der hochgebenedeiten Jungfrau und aller Heiligen willen, verlassen Sie mich nicht!“

„Es liegt an Ihnen, mir zu folgen, und um Ihres Lebens willen werden Sie es thun, denn zweifeln Sie nicht, ich werde vor Ihnen sterben....“

„Wenn Sie mich allein ließen, so würde ich mich für todt betrachten und keine Hoffnung bliebe mir mehr.“

„Ich werde Sie nicht allein lassen, sage ich Ihnen, und habe ich meinen letzten Seufzer ausgehaucht, so bleiben Ihnen zwei Leichname zur Nahrung!“

„Ha! weg mit solch fürchterlichen Ideen!... Sie haben also schrecklichen Hunger? Hunger sterben, das heißt tausendfach den Tod erleiden!“

„Sehen Sie, wie sehr ich Sie auch hassen und verachten muß, thäte es mir dennoch wohl, Ihrem Versprechen, daß Sie Nichts sparen werden, die begangene Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, trauen zu dürfen. Schwören Sie, mir Seila zu retten?“

„Ich schwöre es Ihnen und wünsche nur diese Grüfte verlassen zu haben, um meinen Schwur erfüllen zu können. Ich gelobe, Alles was mir von den confiscirten Gütern des Juden zukommt, an die Armen zu verschenken, im Fall nämlich sein Vermögen confiscirt bleibt...“

„Geloben Sie auch, ein rechtschaffener Mensch zu werden, wenn es sein kann... Vorwärts, heben Sie den Körper an den Füßen auf...“

„Welch' unselige bedaurungswürdige Grille!“ sagte Badolfo sich derselben endlich unterziehend, trotz seines Widerwillens Hand an einen Leichnam zu legen.

„Ich will vorausgehen, um den Weg zu sondiren... Ach! ich fühle, daß ich leider nicht mehr weit kommen werde!... Ich sage Ihnen nochmals, wenn ich sterben sollte, bevor wir den Ausgang erreicht haben, so vermache ich Ihnen das Feuerzeug und das Messer, die ich bei mir trage; das eine wie das andere können Ihnen zur Befreiung behülflich sein, und da man in dieser schrecklichen Lage an Alles denken muß, so vermache ich Ihnen noch außerdem meinen Körper, damit Ihr Hunger nicht unerträglich werde und Sie Ihre Befreier erwarten können... Sie werden mich verstehen, wenn die gleichen Qualen, die ich jetzt erdulde, auch über Sie kommen sollten...“

„Mein Leben ist unstreitig in Ihren Händen,“ sagte Badolfo über diese Worte und besonders über den Ton, in welchem Robert sie gesprochen, erschrocken; „Sie besitzen Vortheile, an welchem es mir gebricht, Kraft, Verzweiflung, Waffen; aber Sie sind zu großmüthig, zu christlich gesinnt...“

„Sprechen Sie weiter nicht zu mir; ihre Stimme erweckt meine Erinnerungen und meine Wuth... Aber glauben Sie nicht, daß ich eines Mordes fähig wäre, und könnte ich auch mein Leben damit verlängern... Ich sage Ihnen überdieß, daß ich in Bezug auf Seilas Rechtfertigung mehr auf Sie, denn auf mich zähle. Sie werden ihr nur mittheilen, daß ich gestorben bin im

Gedanken an sie und mit dem Vorsatze, mich ihr bis auf den letzten Blutstropfen zu weihen."

Robert schwieg seufzend und Badolfo wagte nicht, ihn in seiner stummen und fast drohenden Träumerei zu stören. Ungeachtet der beruhigenden Betheurungen des jungen Franzosen konnte sich Badolfo doch einer lebhaften Unruhe, die sein Unglücksgefährte ihm einflößte, nicht erwehren; er wußte, daß der Hunger zu den fürchterlichsten Excessen treibt und daß Schiffsleute auf offenem Meere, Bergwerker in der Tiefe eines Schachtes, Reisende in der Wüste sich oft unter einander getödtet, um ihr Leben mit Menschenfleisch zu fristen; er stellte sich dann vor, Robert, der ihn haßte und mehr als einen Grund zur Rache an ihm hatte, werde seiner nicht lange mehr schonen. Hatte nicht Robert selbst ihm von einem Messer gesprochen, als ob er Gebrauch davon zu machen gedächte? Dieß Messer, das schon einem Verbrechen gedient, ward zur fixen Idee bei dem Großinquisitor; er meinte jeden Augenblick, es in der Dunkelheit glänzen zu sehen, und bebend wich er zurück, um den tödtlichen Streich von sich abzuwenden. Seine Einbildungskraft war so thätig, daß er mehr als einmal die kalte Klinge in seinen Eingeweiden zu verspüren wähnte und den Mund öffnete um Gnade zu erflehen.

Aber Robert schritt immer vorwärts, keuchend, schweißtriefend, die Bürde nur mit Mühe haltend, die Badolfo ihm tragen half; dieser Letztere folgte ihm mechanisch, ohne nach dem Zweck zu fragen, den sein Führer noch zu erreichen hoffte. Ach! Robert, der getrieben von der Furcht, zu spät oder gar nie zum Ziele zu kommen, seinen Schritt beeilte, raffte die schwindenden Kräfte zusammen und ging auf's Gerathewohl, immer die erste beste Straße, die er antraf, einschlagend. Wenn er sich seine wahre Lage vor Augen hielt, dachte er seufzend, daß er seiner Befreiung vielleicht ferner stehe, als Abends zuvor, denn noch war kein Anzeichen vorhanden, daß man ihm zu Hülfe komme oder er sich einem

Ausgang nähere: überall gleiche Finsterniß, gleiches Schweigen. Er war in einem unermeßlichen Grabe, das ihm die Fähigkeit sich zu bewegen verstattete. Er kämpfte den Todeskampf nach dem Tode.

Plötzlich unterscheidet er dumpfes Geräusch über seinem Haupte; er horcht ängstlich hin, das Geräusch ertönt von einer andern Stelle her und verliert sich in der Dicke des Gewölbes. Dieß Geräusch ist Leben, ist ein Wiederhall der bewohnten Welt: er hat das Rollen eines Wagens erkannt. Er springt jubelnd auf, er bricht in wahnsinniges Geschrei aus, das Badolfo mit starrem Entsetzen erfüllt; dann horcht er nochmals hin, aber hört Nichts mehr, das glückselige Geräusch erneuert sich nicht; vergeblich wartet, harrt und fleht er; kein Schall von Außen durchdringt das erdrückende Schweigen. Indessen hat er Muth gefaßt, indem er sich sagt, daß er das Vorüberrollen einer Kutsche gehört und daß vermuthlich an dieser Stelle das Gewölbe nicht undurchdringlich sein müsse. Er fängt wieder an zu schreien, ohne jedoch den Beweis zu erhalten, daß sein Geschrei durch die Pozzolanmasse gedrungen, die ihn von den Lebenden trennt. Während solcher Versuche verhält sich Badolfo ruhig und theilnahmlos. Mißtrauen beherrscht ihn fortwährend und er denkt nur, wie er sich gegen einen Messerstich sichern könne.

„Bleiben Sie hier bei dem Todten," sagte Robert, „während ich die umliegenden Gallerien durchsuche, um den Ort zu erforschen, wo wir hoffen dürfen, aus dem Gewölbe zu dringen."

„Sie wollen mich allein lassen!" antwortete Badolfo, bei welchem eine andere Furcht, die vor dem Messer, die Furcht des Allein- und Verlassenseins verdrängte. „Nein, ich verlasse Sie nicht, ich gehe, wo Sie hingehen! Sie könnten füglich nicht mehr zurückkehren!"

„Wissen Sie nicht, daß ich lieber sterben wollte,

als diesen Leichnam zurück lassen, der Seilas Unschuld an den Tag bringen wird?"

„Ich folge Ihnen, und wenn es sein muß, trage ich den Leichnam allein, indem ich Sie Schritt für Schritt begleite.

„So nehmen wir denn unsre köstliche Bürde wieder auf und lassen Sie uns vorwärts gehen und horchen, ob das gleiche Geräusch sich nicht wiederhole. Gott sei gelobt! ich fange an zu glauben, daß wir, daß Seila und ihr Vater gerettet sind! . . . O! hören Sie das Pferdegetrappel, das Rollen eines Wagens? . . ."

Robert, der den Schritt beschleunigt, um dem beinahe deutlichen Geräusche näher zu kommen, erhält rücklings einen heftigen Stoß und kann den Leichnam, den man ihm entreißen zu wollen scheint, kaum zurückhalten; ein fürchterlicher, durchdringender Schrei gellt ihm in die Ohren und hallt in den Katakomben wieder; der Fall eines Körpers, der in verschiedenen Absätzen an dem Gestein anprallt, bevor er mit Getöse in Mitte eines Wassers stürzt, begleitet den Weheruf. Diesem Falle folgt ein Platschen im Wasser und ersticktes Wimmern scheint der Tiefe eines unterirdischen Brunnes zu entsteigen. Von Entsetzen ergriffen, wagt Robert keinen Schritt vor, noch rückwärts und krallt seine gekrümmten Hände in den Leichnam, der ihm beinahe entglitten wäre und dessen Füße sich auf dem Boden schleppen. Das Geräusch des aufgeregten Wassers und das Stöhnen, das allmälig erstirbt, läßt ihn Badolfos Schicksal nur zu richtig ahnen.

„Monsignore Badolfo," schrie er zu wiederholten Malen, „wo sind Sie? Was ist Ihnen begegnet? antworten Sie! antworten Sie mir!"

Er erhielt aber keine Antwort und das Wimmern, das der grauenvollen Tiefe unheimliches Geflüster schien, ist erstorben. Er horcht, er ruft, er schreit nochmals, ohne den Leichnam loszulassen, den er mit einer Hand hält, während er mit der andern den Boden

um ihn sondirt und durch die Finsterniß tastet. Dann fällt ihm ein, die gefährliche Stelle, an welcher er sich befindet, für einen Augenblick zu beleuchten; er sucht seinen Feuerstein in der Tasche: er hat nur noch einige Schwefelhölzchen und ein wenig Zunder. Stein und Stahl sind an jener Stelle geblieben, wo er den Großinquisitor fand. Was anfangen? Wie Badolfo Hülfe bringen? Ist er noch am Leben? ist er umgekommen? Wie vorwärtsschreiten? Wie rückwärts? Indessen ertönt das Geräusch von Schritten und Rädern wieder durch das Gewölbe. Robert, der stöhnend immerfort Badolfo ruft, läßt den Leichnam auf den Boden nieder und vorsichtig auf den Knieen kriechend gelangt er an den Rand eines Abgrundes, in welchen er seinen Arm taucht und wiedertaucht, aber immer in's Leere greift.

25.

Die Hinrichtung.

Die Bevölkerung Roms, immer neugierig und schaulustig, wie sie es unter den Kaisern war, die es an Schauspielen und öffentlichem Gepränge nicht fehlen ließen, strömt von allen Seiten herbei und bildet um die Piazza di Spagna herum, wo die Hinrichtung des Juden statt finden soll, eine dichte, bewegliche, lärmende Masse. Alle Fenster sind mit Leuten besetzt und mit Teppichen, Sammt oder Seidenstoffen, ja selbst mit weißen Tüchern behängt, auf welche einige Sträuße von geruchlosen Blumen geheftet sind. Es gibt Zuschauer, die sich ihren Platz auf den Terassen der Häuser gemiethet haben. Unten auf der Straße laufen die Kinder, die in Allem ihr Fest und Ergötzlichkeit finden, mit Wachskerzen und Fackeln herum, aus vollem Halse

schreiend und lachend und singend, wie bei der Illumination Moccaletti, welche die feenhaften Festlichkeiten des römischer Karnevals beendigt.

An diesem Tage sind die Kirchen leer, wie nie, obwohl man Todtenmessen zum Andenken des guten Padre Alexander hält; in jedem Kirchsprengel und in jedem Kloster schlägt das Todtenglöckchen an; Rom, welches nach dem Volkssprichwort mehr Glocken als Glöckner und Pfarrkinder hat. erschüttert die Luft durch ein betäubendes Geläute, das aus tausend verschiedenen, mehr unzusammenstimmenden als harmonischen Klängen, vom ernstesten bis zum gellendsten, besteht. Die römischen Ohren sind aber an diese Musik gewöhnt, mit welcher sie nur während der Charwoche verschont bleiben, das Volk achtet nicht auf die Glocken, die vergebens in die schwarzbehängten Kirchen rufen: in geschäftiger Eile, mit wildem Geschrei und rohen Manieren drängt es sich dem Orte zu, wo die Hinrichtung und die Kirchenbuße statt finden soll; allein dieser kann nur eine kleine Zahl Auserwählter fassen: der Judenplatz ist von geringem Umfange, das Ghetto verschlossen und von Soldaten bewacht, die Straßen, welche auf den Platz ausmünden, sind enge und krumm, die Häuser, von welchen aus der Schauplatz der Ceremonie überblickt werden kann, sind niedrig und haben wenig Fenster: die Menge ist daher gezwungen, sich auf den Ort der Hinrichtung zu beschränken, der wenigstens Raum bietet und Etwas zu sehen verstattet.

Die Piazza di Spagna, eine der schönsten der Stadt, kann zwanzigtausend Personen fassen, während Domitians Arena, welche einst den gleichen Raum einnahm, mehr denn fünfzigtausend Zuschauer in ihrem kreisrunden Amphitheater barg. Zwar ersetzt die riesige Treppe, welche zur Kirche Trinita del Monte auf dem Pincio hinaufführt, und der Straße Condottieri gegenüber liegt, einigermaßen die stufenweise erhöhten Bänke der alten Arena, indem sie den Neugierigen, die sich darauf drän

gen, ihre zweihundert Stufen und ihre sechs geräumigen Vorplätze mit steinernem Geländer bietet. Da besonders finden sich die ein, welche ganz nahe bei den Verurtheilten und dem Galgen sein wollen, der zur Linken dieser Treppe aufgerichtet ist und auf zehn Fuß ein Schaffot überragt, welches ebenfalls einige Klafter höher als der große Scheiterhaufen von dürrem Reisigholz, Heu und Werg steht. Noch gibt es viele andere Plätze, die eigens für das Volk bestimmt scheinen, welches sich beim Erhängen oder Verbrennen eines Juden besonders neugierig hinzudrängt, ohne des Collegiums **de Propagenda fidei** zu erwähnen, das seine Zöglinge zu dem erbaulichen Schauspiel eines Halsgerichtes herbeiruft, ohne den Palast Lepri, den Palast des Maltheserordens und den des spanischen Hofes zu rechnen, welche alle drei so viele Besucher haben, als die Fenster nur fassen mögen; die Straße Condottieri, welche die Aussicht auf das Schaffot gewährt und etwas hinansteigend auf den Corso ausläuft, ist seit Sonnenaufgang von der Volksmasse belagert; die Straße del Cabuino, welche von der Piazza del Popolo auf die Piazza di Spagna führt, ist gestopft voller Landleute, die auf die Nachricht einer Hinrichtung herbeigeeilt sind und in der ganzen Länge des Monte Pincio, vor dem Kloster und der Kirche della Trinita und vor der Villa Medici erwartet sitzend, stehend, Ecksteine und Brustwehren, so wie Bäume erkletternd eine Unzahl von Leuten die Ankunft der Prozession, welche den Mörder des Pater Alexander begleitet und vor der Rückkehr des Monsignore Badolfo den Palast der Inquisition verlassen hat.

Diese ungeheure Masse hat ihre Stellung noch nicht eingenommen, sie drängt sich, stößt sich; hie und dort entsteht ungeheurer Tumult, denn nicht ein Soldat, nicht ein Polizeidiener ist da, um Ordnung zu erhalten. Weiber und Kinder schreien, Männer fluchen, Hunde heulen und die Glocken schallen ohn Unterlaß. Die selt-

samsten und verschiedenartigsten Gerüchte sind im Umlauf und erregen die Gemüther, indem sie den Zungen, welche so wenig ruhen als die Glocken in Rom, herrlichen Spielraum geben, man erzählt: der Jude Mondaio habe gestanden, den Kapuziner in der Absicht, zu erfahren, was aus den genossenen Hostien der Christen würde, getödtet zu haben; weiter heißt es, dieser abscheuliche Jude wasche sich mit Christenblut, um sich vom Aussatze zu heilen; dann sagt man wieder, seine Tochter müsse das Judenthum abschwören und in ein Kloster gehen; hernach will man wissen, daß die Jüdin, die sehr schön sei, vom Teufel besessen sei und zwei Kröten und drei Schlangen ausgespieen habe, als man sie das Kruzifix küssen ließ. Auf einer andern Stelle ist der Gegenstand der Unterhaltung wieder ein ganz anderer: man spricht von der neuen heiligen Valeria, welche der Pabst dem König von Frankreich versprochen; man erzählt von der **Hebung** des heiligen Leibes in den Katakomben, man verhandelt die Ceremonie, welche am gleichen Morgen stattgefunden hat... Plötzlich verbreiten sich dunkle Gerüchte mit Blitzesschnelle: die Hinrichtung werde aus Mangel an einem Nachrichter verschoben, da jener von der Justizbehörde seinen Beistand zur Hinrichtung eines von der Inquisition verurtheilten Juden verweigert habe; nun fehle es der Inquisition, welche seit mehr denn zwanzig Jahren keine Todesstrafe ausgesprochen, an einem förmlichen Henker, denn die Mitglieder derselben übernähmen sonst bei verschlossenen Thüren die Vollziehung des vom Tribunal ausgesprochenen Strafgerichts.

Und doch kommt die Prozession des Verurtheilten jetzt von der Seite der Propaganda her; man hört die Kirchengesänge und das von den Büßermönchen abgeleierten Miserere, man sieht die Wachskerzen flimmern und die Fahnen wehen. Es wird stiller und stiller, je näher der Zug kommt, und endlich lagert dumpfes Schweigen über der ganzen Versammlung, die unbeweglich und aufmerksam wird; ehrerbietig theilt sich die Menge von

selbst, um dem Gefolge, das aus Büßermönchen von allen Farben, mit Kreuz- und Fahnenträgern an der Spitze besteht, freien Durchgang zu lassen; die Brüderschaften jedes Ordens und jeder religiösen Gemeine, haben ihre Mannschaft gestellt; jedes Männerkloster ist durch einige Mönche repräsentirt und alle Kapuziner des römischen Generalates wurden zu der blutigen Gedächtnißfeier des Pater Alexander berufen. Man bekreuzigt sich, man kniet nieder, man wirft sich zu Boden beim Erscheinen der Kirchenfahnen. Halb nackte und in Lumpen gekleidete Kinder laufen den Büßern und Mönchen voran oder neben ihnen her, um in Papierdüten das Wachs zu sammeln, das von ihren Kerzen herunterfließt. Die Prozession schreitet über den Platz und stellt sich um das Schaffot herum auf, wo auch Mondaio und seine Tochter bald erscheinen. Hinter ihnen geht der Scharfrichter, in einen schwarzen Rock mit Kapuze gehüllt.

Mondaio scheint ergeben; mühsam geht und hält er sich auf seinen von den Folterstiefeln verwundeten und mit blutbefleckten Linnen verbundenen Füßen; bisweilen helfen ihm zwei Büßermönche weiter und verhindern sein Zurückbleiben; aber mit ruhiger und verächtlicher Miene schaut er auf die Menge hin, die Menge, welche ihm mit schallendem Hohngelächter zornige Blicke zuwirft. Er ist in das san benito gekleidet, welches die von der Inquisition Verurtheilten tragen; unter diesem schwarzen, mit Flammen bemalten Rocke trägt er die Hände zusammen gebunden, trotz jenes Artikels im Verdammungsurtheil, der ihm von dem Ort, wo die Kirchenbuße stattfand, bis auf die Richtstätte eine dicke, brennende Wachskerze zu tragen gebietet. Seine Hände waren während der Folter vom Schwefelfeuer verbrannt worden, so daß er die schrecklich geschundenen Finger nicht mehr rühren kann. Ein anderer Jude aus den Inquisitionsgefängnissen trägt nun die Wachskerze, die ihm bei der Kirchenbuße überreicht ward. In einen bis zu Boden fallenden dichten Flor gehüllt, entgeht wenigstens Seila

den Blicken und Schmähungen. Der Henker, welcher ihr folgt, hat nicht die gewöhnliche Haltung der Scharfrichter; zuweilen steht er still und schleudert einen bohrenden Blick durch die Löcher seiner Kapuze; er zögert, er pflegt Rathes bei sich; endlich tritt er zu einer Frau heran, die zwei Kinder auf den Armen hält, welchen sie das niegesehene, schauerliche Schauspiel, dem sie anwohnen, erklärt.

„La Tanca," sagte er mit barschem, gebieterischem Tone zu ihr, „geh und benachrichtige Nisida, daß Marco entschlossen ist, zu sterben, wenn sie nicht auf der Stelle ihm zu verzeihen kommt! Mahne sie vor allen Dingen zur Eile, damit sie die Zeit nicht noch mit ihrer Ausstaffirung verliere!"

Die Römerin, an welche diese Worte gerichtet sind, wendet sich mit eben so viel Ueberraschung als Abscheu ab und geht mit ihren Kindern weg, die vergeblich bitten, sie doch die Hinrichtung sehen zu lassen. Ein rother Rauch steigt von dem angezündeten Scheiterhaufen auf und bildet eine dichte Wolke, welche den Pincio verschleiert und sich über dem Schaffote wie ein Thronhimmel ausbreitet. Von allen Seiten jubelt man diesem Vorspiele zur Hinrichtung zu, und Jeder sucht der Nächste beim Scheiterhaufen und dem Schaffote zu sein. In der sich drängenden, schiebenden Masse entsteht eine wogende Bewegung, ähnlich der wiederkehrenden Flut, und in dieser sich selbst einschließenden Menge murmelt es gleich brandenden Meereswellen. Ein unvorhergesehenes Zwischenspiel zerstreut auf einen Augenblick die ungeduldige Neugier der Anwesenden.

Man brachte einen Todten in die an die Propaganda stoßende Kirche San-Andre-delle-Fratte, in welcher er ohne große Ceremonien begraben werden sollte. Das Trauergeleite bestand aus vier Brüdern **della morte**, die in große schwarze Mäntel mit Kapuzen gehüllt waren, in welcher nur für die Augen Oeffnungen angebracht sind; diese Brüder trugen auf dem Rücken und der Brust

einen Todtenkopf und zwei Todtenbeine von weißem Zeuge genäht. Der eine von ihnen hielt eine schwarze Fahne, auf welcher das gleiche düstre Sinnbild dargestellt war, die drei Andern hatten brennende Fackeln in der Hand. Eine schwarz bemalte Bahre mit den nämlichen Zeichen wurde von zwei Brüdern **della penitenza** in grauer Kleidung, worauf die Marterwerkzeuge Christi, und vermummt wie alle Büßermönche Roms, einhergetragen. Auf dieser Bahre lag ein junges Weib, das zu schlafen schien, denn ihr unverhülltes Gesicht war, obwohl wachsbleich, doch nicht von Krankheit zerstört, und noch hatte ihm der Tod sein Siegel nicht aufgedrückt. Ihre Haare waren sorgfältig gekämmt und geflochten und mit goldenen Stecknadeln und Perlen verziert, aber der Kranz von weißen Rosen und Immortellen, welchen man in Rom den im Zustand der Gnade Hingeschiedenen, das heißt denen, welche noch die Sterbesakramente empfangen, auf das Haupt drückt, schien der Verstorbenen verweigert worden zu sein. Zwei oder drei Weiber, die sich beflissen, einen Schmerz zur Schau zu tragen, wie einst jene Klageweiber des Alterthums, und einige Männer, welche das **De profundis** ableierten, folgten der Bahre.

Das Volk, welches in Rom mehr als irgend anderswo den Todten eine Art feierliche, fromme Verehrung weiht, wich von selbst zurück, um den Trauerzug in die Kirche treten zu lassen; wo er vorüber kam, knieten die Zunächststehenden nieder und Alles bekreuzigte sich. Der Name der Todten war alsobald in Jedes Munde; man wußte, daß Nisida, das hübsche Mädchen aus dem Quartier Minerva, sich in der Tiber ertränkt, und daß man Abends zuvor ihren Körper in der Nähe der Brücke Quattro-Lupi aufgefunden. Man fügte hinzu, daß, da der Priester, welcher am Tage vor Ostern ihre Beichte gehört, sich verbürgt habe, sie werde trotz ihres Selbstmordes nicht verdammt werden, die Geistlichkeit von San-Andre-delle-Fratte ihr ein christliches

Begräbniß bewilligt habe; sonst wäre sie auf dem Kirchhofe der Protestanten vor der Pyramide des Cestius verscharrt worden. Nisida war ihrer Schönheit und ihres Vielliebens wegen allenthalben gekannt; man bedauerte sie allgemein und billigte das Benehmen der Geistlichkeit, die ihr Aufnahme in eine der Grüfte ihrer Kirche gestattete. Ueber die Ursache ihres Todes war man vollkommen einig, indem man annahm, sie habe die Schande, einen Juden zu lieben, nicht überleben können. Man raunte sich auch leise zu, sie hätte sich vorgeworfen, ohne ihr Vorwissen zur Ermordung des Pater Alexander im Ghetto beigetragen zu haben.

Das Gefolge der Verurtheilten, welches Nisida's Grabgeleite aufgehalten hatte, setzte sich wieder in Bewegung; allein der vermummte Nachrichter blieb gesenkten Kopfes mit herabhängenden Armen, San-Andre-della-Fratte gegenüberstehen, wohin die Todte so eben gebracht wurde; er schien wie angewurzelt an der Stelle und ohne die tiefen Seufzer, die seiner Brust entquollen, hätte man ihn zur Bildsäule verwandelt geglaubt. Aller Augen richteten sich auf ihn, der nun zum Fingerzeig geworden; die Kinder, welche von der Wiege an die **mala pasca**, das Gespenst einer alten, in Trauer gekleideten Frau fürchten lernen, die man als Vorbote eines Unglücks erscheinen sieht, fingen an zu rufen: **Mala pasca!** aber Niemand wagte den Henker aufzufordern, sich seinen Opfern zuzugesellen, und nun bildete sich ein leerer Raum um ihn, bis endlich Baretti, kühner als die andern, in lustigen Sprüngen auf ihn zueilte, ihm auf die Schulter klopfte nnd mit dem Barbierslächeln Eines, der seinen Mann bei der Nase hielt, sagte:

„**Mio caro**, was soll aus diesem würdigen Juden werden, dem das Warten gewiß lange Weile macht?“

„Todt!“ murmelte der Scharfrichter, die Hand an die Stirne führend; „todt wegen mir! todt! . . . Schon gut!“

Mondaio, dessen verstümmelte Beine ihn nicht mehr trugen, und Seila, welche die Kräfte verließen, mußten durch Männer auf das Schaffot getragen werden; der Scharfrichter stellte sich zwischen sie beide, aber er war selbst in so schmerzliche Gedanken vertieft, daß er den Vorgängen um ihn völlig fremd blieb und den Strick des Galgens nicht zuweg gemacht haben würde, wenn man ihm denselben nicht in die Hand gegeben hätte. Der Holzstoß warf einen hellen Schein und knisternd züngelte die Flamme hoch wie der Galgen empor. Völliges Schweigen herrscht auf dem ganzen Platze und kein Laut als die Stimme der Büßermönche, die um das Schaffot herum beten, läßt sich vernehmen.

„O mein Vater! mein Vater!“ schreit Seila sich an Mondaios Brust werfend, der sie zurückstoßen will, „schwört das Judenthum ab, um nicht sterben zu müssen.“

„Laß mich sterben!“ antwortet der Jude bitter; „ich sterbe ohne Bedauern, weil ich kein Kind mehr habe.“

„Ich sagte Euch, daß ich Christin bin,“ entgegnet das junge Mädchen fest, „weil der Gott der Christen mich gerettet hat!“

„Gerettet? Unglückliche!“ antwortet verächtlich Mondaio, indem er sie immer von sich drängt. „Das Leben hat man Dir allerdings geschenkt!...“

„Ihr versteht mich nicht!... Ein Elender, ein Niederträchtiger, der Urheber all unsrer Leiden, wollte Hand an mich legen und mir Schmach anthun...“

„Und dieser Elende ist ein Christ! und Du hast den Glauben Deiner Väter für die Religion dieses Ungeheuers verlassen!...“

„Nur in Gott hatte ich noch Heil zu hoffen und zu Gott habe ich mich gewandt; ich betete zur heiligen Jungfrau, zur Mutter Jesu Christi; ihrer Obhut anempfahl ich meine gefährdete Ehre und alsobald fühlte ich mich von göttlichem Glauben beseelt, ich brachte dem Himmel das Opfer jener eiteln Schönheit, die mein Verderben werden sollte, ich hatte den Muth, Allem, was

ich liebe, zu entsagen, indem ich auf die flammende Glut mich warf, um mein Antlitz zu verunstalten ..."

Bei diesen Worten, die ihren Vater mit Mitleid und Abscheu erfüllten, lüftete sie ihren Schleier und zeigte ihm ihr verbranntes Gesicht, daß nur Eine offene Wunde bildete. Mondaio konnte einen Schrei nicht zurückhalten und schloß entsetzt seine Augen.

Nun aber läßt sich dumpfes Geräusch aus dem Innern der Erde am Fuße des Schaffots vernehmen: es sind wiederholte Schläge gegen den Boden des Monte Pincio; diese Schläge, die wie die Arbeiten in einer Mine erdröhnen, scheinen immer vom nämlichen Punkt auszugehen; zuweilen wird ringsherum der Boden davon erschüttert. Ein panischer Schreck bemächtigte sich der Glieder der Prozession, welche um das Schaffot herumstehen und sich beeilen, ihren Posten zu verlassen; Einige fliehen sogar unter Geschrei und Zeichen des Kreuzes. Man glaubt, ein Abgrund wolle sich öffnen, um die Verurtheilten der Inquisition zu verschlingen. Man spricht von einem unterirdischen Vulkane. Schaffot und Scheiterhaufen lenken die Aufmerksamkeit der Anwesenden nicht ferner auf sich; die Hinrichtung ist vergessen; Mandaio und seine Tochter könnten entfliehen, ohne daß Jemand ihrer Flucht hinderlich wäre. Der Scharfrichter beschäftigt sich nicht mehr mit ihnen und wendet ihnen den Rücken, um die zulaufende Schlinge zurecht zu machen, welche er an seinem eigenen Halse probiren zu wollen scheint.

Jetzt erst wird das Ereigniß in den Katakomben ruchbar. Man erzählt sich, der Teufel habe den Körper der heiligen Valeria geholt und mit Furcht erregenden Anzeichen die vom Pabste zur Hebung der Heiligen ernannten Abgeordneten in die Flucht gejagt. Man fügt bei, daß der Großinquisitor, der jedenfalls eine Todsünde auf sich hatte, selbst von dem Teufel geholt wurde. Solche abgeschmackte Mährchen werden bald mit noch abgeschmacktern Umständen bereichert. Aber

Fragonard und der Abbé von Saint-Non befinden sich da; sie kamen traurig von San-Lorenzo zurück, ohne Monsignore Badolfo gesehen zu haben, welcher nach der Aussage der Einen die Katakomben verlassen und in den Palast der Inquisition zurückgekehrt, nach Andern dem Teufel in die Krallen gefallen und umgekommen sei. Sie waren Beide in höchster Unruhe über Roberts Loos, als der Zufall sie über die Piazza di Spagna führte. Um vielleicht die Verurtheilten fragen zu können, was aus Robert geworden, brachen sie bis zum Schaffote durch und waren daher die Ersten, welche den unterirdischen Lärm hörten, der sie in Staunen versetzte ohne sie zu schrecken, und ihnen von einer Art schien, dessen Ursache zu erforschen und auf den Grund zu kommen, sie wohl der Mühe werth hielten. Saint-Non, der Roms Topographie vollkommen kannte, dachte Anfangs, er möchte von den Arbeitern bei den Wasserleitungen des Brunnens Trevi herrühren; aber Fragonard, der mit dem Ohr auf auf dem Boden gelegen war, erklärte, daß er ein Geschrei vernommen und daß die Schläge, welche ununterbrochen andauerten, gegen ein schallendes Gewölbe geführt werden müßten. Er stampfte mehrmals auf die Stelle, während die Neugierigsten oder die Kühnsten sich langsam näherten, um den Erfolg solcher Versuche mitanzusehen, und regelmäßige Schläge antworteten denen, welche er als Signal gegeben. Er beugte sich wieder zum Boden herab und hörte ein erstictes Geschrei, das nichts Menschliches an sich hatte und auch die Unerschrockensten wieder zurücktrieb.

„Da drinnen ist Jemand!“ rief Fragonard in edlem Ungestüm. „Man klopft, man schreit, man verlangt Hülfe!“

„Es ist ein Echo,“ sagte Saint-Non; „die unterirdische Wasserleitung, welche das Wasser dem Brunnen Trevi zuführt, läuft in gerader Linie durch die Straße Condottiere...“

„Wer weiß? da unten ist ein Unglücklicher, ich bin

davon überzeugt. ich habe ihn gehört! Er hat mich auch gehört. Ans Werk! Retten wir ihn! Wenn es . . ." vielleicht! . . ."

Er ergreift ein Beil, das zur Errichtung des Scheiterhaufens und des Schaffottes gedient; mit energischer Thätigkeit wühlt er den Boden auf, Saint-Non hat einen Spaten genommen, den er zufällig in seiner Nähe erblickte, und ahmt seinem Freunde nach, der bald noch mehrere Nachahmer findet. Die Menge bleibt unentschieden; sie folgt mit Augen und Ohren den Arbeiten, die zu einem ihr noch unbegreiflichen Zwecke vorgenommen werden, denn sie kann nicht begreifen, wie ein lebendiges Wesen sich unter dem Boden der Piazza di Spagna befinden könne. Man hört nur noch die Pickel und Schaufeln, die ein weites Loch graben. Fragonard und Saint-Non sind immer an der Spitze der Arbeiter und ihr Eifer spornt die Andern zur Thätigkeit an. Das Gewölbe ist durchbrochen und das Geschrei des Unglücklichen, der, seine Befreier segnend, das Tageslicht erblickt, entsteigt klar und deutlich der Oeffnung, die in das unterirdische Gewölbe gemacht wurde, in welchem ein menschliches Wesen lebendig begraben war. Ein Schrei der Freude und Begeisterung ertönt von allen Seiten.

„Robert! es ist Robert!" sagt Fragonard gerührt, indem er mit den Händen noch die Oeffnung erweitert, um den Freund mit seinen von Thränen umdunkelten Augen besser zu sehen. „Wo ist er? Wo bist Du, Robert? mein armer Robert!"

„Ist es möglich?" ruft Saint-Non, der Fragonard das Glück, seinen Freund zuerst zu umarmen, streitig macht, „Was für eine Grille war das, in die unterirdische Wasserleitung hinabzusteigen? Doch nein, er war in den Katakomben!"

Die Oeffnung ist nun weit genug, um einen Mann durchzulassen; Fragonard und Saint-Non eilen zu Robert zu gelangen, den sie durch das Dunkel erblickt, während

sie dessen Stimme erkannten; aber nicht er zeigt sich jetzt an der in die Katakomben gemachten Oeffnung, sondern ein leichenfarbenes, lebloses Antlitz; es ist Pater Alexanders Leichnam, in einer blutbefleckten Kutte; es ist Pater Alexander, der als Todter erscheint, um seinen Mörder anzuklagen. Die Menge hat ihn erkannt und flüstert seinen Namen, sich unter Bekreuzigungen entfernend. Fragonard und Saint-Non ziehen den Körper herauf, den Robert triumphirend bringt, und Robert, von Hunger, Angst und Ermüdung erschöpft, zeigt sich nun auch und fällt blaß, wie der Tod, mit sterbenden Augen und wild flatternden Haaren in die Arme seiner Freunde, indem er mit feierlicher Stimme ruft:

„Da ist der Leichnam des Pater Alexander, der am Abend des Hohendonnerstags von Marco in der Umgegend Roms ermordet wurde; Mondaio und seine Tochter sind unschuldig!"

Er ist ohnmächtig geworden, ohne seine Blicke zu Seila erhoben zu haben, welche die Falten ihres schwarzen Schleiers dichter um sich zieht und auf das Schaffot hinkniet, während ihr Vater verlangt, daß das Urtheil der Inquisition vollzogen werde. Neues Geschrei ertönt auf dem Platze und Alles weist auf einen armen Sünder hin, der am Galgen hängt. Es ist nicht der Jude, dessen Unschuld so eben verkündet wurde, es ist Marco, der sich mit eigener Hand gerichtet.

Monsignore Badolfo hatte in den Katakomben den Tod gefunden; Mondaio und seine Tochter wurden nach einem zweiten Urtheil, das Marcos Verbrechen bestätigte, in Freiheit gesetzt, allein Mondaios Vermögen blieb als ein guter Fang für die Kirche confiscirt: der Kummer darüber tödtete ihn. Seine Tochter, die ihre

Schönheit geopfert, um den Großinquisitor von sich fern zu halten, heiratete Robert nicht; sie hatte ihren Glauben abgeschworen und widmete sich nun ausschließlich dem Dienste einer Kapelle, welche an dem Orte, wo Robert seine wunderbare Rettung aus den Katakomben fand, gegründet ward. Noch sieht man heutzutage diese Kapelle zur Linken der Treppe von Trinita del Monte.

Diese Begebenheiten ließen in Roberts Gemüth eine Düsterkeit zurück, die er nie bekämpfen konnte und die in die meisten seiner Gemälde von Ruinen oder Landschaften überging. Durch Vermittlung des Grafen Noriac blieb Fragonard Zögling der Akademie und ward ohne sonderliche Bemühung einer der besten Maler der französischen Schule des XVIII. Jahrhunderts. Saint-Non, der die Künste immer leidenschaftlicher liebte, zeichnete Alles, was in Italien zu zeichnen war, und richtete sich dann in Frankreich durch die Herausgabe seiner großen „Malerischen Reise nach Neapel und Sicilien“ zu Grunde, indem er bedauerte, nicht reich genug zu sein, um alle seine Zeichnungen in Kupfer stechen zu lassen. Der Direktor der französischen Akademie aber, welcher sich mit den drei Freunden versöhnte, verfiel in übertriebene Frömmelei, malte nur noch religiöse Gegenstände und bezeichnete das Ende seiner bedauerlichen Verwaltung, durch Ausstoßung eines Zöglings der Akademie welcher Ostern nicht gefeiert hatte.

Ende.

In unserem Verlage sind erschienen:

Der Prophet von Florenz.

Wahrheit und Dichtung von Johannes Scherr.

3 Thle. 6 fl. 48 kr.

Statt aller Anpreisungen dieses Romans, geben wir hier eine der vielen günstigen Beurtheilungen desselben; diese Beurtheilung ist in den „Jahreszeiten“ für 1845, Nr. 36, erschienen und lautet folgendermaßen:

Unsere Zeit fordert Tendenzen, und die des religiösen und politischen Fortschritts ist es, welche alle anderen überragt, denn sie faßt alles Uebrige in sich, und birgt den Keim, aus welchem das Wohl der Menschheit, die Freiwerdung der Völker hervorgeht; religiöser und politischer Fortschritt ist die höchste Spitze aller jener edlen Bestrebungen, aus welchen zusammengenommen einst eine schönere, bessere Zukunft emporblühen wird, und Freude eund Trost gewährt es zu sehen, wie viele mehr oder weniger ausgezeichnete Männer dieser Zukunft ihre ganze Kraft weihen und wie sie auch die Schwächeren zu regem Eifer entflammt, daß auch sie ihr Scherflein zu diesem großen Werke beitragen. Darum wollen wir es auch nicht tadeln, daß Kunst und Poesie so ganz und gar von diesen Bestrebungen beherrscht und so auch vieles Seichte und Ungenießbare zu Tage gefördert wird; wer jetzt dichtet, dichtet politische Lieder, wer einen Roman schreibt, legt ihm die Tendenzen des Tages unter, und auch die Kunst huldigt dieser Richtung unserer Zeit. Was Wunder, daß die Poesie darunter leidet, da sie nicht mehr das höchste, sondern erst das zweite ist, nach dem man strebt. Um so mehr verdient aber ein Werk Anerkennung, in dem sich beides vereinigt findet, ohne daß dem Einen oder dem Andern dadurch Abbruch gethan wäre, und dies können wir von dem oben angeführten Roman mit vollem Rechte sagen. Mit besonderem Vergnügen haben wir denselben gelesen und empfehlen ihn Allen, welche etwas Gutes und Werthvolles zu schätzen wissen. Der Verfasser hat ihn „Wahrheit und Dichtung“ genannt, und mit Recht; es liegt ihm ein bedeutender, für unsere Zeit als von besonderem Interesse sich geltend machender Theil der Geschichte zu Grunde, und die Dichtung, welche hier mit der Geschichte verwebt ist, verdient diese Bezeichnung in der zwiefachen Bedeutung des Wortes. Der Held des Romans ist Girolamo Savonarola, welcher am 23. Mai 1498 seine Wahrheit mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen besiegelte; man nannte ihn den Propheten von Florenz und er kann als einer der tüchtigsten Vorarbeiter der Reformation betrachtet werden. Er donnerte gegen Rom, auf dessen Stuhl damals das Haus Borgia saß; neunzehn Jahre nach seinem Tode begann Luther aus seiner Wittenberger Zelle ebenfalls gegen Rom zu donnern, und seit jener Zeit haben die

selben und verwandte Bestrebungen nicht aufgehört, bis wir dahin kamen, wo wir jetzt stehen, freilich auch noch in großer Entfernung vom Ziele Der Prophet von Florenz strebte aber nicht nur nach religiöser, sondern auch nach politischer Freiheit, denn daß Florenz eine Zeit lang das Joch der üppig gewordenen Mediceer abschutteln und sich selbst regieren konnte, das war Savonarola's Werk, und so müssen wir ihn als den vollständigen Repräsentanten einer vollständigen Freiheit anerkennen. Neben Savonarola's Wirken und Streben, das mit klaren, hellen Farben gezeichnet, daß sich das Auge daran erfreuen und, was wichtiger ist, der Geist, der in unserer Zeit so sehr des Muthes und der Ausdauer bedarf, daran erkräftigen kann, geht der Roman gleichmäßig fort, und in diesem Roman wird zugleich das Leben des Pabstes (Alexanders VI, aus dem Hause Borgia) auf eine so eindringliche Weise geschildert, wie es jetzt Noth thut, und wie Aehnliches erst seit einem Jahre so vielfach geschehen; wir sehen, überall tritt die Tendenz hervor, und doch wird die Dichtung nicht unterdrückt. Werfen wir nun einen Blick auf den eigentlichen Roman (nachdem wir auf das hingewiesen haben, was ihn vor Allem berechtigt, als ein Werk für die Gegenwart und so auch für die Zukunft zu gelten), müssen wir auch hier die höchste Befriedigung aussprechen. Sowie Savonarola die Hauptperson in dem, was nicht eigentlich Roman ist, ausmacht, so ist es Heinrich, ein junger Patrizier aus Ulm, sein Schüler und eifriger Anhänger, im andern Theile. Wir hätten wohl eine etwas innigere Verknüpfung dieser beiden Theile, die wir in der Beurtheilung übrigens weit mehr trennen, als es im Buche geschehen ist, für zweckmäßig erachtet, doch was nicht durch die Persönlichkeiten bewirkt wird, ist auf der andern Seite durch die Verhältnisse bedingt, und nur auf kurze Zeit, besonders im zweiten Theile, entfernt sich der Leser von dem Propheten von Florenz, dessen Geist ja doch Alles durchwebt und leitet, denn wo Heinrich ist und etwas durch ihn geschieht, erkennen wir den Lehrer wieder. Heinrich lernt in Florenz ein Mädchen kennen, das er liebt, deren Gegenliebe er gewinnt. Wir könnten sehr einfach sagen, daß die Entführung dieses Mädchens und das Aufsuchen und Wiederauffinden desselben den Inhalt des Romans ausmacht, dann würde man sich aber mit Recht wundern, daß damit drei Bände gefüllt sind; darum müssen wir schnell hinzufügen, daß mit diesem so einfachen Vorfalle wiederum ein bedeutendes, und zwar sehr interessantes Stück Geschichte, das ganz zu einem Roman verarbeitet, verbunden ist, und daß auf diese Weise das Interesse nicht nur bedeutend gesteigert, sondern auch der Werth des Buches überhaupt erhöhet ist. Um nur Einiges anzuführen, erwähnen wir die Geschichte des Hauses Medicis um diese Zeit, des Einzuges des Königs Karls VIII. von Frankreich in Florenz und später in Rom, die Geschichte des Hauses Borgia, deren Mitglieder sehr thätig in diesem Romane mitwirken, denn Flora, Heinrich's Braut, befand

sich in der Gewalt der berüchtigten Lucrezia Borgia, welche sie haßte, weil sie ihr die Liebe des Deutschen entzog; auch Michel Angelo tritt handelnd auf und zwar als Heinrich's Freund und Beschützer; auf diese Weise ist denn die Geschichte in der That zu einem Roman verwandelt. Freilich sind unter solchen Umständen die Charaktere nicht besonders scharf gezeichnet, mit Ausnahme des des Propheten, aber die Mannigfaltigkeit der Handlung ersetzt diesen Mangel vollständig und eine Schilderung von Geist und Poesie überschüttet das Ganze mit einem so lieblichen Duft, daß man das Buch mit wahrhaftem Vergnügen lies't.

Poeten der Jetztzeit

in Briefen an eine Frau. Von Dr. Johannes Scherr.

2 Rthaler oder 3 fl. 30 kr.

Auch dieses Buch empfehlen wir am Besten durch die folgende Beurtheilung, welche demselben in Nr. 76 der Zeitschrift „Vaterland,“ 1845, zu Theil geworden ist.

Der Hr. Verfasser, welcher als geist- und phantasievoller Schriftsteller sich bereits einen geachteten Namen erworben, sagt in der Einleitung selbst von seinem Buche: „Es ist dieses Buch durchaus kein methodischer Leitfaden, keine organisch gegliederte Darstellung der neuesten Geschichte der Dichtkunst, sondern blos eine keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machende Gallerie von Portraits der hervorragendsten und bedeutenderen Dichter unserer Tage, von Portraits, wozu die Farben aus den eigenen Werken der Originale genommen sind und die meine (Hrn. Scherr's) Commentare bloß als bescheidene Rahmen umgeben.“ Hr. Scherr ist Liberaler, entschiedener; und diese Gesinnung bildete mit an seinen Rahmen. Wir haben nichts dabei zu erinnern, (ganz davon abgesehen, daß wir häufig mit ihm sympathisiren), denn Subjektivitäten erhalten jedenfalls die lebhaftesten Auffassungen wieder durch Subjektivitäten, und wie der Diamant durch Diamantstaub seine Politur bekommt, wünschen wir Dichter am liebsten durch Dichter, und Dichter, welche zu den politischen Dichtern gehören, am liebsten durch politische Dichter geschildert. Freilich setzen wir Kenntniß und Ehrlichkeit dabei voraus, ohne welche nichts in der Welt zu einer innerlich begründeten Wirkung gelangen kann; aber sogenannte Unpartheilichkeit setzen wir gar nicht dabei voraus, so wenig, als wir eine kalte Flamme zu wünschen so unvernünftig sein können. Schon Herder und A. W. v. Schlegel (um von Andern zu geschweigen) schrieben nicht unpartheiisch, nämlich was man so unpartheiisch im Sinn einer lauwarmen Gleichgültigkeit nennt, und noch weniger kann die moderne Kritik, dieses Produkt einer Zeit voll Fehde, voll innerer Gährungen und Zerklüftungen, voll

theils schon vorgeschrittener theils erst beginnender Entwickelungsprocesse, von einer Partheinahme sich frei halten. Partheinahme ist darum noch nicht Partheilichkeit. — So, mit diesen Worten, glauben wir zugleich eine Eigenthümlichkeit des hier anzuzeigenden Buches gerechtigt zu haben. Es geht politisch und ästhetisch von einem Partheistandpunkt aus, aber beide Standpunkte sind tüchtig durchgebildet; der Verfasser des Buches hat Geschmack, Kenntniß, er weiß glücklich zu suchen und zu finden, das Geheimniß, durch Abwechselung und Verbindung zu interessiren, ruht ungezwungen in seiner Hand. — Nach dem, was wie erwähnt, Herr Scherr selbst über sein Buch bemerkte, darf man nichts Vollständiges darin suchen; ja er hat für Den, der blos das Inhaltsverzeichniß ansieht, über einzelne Theile des Inhalts — etwas manierirt — sogar noch Schleier geworfen. Statt nämlich z. B. auf S. 19 Mickiewicz zu setzen, schrieb er, „ein Pole,“ und die „zwei Todte,“ welche für S. 42 verkündigt sind, stellen sich erst beim Nachschlagen als der Graf Giacomo Leopardi (ein bis jetzt in Deutschland fast noch ganz unbekannter italienischer Dichter) und August Graf von Platen-Hallermünde heraus. Aehnlich bei einigen folgenden Rubriken. Aber der Leser wird dadurch nicht verkürzt. Dagegen hätten wir gewünscht, die neuere englische Literatur, welche in Byron ihren strahlendsten Krystall anschoß, von Hrn. Scherr mehr berücksichtigt zu sehen; der Russe Puschkin würde ebenfalls einen wesentlichen Anknüpfungspunkt gegeben haben, und Andersen — aber wir fühlen, es ist zuviel verlangt. In seiner mehr bequem schweifenden, humoristischen Einkleidung hätte der Verfasser Bände zur Stillung aller jener Wünsche nöthig gehabt, und es muß uns genügen, daß von den Poeten der Jetztzeit in dem stattlichen Bande, den er uns diesmal reichte, gerade die bedeutenderen deutschen hervortreten. Was von Ausländern in ihm gesagt worden, ist dann mehr Excursion. Aber Alles dankenswerth. Das Buch, obgleich durch die Art seiner Abfassung zunächst für Frauen bestimmt, eignet sich doch seinem Inhalte nach für jeden Gebildeten, welcher über Vieles, was ihm in dem bezeichneten großen Gebiete noch unbekannt ist, auf angenehme und anziehende Weise Unterricht wünscht. Da und dort hätte das, was wir „das bequem Schweifende“ der Einkleidung nannten, etwas kürzer gehalten und Anderem eine verhältnißmäßig größere Ausdehnung gegeben werden können. Aber es ist da schwer, Maß zu halten und übers Maß sich zu verständigen, ganz davon abgesehen, daß bei Arbeiten dieser Art häufig Rahmen in Bild und Bild in Rahmen sich verliert, und daß beide fast ebenso häufig dadurch gewinnen.

Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.

Bö

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lacroix, Paul,

Die Katakomben von Rom Roman

Stuttgart 1846

L.eleg.g. 16 t-27,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573156-6